JEHUDO EPSTEIN

MEIN WEG VON OST NACH WEST

Erinnerungen



J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Staats- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1929 by J. Engelhorns Nachf. Stuttgart / Printed in Germany / Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meiner lieben Frau gewidmet

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

IN DER HEIMAT

Ich bin in Rußland geboren.

Die Provinz, welche die Gouvernements Minsk, Mohilew, Witebsk umfaßt, wird das „Weiße Rußland" genannt. Sie grenzt im Norden an Smolensk, im Süden an Tſchernigow, liegt alſo zwiſchen Groß- und Kleinrußland. Hier iſt meine Heimat.

Im Städtchen Sluzk, im Gouvernement Minsk, kam ich zur Welt.

Ich kann weder mein Alter noch den Tag meiner Geburt mit Genauigkeit angeben. Mein Vater glaubte, daß ich im Jahre 1871 geboren wurde, die Mutter aber behauptete, ich wäre ſchon 1869 auf die Welt gekommen. Der Tag meiner Geburt war in unſerer Familie bekannt, aber man kannte das Datum nur nach dem jüdiſchen Kalender. Weil ich mir niemals die Mühe gegeben habe, nachzurechnen, auf welchen Tag der ſiebzehnte Tamus fällt (was übrigens vergeblich wäre, weil das Jahr ja zweifelhaft blieb), ſo weiß ich es bis auf den heutigen Tag nicht. Für das Geburtsjahr nehme ich die Mitte zwiſchen mütterlicher und väterlicher Verſion an und ſage, ich bin 1870 geboren.

In dem Milieu, in dem ich aufwuchs, legten die Menſchen auf die Kenntnis ihres Geburtstages kein Gewicht. Beinahe kein Jude, der innerhalb der damaligen Linie des „Anſäſſigkeits-Rayons" geboren war, beſaß ein ſtaatliches Geburtsdokument, denn die Judenkinder immatrikulierte man nicht. Sie wurden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ebensowenig gezählt oder vermerkt, wie etwa, um mit der Bibel zu sprechen, die Sandkörner am Ufer des Meeres, oder die Grashalme im Felde. Wie der Staat sich um die Geburten nicht kümmerte, so kümmerte er sich auch um die Todesfälle nicht. Diese eigenartige Sorglosigkeit dehnte sich, solange die Leibeigenschaft bestand, auch auf den Bauernstand aus. Geburten wie Todesfälle wurden nur alle fünfundzwanzig Jahre einmal registriert. Verstorbene galten bis zu einem solchen Revisionsjahre als lebend; die Existenz derer, die seit der Revision zur Welt gekommen waren, war amtlich nicht nachzuweisen. (Die Handlung in Gogols „Toten Seelen" ist auf diesem eigenartigen Zustand aufgebaut.)

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde eine Immatrikulierung der Juden notwendig. Hiefür ernannte Kommissionen reisten damals durch das Land, schätzten das Alter der Judenkinder nach ihrem Aussehen und nach den Angaben der Eltern ein und vermerkten sie in die angelegten Listen, wobei Irrtümer unabsichtlich, aber auch absichtlich unterliefen.

Ergab sich einmal der merkwürdige Fall, daß die Existenz eines Juden nicht genügte, um sein Dasein zu beweisen, und diese Tatsache mußte noch besonders durch ein Dokument bekräftigt werden, so ließ man sich von der Polizei die nötige Bescheinigung ausstellen, bei welcher Gelegenheit man nicht versäumen durfte, dem Beamten eine entsprechende „Nehmung" zu verabreichen. Ohne „Nehmung" war auf einem russischen Amte nichts zu erreichen. Schmierte man aber gehörig, so konnte man das Dokument so haben, wie man wollte und der Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

amte kam in allem, was das Geboren- oder das Geſtorbenſein anbetraf, willig entgegen. Welche Bedeutung wäre auch ſo geringfügigen Umſtänden beizumeſſen, ob Schmul oder Jainkef ſich ſo oder ſo ſchriebe, ob er ein Jahr früher oder ein Jahr ſpäter auf die Welt gekommen war?

Ein ſolcher, von der Polizei im Jahre 1882 (alſo etwa zwölf Jahre nach meiner Geburt) ausgeſtellter Schein, vergilbt und in acht Teile zerfallen, liegt vor mir: Mein Geburtsſchein. Meinem Vater wird darin beglaubigt, daß ihm im Monate Juli des Jahres 1870 ein Sohn meines Namens geboren wurde. Der Tag meiner Geburt iſt nicht angegeben, ſcheinbar, weil man ſolchen Kleinigkeiten, wie ich bereits erwähnte, keine Bedeutung beilegte.

Meine Vaterſtadt Sluzk unterſchied ſich in nichts von unzähligen anderen kleinen ruſſiſchen Kreisſtädten des „Anſäſſigkeits-Rayons". Sie war zum größten Teile von Juden bewohnt. Der Reſt der Bevölkerung beſtand aus Ruſſen und Polen, meiſt Kleinbürger. Bis auf wenige Begüterte führten Juden wie Chriſten ein dumpfes, kümmerliches Daſein. Die Dürftigkeit der Sluzker Judenſchaft aber war geradezu berühmt. In kleinen, verwackelten, mit Stroh und Schindeln gedeckten Holzbauten, unter den ungeſündeſten Verhältniſſen hauſten große, kinderreiche Familien, denen es an den primitivſten hygieniſchen Lebensbedingungen, an Luft und Nahrung fehlte. Eine Graupenſuppe, „Krupnik" genannt, war der Hauptbeſtandteil der Mahlzeiten der Sluzker Judenſchaft. Dieſer Krupnik war weit bekannt, etwa wie die ſpartaniſche ſchwarze Suppe, nur daß er nicht auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Abhärtung, ſondern auf Armut und Unterernährung hinwies. Wenn jemand auf die Frage nach ſeiner Heimat antwortete, er ſei aus Sluzk, ſo hörte ich beinahe immer den Frager ſchmunzelnd ausrufen: „Aha! Ein Sluzker Krupnik!“ — Für die Sluzker ſelbſt aber ſcheint ſchon auch der armſelige Krupnik ein erſehntes Gericht geweſen zu ſein, denn wenn ſie etwa ſagen wollten: Warum ſoll ich mich mit einer beſcheidenen Lebensweiſe zufrieden geben, wenn ich herrlich und in Freuden leben kann? drückten ſie es ſo aus:

„Far wos ſoll ich eſſen Bröt mit niſt, as ich kenn eſſen Bröt mit Krupnik?“ —

Über die Genealogie unſerer Familie bin ich nur ſehr mangelhaft unterrichtet. Von meinen Ureltern väterlicher- wie mütterlicherſeits weiß ich nichts. Erſt bei den Großeltern ſetzen meine Kenntniſſe ein. Mein Großvater mütterlicherſeits, nach dem ich meinen Vornamen führe, hieß Reb Jehudo Rubinſtein. Er war von Beruf ein „Chaſon“, ein Kantor, ein Vorbeter im Bethaus, alſo ein Angeſtellter der Sluzker Kultusgemeinde. Sein Amt war mit äußerſt unbedeutenden Bezügen bedacht. Er war von ſchwächlicher Geſundheit, und die Ernährung mit dem Sluzker Krupnik dürfte ihm nicht ſehr bekömmlich geweſen ſein. Er iſt in jungen Jahren, ich glaube, im dreißigſten Lebensjahre, geſtorben, eine Witwe mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter hinterlaſſend, die gänzlich unverſorgt zurückblieben.

Die Großmutter ſah ſich nach ſeinem Tode auf eigene Kraft angewieſen und hat tapfer den Kampf um ihr und ihrer Kinder Daſein aufgenommen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geführt. Sie erwarb einen Kramladen auf dem Platze und der karge Verdienſt reichte ſpärlich zu aller Ernährung. Dieſer Kramladen der Großmutter iſt meine allerfrüheſte Erinnerung. Er beſtand aus einem kleinen Schrank in Manneshöhe, der mit verſchiedenſtem Hauſierertand vollgepfropft war und jeden Morgen auf den Platz hinausgetragen und aufgeſtellt werden mußte. Für die Bäuerinnen geführte farbenprächtige Bänder und Glasperlen erfreuten das Auge. Viele ſolcher Läden, „Elmerl" genannt, gab es auf dem Marktplatze. Mit der Erinnerung an dieſe Elmerl iſt bei mir in irgendeinem unklaren Zuſammenhange die Vorſtellung von einem großen Gewitter und einem ſtarken Donnerſchlag verbunden, der mich vor Schreck auf die Erde fallen machte. — Sommer und Winter, auch bei der größten Hitze, ſaß die Großmutter vor ihrem Elmerl; im Winter über einem Topfe mit glühenden Kohlen, der unter ihrem weiten Faltenrock ſtand, thronend, bis zur Unkenntlichkeit vermummt. Sie führte ihr Geſchäft mit Eifer und Tüchtigkeit, ſo daß man bei ihr ſogar Erſparniſſe vermutete, was ſich aber nach ihrem Tode nicht beſtätigte. Der ganze Nachlaß beſtand aus einem Stück Leinwand für ihre „Tachrichim", für die Totenkleider. Der herrſchenden Sitte nach durfte man wohl bei Lebzeiten die wohltätige Hilfe ſeiner Nächſten in Anſpruch nehmen, nicht aber in Kleidern begraben werden, die vom Gelde anderer angeſchafft wurden. Dies galt als Schande. Deshalb verſah ſich damals jeder beizeiten mit Totengewändern. Es pflegte ein feierlicher Gang zu ſein, den man da antrat, um ſich mit den Kleidern für die Ewigkeit zu verſorgen. Gewändern, in denen man vor dem höchſten Richter er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſcheinen ſollte. Beim Einkaufen hielt man viel auf gute und beſonders auf dauerhafte Ware.

Ehen konnten in dieſem Milieu ohne Aufwand von Geiſtlichkeit, Beamten oder Advokaten in kürzeſter Zeit ebenſo geſchloſſen wie gelöſt werden. Um eine Frau legitim, nach jüdiſchem Ritus zu ehelichen, genügt, wenn der Mann der Frau in Gegenwart zweier Zeugen einen Ring an den Finger ſteckt und die Formel ſpricht: „Durch dieſen Ring biſt du mir zur Frau geheiligt nach dem Geſetze von Moſes und Iſrael.“ — Ebenſo einfach iſt die Scheidung der Ehe vollzogen, wenn der Mann in Gegenwart zweier Zeugen der Frau den Scheidungsbrief überreicht. Wer aber glaubte, daß man deshalb den Eheſtand als einen Taubenſchlag betrachtete, in den man nach Belieben ein- und ausflog, daß man nach kurz genoſſenen Ehefreuden leichtfertig auseinanderging, der irrte ſich ſehr. Der ſeit Urzeiten begründete gute Ruf des jüdiſchen Familienlebens beweiſt, daß dieſe Erleichterungen nicht mutwillig mißbraucht wurden.

Meine Mutter heiratete in einem für dieſe frommen Verhältniſſe ziemlich ſpäten Alter. Aber ſchon nach ſechswöchentlicher Ehe ließ ſie ſich von ihrem Manne ſcheiden. Über dieſe Ehe und die tieferen Gründe der baldigen Scheidung iſt mir nichts bekannt geworden. Die Häßlichkeit des Mannes und die daraus entſprungenen Neckereien der Freundinnen der Mutter, denen er nicht gefiel, ſollen angeblich die Urſachen der Scheidung geweſen ſein.

Nach kurzer Zeit heiratete die Mutter zum zweiten Mal, diesmal meinen Vater. Nun, geradezu ein Aus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bund an Schönheit dürfte auch er nicht gewesen sein. Ich hörte später die Mutter im Scherze darüber sprechen, wie häßlich auch er ausgesehen haben soll. Er war mager wie ein Windhund, blatternarbig und die „Gorgele", der Kehlkopf, sprang und rutschte ihm beim Sprechen von oben nach unten, was sich sehr komisch ausnahm. Aber Temperament und Witz und der Ruf, ein gelehrter „Bocher" zu sein, deckten in aller Augen manchen Schönheitsfehler. Der Vater aber scheint sich in die hübsche geschiedene Frau verliebt zu haben, denn er erklärte: Er heirate die oder keine. Eine solche Willensäußerung war in einer Zeit, in der Bräutigam und Braut oft erst bei der Trauung sich kennenlernten, etwas ganz Unerhörtes.

Der Vater war neunzehn Jahre, die Mutter zwanzig Jahre alt.

Vom Großvater väterlicherseits weiß ich, daß auch er in jungen Jahren heiratete. Seine Frau starb aber bald. Der Großvater heiratete zum zweiten Male, diesmal die Großmutter. — Existenzmittel besaß er zur Zeit der Eheschließung keine. Irgendeinen Beruf hatte er nicht erlernt. Als er sich vor die Aufgabe gestellt sah, Weib und Kind ernähren zu müssen, wurde er ein „Melamed", das heißt er machte eine Schule für Judenkinder auf, in der die elementarsten Kenntnisse der hebräischen Sprache den Kindern auf die primitivste Weise beigebracht wurden. Diesen Beruf ergriffen alle Verzagten, die nicht wußten, auf welche Art sie sich ihren Krupnik beschaffen sollten, all diejenigen, denen es an Kenntnissen, aber auch an Initiative fehlte, um zu versuchen, sich auf andere Weise ihren Unterhalt zu verdienen, mit einem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Worte, all diejenigen, die nicht den Ehrgeiz hatten, glanzvoller als ihre Vorfahren zu leben, und etwas beſſeres als Krupnik ſich nicht wünſchten. Melamed werden war die bequemſte Berufswahl. Man benötigte für dieſe Tätigkeit keine große Gelehrſamkeit und an Kindern mangelte es in dieſem geſegneten, ungemein fruchtbaren Milieu nicht, denn das Gebot Gottes: „pru urwu", vermehret euch und ſeid fruchtbar, befolgte man hier an erſter Stelle.

Leider war der Lohn der Lehrtätigkeit ein ſehr kärglicher. Soviel ich weiß, zahlte man zu jener Zeit dem Melamed etwa drei bis vier Rubel Lehrgeld für das Kind und für das Semeſter. Wenn er zehn Kinder unterrichtete, ſo betrugen ſeine Revenuen insgeſamt dreißig bis vierzig Rubel für das halbe Jahr, was eine geringe, ſehr geringe Entlohnung, auch ſchon für die damaligen Verhältniſſe bedeutete. Die Großmutter mußte daher helfend eingreifen und tüchtig ſchaffen, um den Haushalt zu ſtützen. Sie begann für die Umgebung Brot zu backen. Sie ſchaffte bis ſpät in die Nacht, ſtand mit Morgengrauen auf, um den Teig zu kneten und das Brot zu backen, während der Mann in ſeinen vom Gebet und vom Unterricht freien Stunden nach Kräften aushalf. Ihr Produkt fand Abſatz, was den Großeltern ermöglichte, ſich recht und ſchlecht durchzuſchlagen.

Der Großvater hieß Sußmann Steinberg. Mein Vater, ſein leiblicher Sohn, führte aber den Namen Epſtein. Von den Brüdern meines Vaters hieß der eine wie der Großvater, der andere Meiſl. Der erſtaunte Leſer wird ſicherlich fragen: Wie iſt das möglich? — Nun, die Erklärung dieſes nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu jener Zeit und nur in Rußland möglich gewesenen Naturwunders ist folgende:

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schritt die Regierung, wie ich bereits oben erwähnte, an die Immatrikulation der Juden. Wegen der vielen Verfolgungen, denen die Juden seit jeher und besonders in Rußland ausgesetzt waren, gewöhnten sie sich daran, in jeder Regierungsverordnung, die auf sie Bezug hatte, ausnahmslos eine neue Drangsalierung zu erblicken, gegen die man Gegenmaßregeln zu finden suchte, auch in Fällen, wo die neue Verordnung nach keiner Belästigung aussah. Das Mißtrauen war tief eingewurzelt, denn man war nicht gewöhnt, von dieser Seite Gutes zu erwarten. — Nun räumte das neue Wehrgesetz denjenigen männlichen Sprossen, welche einzige Söhne ihrer Familien waren, gewisse Privilegien und Erleichterungen beim Militärdienste ein. Dies brachte viele Väter auf den Gedanken, ihre Söhne, Sohn — oder kinderlosen Eheleuten zuzuteilen und als deren Kinder eintragen zu lassen. Durch diese Prozedur ward jeder Sohn vor dem Gesetze zum einzigen Sohn der betreffenden Familie, deren Namen er erhielt. Diese Machenschaften geschahen selbstverständlich mit der stillschweigenden Zustimmung der Behörden, die dafür ihren Tribut einhoben. Auch der Großvater sorgte für das zukünftige Schicksal seiner Söhne und verschrieb seinen ältesten und jüngsten Sohn, zwei verschiedenen kinderlosen Familien. Das ist die Erklärung, warum jeder meiner Onkel einen anderen Namen führte.

Bedenkt man, daß die damalige Dienstzeit acht Jahre dauerte (was immerhin gegen die fünfund-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

zwanzigjährige Dienstzeit unter Nikolaus I. eine große Erleichterung bedeutete), bedenkt man die barbarische Handhabung der militärischen Disziplin im damaligen russischen Heere, berücksichtigt man ferner, daß der fromme Jude bei seiner Verköstigung an äußerst komplizierte religiöse Vorschriften gebunden war, an die Gesetze von „koscher" und „trefe", daß mancher vorgezogen hätte, zu verhungern, als diese Gesetze zu übertreten, so wird man den Leuten das Grauen, das sie vor dem Militärdienste empfanden, nicht allzu sehr verargen dürfen.

Folgende Anekdote charakterisiert scharf die damaligen Zustände: Ein kleiner Junge soll nächstens eingeschrieben werden. Seine Angehörigen sind ratlos. Wie soll man das Kind eintragen lassen, älter oder jünger? — Älter wäre ein Vorteil wegen des Militärdienstes: er käme noch unreif zur Stellung und hätte Aussicht untauglich befunden zu werden. Jünger erscheinen ist aber ebenfalls vorteilhaft, weil der Junge einen guten Kopf hat und gut lernt. Man könnte ihn in die staatliche Schule in eine höhere Klasse stecken und er würde dadurch Zeit gewinnen. — Der Vater des Kindes kann zu keinem Entschluß kommen und er wendet sich an einen, wegen seiner Klugheit bekannten Mann um Rat. Aber auch dieser Weise muß über die schwierige Frage erst gründlich nachdenken. Während er alle Pro und Contra sorgfältig erwägt, kommt es plötzlich über ihn wie eine Erleuchtung.

„Wie wäre es," meint er, „wenn man das w a h r e Alter des Kindes bekennen würde?" — Allgemeines Staunen über den weisen Salomo. Auf die absonderliche Idee, das w a h r e Alter des Kindes anzugeben, war niemand verfallen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Frommen verheirateten ihre Kinder in gar jugendlichem Alter. Ich selbst sah noch Familienväter, die kaum das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatten. Die so jung Vermählten blieben gewöhnlich noch für einige Jahre bei ihren Eltern in Kost. Die Anzahl der Kostjahre wurde nebst der Mitgift, dem „Nedan", das beim Abschluß von Partien eine große Rolle spielte, ausbedungen. Während dieser Kostjahre reifte der neugebackene Ehemann zum Manne und Bürger heran und hatte Zeit, sich um einen Erwerb umzusehen. Weniger bemittelte Eltern konnten sich zwar eine mehrjährige Kostgebung nicht gestatten, pflegten es aber gewöhnlich trotzdem zu versprechen, denn man soll durch Kleinmut ein so gottgefälliges Werk wie die Schließung einer Ehe nicht gefährden. Das „Bitochen", das Gottvertrauen, war eine der am stärksten ausgebildeten Eigenschaften dieser Menschen. Die Folge dieser leichtfertigen Eheschließungen war, daß auch gänzlich Mittellose heirateten und Kinder in die Welt setzten, vertrauend auf denjenigen, der die Raben im Felde speist.

Meine Großeltern, väterlicher- wie mütterlicherseits arme Leute, konnten sich nicht einmal das Versprechen leisten, ihre Kinder für längere Zeit zu verköstigen. So mußte mein Vater, kaum verheiratet, sich um einen Erwerb umsehen.

Das, was ich über das Milieu, in dem ich aufgewachsen bin, im Laufe meiner Lebensbeschreibung erzählen werde, erhebt nicht den Anspruch in irgendeiner Weise neu oder gar originell zu sein. Vielleicht haben andere dasselbe Milieu schon kunstvoller und vom kulturhistorischen Gesichts-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

punkt mit größerer Anſchaulichkeit und mit größerer Gründlichkeit geſchildert. Ich will gerade ſo viel vermerken, als zur plaſtiſchen Darſtellung meines Lebensganges und meines Schickſals nötig iſt.

Unter der frommen Judenſchaft wird höchſte Ehrerbietung nur der Gelehrſamkeit gezollt. Nicht dem beſitzenden Manne, ſondern dem Frommen, dem Gelehrten, demjenigen, der ſein Leben dem Studium der Schrift und den guten Taten widmete, gilt die allgemeine Verehrung der Gemeinde; dem „Lamden", der in der heiligen Schrift und im Talmud Beſcheid weiß. Ein „Amhooretz" (wörtlich: Bauer, Landmann, ungebildeter Kerl), wird, auch wenn er über Reichtum verfügt, nicht geehrt. Wenn ich in meiner Kindheit von einem ſehr verehrungswürdigen Mann erzählen hörte, deſſen Leben geprieſen wurde, der als Muſter eines Juden, wie er ſein ſoll und wie er dem Herren genehm iſt, galt, ſo war das Höchſte, was man einem ſolchen Gerechten nachzurühmen pflegte: er kannte kein „Zuras matbäe", das heißt, er kannte kein Angeſicht einer Münze, er konnte eine Münze von der anderen nicht unterſcheiden, will ſagen: ſo weltabgeſchieden, ſo ſehr nur für die Lehre lebte dieſer Mann.

Der reiche Mann ſtrebte ſeinem Wohlſtande durch Verbindung mit Schriftgelehrſamkeit Glanz zu verleihen. Hatte der Reiche eine Tochter, ſo wurde nach einer Partie für ſie nicht unter den ebenbürtig Vermögenden Umſchau gehalten, ſondern ein Heiratsvermittler, ein Schadchen, ging oft durchs ganze Land auf die Suche nach einem jungen Mann und mußte einen grundgelehrten, wenn auch mausarmen „Bocher"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ausfindig machen, denn nur einem Grundgelehrten wünschte der Wohlhabende seine Tochter zu geben.

Unter Lehre und Gelehrsamkeit verstand man aber nur die scholastische Wissenschaft. Der einzige Zweck alles Forschens war das Studium der heiligen Schrift, ihrer Kommentare und die Deutung der rituellen, wie juridischen Traktate des Talmud. Man war der Ansicht, daß alles Wissenswerte schon in der Thora enthalten sei und daß es nicht der Mühe verlohne, ja sogar Schaden bringe, zu wissen, was nicht darin steht. Aus der Thora, hieß es, könne man Medizin, Philosophie, ja selbst die „Sterngückerei" erlernen; mit einem Wort, die heilige Schrift war Anfang und Ende alles Wissens. Indes, man sah nicht die monumentale Größe und die poetische Schönheit der heiligen Schrift, weil man hinter jedem Worte einen versteckten Sinn vermutete und ewig darnach auf der Suche war. So kam man dahin, vor lauter Deutungen die Schrift selbst nicht zu sehen, dabei alle weltliche Gelehrsamkeit gering zu schätzen, und machte es Kunst und Wissenschaft beinahe unmöglich, Wurzel zu fassen.

Der Jargon, dessen man sich bediente, war keine Sprache, sondern ein Kauderwelsch. Die alte hebräische Sprache aber war tot. Sie wurde wohl als Wissenschaft, in der Schrift, nicht aber im Worte gepflegt. Die Gebildeten bedienten sich allerdings im brieflichen Verkehre ausschließlich der „heiligen Sprache", auch wenn dieser Verkehr rein geschäftlicher Natur war und befleißigten sich einer farbenprächtigen Ausdrucksweise, die an traditionelle Formel gebunden war und deren Sätze sich gar eigenartig kräuselten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein Vater überschrieb die an mich, etwa fünfzehn- bis sechzehnjährigen Burschen, gerichteten Briefe folgendermaßen: „An die Ehrwürdigkeit meines Sohnes, meines teuren, den ich wie meine Seele liebe, ein Großer von Israel, grundgelehrt in Thora und Talmud. Sein Name, welcher ihm selbst zur Zierde und Ehre gereicht, ist Jehudo, sein Licht möge leuchten!"

Dies war nur eine alltägliche Überschrift, deren man sich ebenso bediente, wie etwa wir der Formel „lieber Sohn", oder „Euer Wohlgeboren". Kraus wie die Ausdrucksweise war auch die Handschrift. Man muß gesehen haben, wie mancher, bevor er den ersten Buchstaben setzte, mit der Hand in der Luft Schlingen und Spiralen über dem Papiere führte, bis er endlich ein ungemein verschnörkeltes Zeichen hinschrieb. Man hieß dies „Zucken" und es gehörte zur Schönschreiberei. Belletristische Werke von allgemein menschlicher Bedeutung sind meines Wissens im Jargon ebenso wie in der hebräischen Sprache erst in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren entstanden.

Was die Entwicklung der Kunst anbetrifft, so kannte man das Theater so gut wie gar nicht. Für die Entwicklung der bildenden Künste aber war die Religion, die nicht gestattete, Gemälde oder Standbilder herzustellen, hinderlich. Die Musik kam trotz der zweifellosen musikalischen Begabung dieser Menschenrasse nicht zur Entfaltung; man schätzte wohl den Gesang, weil aber zu dessen Studium keine fromme Gelehrsamkeit gehörte, wurde er als minder bewertet, als kein Lebenszweck angesehen. Welche Zukunft winkte einem Sänger, was sollte aus ihm werden? Im besten Falle ein Vorbeter im Tempel, ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Chaſon". Der Gipfel dieſer Laufbahn wäre eine Anſtellung in irgendeinem Bethauſe. Dieſe Vorbeter wurden nur kümmerlich bezahlt, dabei waren es nicht einmal Ehrenſtellen, die ſie bekleideten. Es drängte ſich deshalb niemand zum muſikaliſchen Beruf, wenn auch die Eitelkeit dieſen oder jenen zum Vorbeterpult hinzog, um als Amateur, ſeine vermeintlich ſchöne Stimme vor den verſammelten Gläubigen erſchallen zu laſſen.

Das Kunſtgewerbe entwickelte ſich nicht, weil die bildliche Darſtellung verboten, jedenfalls beengt war und auch, weil das Handwerk nicht in Ehren ſtand. Es ſoll nichts beſchönigt werden. Im öffentlichen Anſehen ſtand der Arbeiter, der „Baal Meloche", an dritter Stelle. Der Kaufmann war höher eingeſchätzt, während der erſte Platz dem Gelehrten, dem „Lamden", gebührte.

Die heilige Schrift, die Thora, worunter alles zu verſtehen iſt, was auf die heilige Schrift Bezug hat, inbegriffen die mündlichen Überlieferungen, dieſe Schrift, dünkt mich, umfaßte wie ein Rieſenpolyp das Gehirn der Nation und ſog alle ihre geiſtigen Kräfte auf. „Thora, Chupa, Maſſim-towim" (die Thora ſtudieren, heiraten, Wohltätigſein), das waren die drei Lebensaufgaben. Wer ſie erfüllte, deſſen Lebenszweck war erreicht.

Der ganze, gewiß nicht gewöhnliche Scharfſinn dieſer Raſſe, all ihre Erfindungsgabe dienten nur dem einen Zweck, neue Bibeldeutungen auszuklügeln. Dies iſt die einzige Erklärung dafür, daß die Juden, trotz ihrer Jahrhunderte alten Intelligenz bis auf die Neuzeit ſo wenig wirklich Großes in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt hervorgebracht haben. Von außen in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Ghetto gesperrt, hielten sie von innen selbst alle Ausgänge verschlossen und wachten eifersüchtig darüber, daß ja keine Türe, kein Fenster aufgemacht werde. Erst die französische Revolution und das Jahr 1848 schlugen eine Bresche in diese chinesische Mauer. Was die Juden seit damals auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur geleistet haben, kann man, denke ich, angesichts dieser kurzen Spanne Zeit als sehr beträchtlich bezeichnen.

Die Juden sind auf ihren Wohltätigkeitssinn stolz und legen sich den Titel bei: „Rachmonim bne rachmonim", das heißt Barmherzige, Kinder von Barmherzigen. Die Wohltätigkeit genoß allgemein höchstes Ansehen, noch höheres als selbst die Gelehrsamkeit. Der „Baal Zdoke", der mildtätige Mann stand obenan. Nach der allgemein herrschenden Auffassung ist Wohltätigkeit dasjenige Mittel, durch das alle Sünden wieder gutgemacht werden können, denn in der Schrift steht: „Uzdòkoh tàtzil mimòwes" (die Wohltätigkeit errettet vom Tode). Wurde jemand beredet, seine Lebensführung verurteilt, so verstummte jeder Tadel, sobald man von ihm sagte, er sei ein Baal Zdoke. Und man nahm Anteil am Schicksale seines Nächsten, mit einem Eifer, würdig des hohen Lohnes, den man dafür im Jenseits erwarten durfte.

Ich lernte später in der Schule, daß es zwei Arten von Dienern Gottes gibt: „Owad Beahawoh", das heißt Diener Gottes aus Liebe und „Owad Beyiroh", Diener Gottes aus Furcht. Den Dienern aus Liebe sind im Paradiese die schönsten Plätze eingeräumt. Der Rabbi erläuterte: Eigentlich gehören die Diener Gottes aus Furcht überhaupt nicht ins Paradies, denn wer Gutes tut, nur um nicht bestraft zu werden, soll

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht belohnt werden. Aber diese Art Gottesdiener kommen trotzdem dorthin, weil sie nur im Beginne ihres Wohltuns, Diener aus Furcht sind. Später finden sie Gefallen an den guten Taten und verwandeln sich von selbst in Diener „aus Liebe". Ihre Plätze im Paradiese sind aber nicht so nahe dem Throne des Herrn, in dessen nächste Umgebung nur diejenigen gehören, welche schon ursprünglich „Diener aus Liebe" waren. — An diese Lehre erinnere ich mich noch heute mit Wohlgefallen.

Anläßlich einer Verheiratung, anläßlich einer Erkrankung, wie eines Todesfalles wurde Wohltätigkeit geübt. Jeden Leichenzug begleitete ein Mann mit einer Sammelbüchse, der die frommen Spenden, die die Passanten zu Ehren des Verstorbenen opferten, entgegennahm. Es gab viele Schmarotzer, die diese Neigung zum Wohltun ausnützten. Man wurde von einer Unzahl Individuen, die sich auf den herabgekommenen besseren Menschen herausspielten, belästigt und eine Menge Professionsbettler, arbeitsscheuer Menschen gingen in ganzen Truppen an bestimmten Tagen von Haus zu Haus, um abzusammeln. Verabreichte man ihnen nicht nach ihrem Wunsche, so erhoben sie ein wüstes Gefluche, damit die erschreckten Parteien die Gabe aufbesserten, denn man fürchtete die Flüche, in denen diese Bettler, die „Orimanim", große Meister waren.

Von der oben geschilderten Art Gelehrsamkeit war auch diejenige meines Vaters. Er war im Talmud bewandert, konnte Haare spalten und dunkle Stellen der Schrift deuten, jedoch etwas fürs Leben Nützliches hatte er, trotz seiner vielen Fähigkeiten, nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erlernt. Er war nur des Hebräiſchen mächtig, Ruſſiſch, die Landesſprache, lernte er erſt ſpäter, von mir, ſeinem Erſtgeborenen. In noch reiferem Alter als der Vater erlernte die Mutter von mir die Kunſt des Schreibens. Der Unterricht begann, als ſie bereits zweiunddreißig Jahre alt und Mutter vieler Kinder war. Sie hat das Schönſchreiben nicht mehr erlernt und es gehörte keine geringe Kunſt dazu, um ein Schreiben von ihrer Hand, mit den großen, verwackelten Buchſtaben und der grotesken Orthographie zu entziffern, ſie fühlte ſich aber ganz glücklich darüber, ihre Schreibangelegenheiten fortan ohne fremde Hilfe beſorgen zu können.

Alſo mein Vater war genötigt, ſich ſogleich um einen Erwerb umzuſehen. Es hieß bereits für Frau und Kind ſorgen, denn nicht ganz ein Jahr nach der Heirat war ich ſchon da. Es gab nur einen Beruf, den er ſofort ergreifen konnte, das war nach Beiſpiel der Väter ein „Melamed" werden und „Knellen", das heißt Schüler aufnehmen und im Hebräiſchen unterrichten. Dies war die einzige Möglichkeit, aus ſeiner einſeitigen Gelehrſamkeit ſofort Nutzen zu ziehen. Dieſer Beruf war aber, wie ich bereits erzählte, kümmerlich gelohnt und außerdem ſtark überfüllt. Deshalb, und weil er nicht zu den Verzagten gehörte, entſchloß ſich mein Vater auszuwandern und ging in das Nachbargouvernement Mohileff, in die Stadt Gomel, ſein Glück ſuchen, mich und die Mutter einſtweilen für einige Zeit bei der Großmutter in Sluzk zurücklaſſend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hier muß ich wieder einiges über jene Zeit einflechten, damit die Verhältniſſe der Umgebung, in welcher meine Jugendjahre verfloſſen ſind, beſſer veranſchaulicht werden.

Wenn der Großvater einmal erzählte, wenn er über ſeine Jugend und über weit zurückliegende Zeiten und Ereigniſſe ſprach, ſo pflegte er hinzuzufügen: „Damals war jad Iſroel chaſokoh", das heißt, der Arm Iſraels ſtark. Er wollte damit ſagen, daß die jüdiſche Bevölkerung zu jener Zeit die Macht beſaß, unter ſich zu tun und zu laſſen, was ſie wollte, ohne daß jemand ſich in ihre Angelegenheiten miſchte. Tatſächlich hatten die Judengemeinden der ſüdweſtlichen Gouvernements Rußlands damals eine Art ſtillſchweigend anerkannter Selbſtverwaltung. Authentiſch bin ich leider über jene Zeit nicht unterrichtet. Ich erzähle nur nach meinen Erinnerungen und Jugendeindrücken.

Die Rechte der Juden waren ſehr beſchränkt. Der Zutritt zur politiſchen Laufbahn und vielen bürgerlichen Berufen war ihnen gänzlich verwehrt. Sie mußten ſich begnügen, Handel und Gewerbe zu treiben. Sie betätigten ſich in allen Gewerben und Handwerken, waren Fuhr- und Zimmerleute, Waſſerträger und ſo weiter und arbeiteten meiſtens für einander, wenn auch manchmal Andersgläubige ſie beſchäftigten, weil ſie fleißige und intelligente Arbeiter waren. Der geiſtige Kontakt mit der chriſtlichen Umgebung fehlte aber gänzlich. Gab es auch keine Analphabeten unter den männlichen Juden (hebräiſch leſen und ſchreiben konnte jeder), ſo war doch ein Mann, der Ruſſiſch, die Landesſprache in Wort oder gar in der Schrift beherrſchte, eine äußerſt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seltene Erscheinung. Sie blieben abseits und abgesondert, sprachen ihr eigenes Kauderwelsch und waren eine Welt für sich. Wenn man nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt kam, so war keine Gelegenheit geboten, aus dem eigenen Status herauszutreten.

Glaube, Sitten, Sprache, Tracht und Gewohnheiten sorgten für diese Absonderung. Durch talmudische „Umzäunungen" wurde seit jeher ängstlich darauf geachtet, daß sie sich mit der Umgebung nicht vermengten: man vermied prinzipiell, das, was die Andersgläubigen taten, auch wenn es mit dem Glauben in gar keinem Zusammenhange war, nachzuahmen, denn in der Schrift heißt es: „Und ihre Wege sollt ihr nicht beschreiten." In diesem Milieu stand die Zeit seit tausend Jahren am selben Fleck und konnte sich nicht entschließen, vorwärts zu gehen. Ein ganzes Volk lag in lethargischem Schlafe, träumte nur von seiner Vergangenheit und wollte die Gegenwart nicht wahrnehmen. Der Auszug der Juden aus Ägypten, das Opfer Abrahams, die Besitzergreifung Kanaans, Nabuchadnezar, Pharao, waren noch immer aktuelle Angelegenheiten und Persönlichkeiten, für die man sich lebhaft interessierte. Für den Auszug aus Ägypten wurde dem Herrn täglich mehrmals gedankt und mehrmals täglich wurde ihm die Opferwilligkeit Abrahams vorgehalten. Über die biblischen Völker, Amon, Moab, Gog und Magog diskutierte man noch immer, und besonders Amalek, der Israel auf seinem Zuge durch die Wüste viele Verlegenheiten verursacht hatte, wurde viel verwünscht. Dieser verruchte Amalek, wie haßte ich ihn in meiner Kindheit! Wie viele Ungelegenheiten bereitete er dem Volke Israel! Bei jedem Unglück war er dabei. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mann, der dem zu Tode verwundeten Helden Saul den Todesſtoß verſetzte, mußte natürlich auch ein Amalekiter ſein! Wenn im Bethauſe beim Vorleſen des Wochenabſchnittes aus der Thora der Name Amalek fiel, rief die verſammelte Gemeinde eifrig im Chor: „Jimàch ſchmòi weſichròi!“ („Sein Name und ſein Andenken mögen ausgetilgt werden!“).

Sie merkten nicht, daß dieſe Völker, dieſer Amalek, ebenſo wie Amon und Moab, Gog und Magog längſt verdorben und vermodert waren. Sie wurden ſich nicht bewußt, daß neue Völker und neue Glaubensbekenntniſſe rings um ſie entſtanden waren. Was wußten ſie vom Chriſtentum? Sie ſahen ſich umringt von Menſchen, die ſich Chriſten nannten, deren Sprache ſie nur mangelhaft verſtanden, deren Art Gott zu dienen ihnen nicht behagte. Dieſe Chriſten ſanken vor einem Heiligenbilde in die Knie und beteten es an. Weil aber das jüdiſche Geſetz lehrte, daß die Gottheit nicht darſtellbar iſt, daß es einem Sterblichen nicht möglich iſt, dem Herrn ins Angeſicht zu ſchauen und am Leben zu bleiben, ſo war für ſie jedes Abbild Gottes eine Lüge und ſeine Verehrung Götzendienſt. Weil der Römer dem Bacchus opferte, bevor er trank, weil der Chriſt geweihten Wein für ſeinen Gottesdienſt verwendete, weigerten ſie ſich, Wein, den ein Chriſt auch nur berührt hatte, zu trinken, aus Furcht, es könnte ein „Jajin neſſech“ (Opferwein) ſein. Der Jude lebte ſtreng nach ſeiner Lehre. Tat es auch der Chriſt? Scheinbar nicht. Sie ſahen chriſtliches Volk am Sonntag exzedieren, ſich betrinken, mit Mädels tanzen, raufen, ja mit dem Meſſer ſtechen. Die Chriſten ſagten, daß ihre Lehre der jüdiſchen überlegen ſei, ſie wäre eine Lehre der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Liebe. Sie sahen aber den Christen mit Eifer jede Gelegenheit ergreifen, um einen Juden zu verhauen, und wollten mit Recht an seine Lehre von der Liebe zum Nächsten nicht glauben. Es waren ja doch nur verkappte Amons, Moabs, Gogs und Magogs. Wenn man den Juden in Glaubenssachen etwas erklären wollte, so hielten sie sich die Ohren zu, denn dies ist das beste Mittel, um nicht in Versuchung zu geraten. De facto wußten sie von dem rings um sie verbreiteten Christentum nichts, ja weniger als nichts, denn sie hatten bereits vorgefaßte, falsche Ansichten. Diese erstaunliche Unwissenheit über den Glauben eines Volkes, mit dem sie Jahrhunderte lang zusammenlebten, glich nur der ebenso erstaunlichen Ignoranz und den Vorurteilen der Christen, in allem, was sich auf jüdische Ethik, jüdische Lehre und den Charakter des Juden bezog. Dank dem Dünkel und der Borniertheit, die einen Menschen immer glauben machen wollen, er sei mehr als der andere, hält diese Unwissenheit bis auf den heutigen Tag an, christlicherseits auch in Kreisen, die man mit Recht als gebildete bezeichnen kann. Wissen doch neunzig Prozent aller Christen noch heute nicht, daß der Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" von Christus nur zitiert wird, aber von Moses stammt! (3. Buch Moses, Kapitel 19.)

Rußland behandelte seine Juden wie Fremdlinge, daher war es nur folgerichtig, wenn sie ihrerseits sich nicht als Landeskinder fühlten. Sie hingen mit ihrem ganzen Herzen an einem illusorischen Vaterlande. Das Land ihrer Väter, „Eretz Israel", das Land Israel war ihre Sehnsucht; sie hofften und warteten stündlich, sehnsüchtig und gläubig, daß der Messias bald

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erſcheinen und nach einem Gericht über die Völker, ſie „aufrecht“ in das Land Iſraels zurückführen werde.

Dieſer Meſſias (Moſchiach) beſchäftigte die Einbildungskraft von jung und alt. Jeden Augenblick konnte er erſcheinen, und ich ſtellte mir ihn auch körperlich unermeßlich groß und ſtark vor. Jeden Augenblick konnte man den Schall ſeiner ungeheuren Trompete, das „Schofar Moſchiach“ erklingen hören, zum Schrecken all unſerer Verfolger und aller Heiden. Auch über das eigene Volk wird er ein ſtrenges Gericht halten und die Böſen verdammen. Die Toten werden auferſtehen, ſie werden aber unterirdiſch ins gelobte Land wandern. Ich konnte mir dies nicht anders denken, als daß ſie unter der Erde ſich vorwärtswälzen ſollten, etwa wie wir Buben es im Graſe taten. Im gelobten Lande erſt werden die Auferſtandenen ans Tageslicht kommen und beim Fluſſe Jordan angelangt über eine Brücke gehen müſſen. Den Gerechten wird eine eiſerne Brücke zur Verfügung ſtehen, die Böſewichter aber werden über eine Strohbrücke müſſen, die die Laſt ihrer Sünden nicht tragen wird. Ich ſtellte mir das ſchauerliche Bild vor, ich ſah die Brücke unter den Sündern zuſammenbrechen und ſie ſcharenweiſe in den Strom ſtürzen. — Dem Erſcheinen Moſchiachs werden ſchreckliche Zeiten vorangehen. Es werden Zeiten des größten Chaos ſein. Die Menſchen werden allen moraliſchen Halt verlieren, die Begriffe werden in größte Verwirrung geraten; man wird nicht mehr wiſſen, was gut und böſe iſt, ſo daß alle innerlich Schwachen erliegen und untergehen werden. Moſchiach wird dann den Todesengel umbringen und das ewige Leben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wird beginnen. Der irgendwo vorhandene ſagenhafte Maſtochſe, der „Schor habor", wird geſchlachtet werden; ebenſo der Leviathan, der große Fiſch, der rund um die Welt im Meere liegt und ſeinen Schwanz im Maule hält. Wenn ich als kleiner Junge von dieſen Sagentieren erzählen hörte, ſo hätte ich gar gerne von den Gerichten koſten mögen, beſonders vom Leviathan. Am liebſten hätte ich ihn faſchiert und, mit recht viel Pfeffer zubereitet, wie es die Mutter am Sabbat mit dem rituellen Hechte machte, verſpeiſt.

Einmal im Leben in das heilige Land gepilgert zu ſein, war damals wohl der Wunſch jedes Juden. Manche fuhren auf ihre alten Tage hin, um dort zu ſterben, denn dort iſt die Erde leicht und man wird, wie die Sage erzählt, von den Würmern nicht gefreſſen. Und wer nicht hinfahren konnte, ſuchte als Erſatz ſich ein kleines Häuflein Erde aus dem heiligen Lande zu verſchaffen. Dieſe Erde ließ man ſich ins Grab zu Häupten legen. Das Säckchen wurde mit den Totenkleidern, den Tachrichim, als eine große, vor Allen behütete Koſtbarkeit aufbewahrt, die man höchſtens mit der treuen Ehegattin teilte.

Das Idiom meiner Umgebung war, wie ich bereits ſagte, der jüdiſche Jargon. Dieſer Jargon iſt eine Miſchung verſchiedener Sprachen. Größtenteils beſteht er aus verdorbenen deutſchen Worten, doch kommen polniſche, ruſſiſche, hebräiſche, auch ſpaniſche, franzöſiſche und italieniſche Worte reichlich darin vor. Die Gebildeten flechten häufig in ihre Rede ganze hebräiſche Sätze und Zitate ein. Die Landesſprache wurde nur mangelhaft und niemals von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB
DFG

Juden untereinander gesprochen. Ein Jude, der perfekt russisch sprach, war eine seltene Erscheinung.

Im Bewußtsein ihrer Eigenart, durch Kultus und Lebensauffassung von den Landesbewohnern grundverschieden, in der Überzeugung, bei den anderen kein Verständnis für ihr Fühlen, ihre Beweggründe zu finden, suchten sie alles unter sich auszutragen und nichts nach außen dringen zu lassen. Jüdische Mörder oder Totschläger gab es keine; da hätte man höchstens den Dieb oder den bösartigen Bankrottierer der Staatsgewalt zu überliefern gehabt. Aber auch mit diesen trachtete man innerhalb der Gemeinde fertig zu werden. Rechtliche und religiöse Handlungen wie: Ehen, Ehescheidungen und ähnliches wurden ohne Beihilfe der staatlichen Gewalt vollzogen. Eheverzeichnisse wurden keine geführt und es wäre zum Beispiel in einem Erbschaftsprozesse gar nicht möglich gewesen, an der Hand staatlicher Dokumente Verwandtschaft oder Abstammung nachzuweisen. Wie sich die Leute zurechtfanden, mag der liebe Gott allein wissen. Prozesse wurden vor dem Rabbiner geführt und ein mündlicher Spruch genügte. Daher waren sie kurz und bald erledigt. Einen Advokatenstand gab es nicht, wenn man von wenigen Winkelschreibern absieht, die besonders querulantisch angelegten Naturen Klagen an den Friedensrichter verfaßten. Sehr verwunderlich war in dieser Gemeinschaft das Fehlen der exekutiven Gewalt, denn es gab hier keine Gendarmen, ohne welche unsere Gesetze doch nur eine Illusion sind. Der Rabbiner hatte keine Machtmittel zur Verfügung, um seinem Spruche Geltung zu verschaffen, keine Polizei, keine Gefängnisse, keine Henker. Daß man mit dem moralischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zwang allein auskommen konnte, zeugt, wie mich dünkt, von einem hohen ethiſchen Durchſchnitt.

Nichtjuden glauben irrigerweiſe, die Rabbiner ſeien Geiſtliche. Ein Rabbiner iſt kein Geiſtlicher. Ein Rabbiner empfängt keine Weihen und hat keine Macht, zu binden und zu löſen. Er iſt nur ein Beamter der Gemeinde und angeſtellt, um als Gelehrter in den komplizierten Fragen des Ritus verläßliche Auskunft zu geben, eventuell in Streitfragen als Richter zu wirken, ſoferne ein der heiligen Schrift entſprechendes Urteil, das „Din Thora", von den Streitenden angerufen wird. Der Talmud umfaßt ein ganzes corpus juris, auf dem das bürgerliche Leben der Frommen aufgebaut war, denn ſein Inhalt beſteht nicht nur in Morallehren, ſondern umfaßt auch die Paragraphen des Geſetzes. Moral und Geſetz ſind dort vielleicht, wie unſere Widerſacher behaupten, nicht immer identiſch. Indes wir dürfen nicht vergeſſen, daß auch im chriſtlichen Staate von damals und von heute die Moral des Evangeliums nicht als Fundament für das bürgerliche Strafgeſetzbuch gedient hat.

In ſeiner richterlichen Tätigkeit wird der Rabbiner in größeren Gemeinden von einem „Dajen", einem Rabbiner, der im juridiſchen Teil des Talmud beſonders bewandert iſt, unterſtützt.

Der Rabbiner wird Row genannt. Wörtlich heißt Row, viel, das heißt der Mann weiß viel, hat viel gelernt, gilt viel. Jedermann aber kann, ohne einen Row herbeizuziehen, heiraten, ſich ſcheiden laſſen, ſterben, denn es gibt keine religiöſe Handlung, bei der die nötige Aſſiſtenz nicht von jedem Laien geleiſtet werden könnte. Auch mit der Liturgie hat der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Rabbiner nichts zu tun. Die Bezahlung eines Rows war und ist wahrscheinlich heute noch in den kleinen Gemeinden eine äußerst kümmerliche. Dafür sind die Ehren, die ihm erwiesen werden, groß, denn er ist der Mann, zu dem die ganze Gemeinde emporschaut. Mit ihm verwandt sein, ist eine Ehre. Seine Anwesenheit bei einem Feste ist eine Auszeichnung für das Haus. Wer einer Familie entstammt, der viele Rows angehörten, ist ein „Jachsen", hat die edelste Abstammung, denn der Glanz der Gelehrten überstrahlt den Glanz der Reichen.

Männer, die Hang zum Studium hatten, machten sich keine Sorge um das tägliche Brot. Es wurde schon in irgendeiner Weise für sie gesorgt. In den Bethäusern, welche auch als Studierstuben dienten, lungerten zu allen Tageszeiten Menschen herum, die keinen Erwerb hatten, die von der Mildtätigkeit der Frommen lebten; sie gaben vor, das Studium der heiligen Bücher zu betreiben. Diejenigen, denen es mit dem Lernen ernst war, die strebten mit geradezu asketischem Eifer an, den Satz der Schrift zu verwirklichen: „Du sollst dich in sie (die Schrift) vertiefen Tag und Nacht!" Sie saßen wirklich Tage und auch die Nächte hindurch über ihren Folianten, bemüht, den Schlaf zu verscheuchen, oder ihn auf das äußerste zu verkürzen. Diese Asketen pflegten sich nicht niederzulegen, nicht auszukleiden. Mit den Händen das Buch umklammernd, das müde Haupt auf die Arme gesenkt, brachten sie kurze Zeit in dieser unbequemen Lage schlummernd zu. Damit aber der Schlaf nicht zu lange währe, behielt mancher eine angezündete Kerze in der Hand; wenn sie abbrannte,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

mußte der Eingeſchlummerte unfehlbar vom Feuer geweckt werden. Ein ſolcher Eifer verſchaffte den Ruf eines beſonders gottesfürchtigen Menſchen, worin übrigens, wenn man von dem erhofften beſſeren Jenſeits abſieht, der ganze Lohn beſtand. Für die äußerſt dürftige Lebensweiſe, welche dieſe Gelehrſamkeitskandidaten führten, vorzuſorgen, war nicht ſehr ſchwer. Des Ledigen nahmen ſich fromme Seelen an. War er verheiratet, ſo übernahm die Frau, mit mehr oder weniger Glück, die Aufrechterhaltung des Haushaltes. Die Frau ſchaffte in ſolchen Fällen für die Bedürfniſſe des Körpers, während der Mann für die Seele und das Jenſeits ſorgte, für ſich und die Seinen. Die Frau hörte den Reden und ſcharfſinnigen Ausführungen ihres Mannes, obwohl ſie nichts davon verſtand, mit großer Bewunderung und Rührung zu, denn je weniger ſie verſtand, deſto großartiger mutete ſie alles an, was ſie von ihm hörte. So waren in unſerer Stadt viele Geſchäfte von Frauen geleitet, deren Männer den ganzen Tag nichts anderes taten, als über den heiligen Büchern brüten. Es gab aber auch faule Subjekte, die auf ſolche Weiſe eine zwar verwahrloſte, dafür aber arbeitsfreie Exiſtenz führten. Sie waren ungewaſchen und voll Ungeziefer, und ihre ganze Tätigkeit beſtand darin, ſich ununterbrochen zu kratzen. Dieſe in den Bethäuſern herumſitzenden, ſtudierenden und nichtſtudierenden Individuen hießen „Batlonim“, eine Bezeichnung, deren wörtliche Bedeutung mir nicht bekannt iſt, die aber, weil es ſich um gar ſtruppige Menſchen handelte, einen ſpöttiſchen Beigeſchmack beſaß. „Batlen“ genannt zu werden, galt nicht als Auszeichnung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Die Stellung der Frau war durchaus keine solche wie etwa im Orient. Das Weib leitete oft selbständig ein Unternehmen, half beinahe immer im Geschäfte des Mannes und stand dementsprechend im vollen Kontakt mit der Außenwelt. Die gute Sitte forderte indes, daß die Geschlechter sich voneinander streng abgesondert hielten, so daß selbst beim Gebete die Frauen ihre eigene Abteilung im Gotteshause aufsuchten. Bei festlichen Gelegenheiten tanzten Männer mit Männern und Frauen mit Frauen. Die gute Sitte forderte ebenso, daß jedes Weib, das den Ruf einer „Jische znue", einer züchtigen Frau anstrebte, alles, was in Kleidung und Benehmen als Herausforderung gedeutet werden konnte, vermeide. Nach dem Ausspruch irgendeines Talmudisten sei schon allein der Schall einer Frauenstimme Unzucht. Der Fromme tat gut, das weibliche Geschlecht, um Versuchungen zu entgehen, überhaupt nicht anzusehen.

Eine Eheschließung galt als vorausbestimmte göttliche Fügung, denn, wie die Gläubigen erzählten, rufe bereits vierzig Tage vor der Geburt jedes Menschen eine Stimme im Himmel: „Die Tochter des X. sei für den Sohn des Y. bestimmt." Dieser Ruf, den allerdings noch niemand vernommen hat, aber an dem auch niemand zweifelte, beweist, daß ein Ehebündnis eine mehr himmlische als irdische Angelegenheit ist. Deshalb sagte man von einem glücklichen Bunde: „Die sind im Himmel gepaart." Geheiratet wurde, wie ich bereits erzählte, in sehr jugendlichem Alter. Ehen wurden in vielen Fällen eingegangen, noch bevor die jungen Leute zur vollen Entwicklung gelangt waren und mancher, den ich in meiner Kindheit von der Trauung kommen sah, verdiente mehr den Namen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Eheknabe", als Ehemann. Diese Trauungen im Freien, unter dem im Tempelhofe aufgestellten Baldachin, die Hochzeitszüge, denen die jüdischen Musikanten, die „Klesmer", voranschritten, von Schwärmen lärmender Kinder umkreist und begleitet, gehören zu meinen früheſten Erinnerungen.

Liebschaften vor der Heirat zählten zu den allergrößten Seltenheiten. Ich denke, die Liebe im Sinne, wie wir sie verstehen, spielte im Leben dieser Leute eine nur geringe Rolle. Weil die Ehen in so jugendlichem Alter geschlossen und außerdem im Himmel vorausbestimmt wurden, vertraute man auch weiter der göttlichen Vorsehung und trachtete, durch persönliche Gelüste sich nicht irreführen zu lassen. Es kam sicherlich auch vor, daß ein Ehebund eine Herzenssache war, im allgemeinen aber wurden die Partien, außer von Gott, nur noch von den Schwiegereltern zusammengestellt: es geschah häufig, daß Bräutigam und Braut einander erst bei der Trauung zum ersten Male sahen. So machte man es seit Urzeiten, bis es zur Tradition wurde. Indes auf das „Nedan", auf die Mitgift, wurde von den Eltern scharf gesehen. Hier war der Überlieferung von einem göttlichen Beschlusse nichts bekannt geworden, weshalb man auf Erden seinen Vorteil selbst zu wahren trachtete.

Der jungen Frau schnitt man gleich nach der Trauung die Haare ab. Sie mußte lebenslang eine Perücke tragen, denn ihr Kopf wurde periodisch der nachwachsenden Haare beraubt. Diese Verunstaltung der Frau sollte scheinbar der Welt dokumentieren, daß man nicht deshalb heirate, um der fleischlichen Lust zu fröhnen und sollte auch dazu dienen, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sinnlichkeit des Mannes zu dämpfen. Diejenigen Frauen, die verweigerten, ſich die Haare abnehmen zu laſſen, waren als „Chzufes“ (freche, ſchamloſe Perſonen) verſchrien.

Der Zufall ließ mich einmal ein frommes Büchlein in hebräiſcher Sprache durchblättern. Es enthielt Weiſungen und Regeln für den Verkehr mit der eigenen Ehegattin. Der Inhalt des Büchleins war ſehr verfänglich und iſt ſchwer wiederzugeben. Der Beiſchlaf war dort auch im Eheſtande noch als Sünde bezeichnet, ſobald er nicht ausdrücklich zur Ehre Gottes ausgeübt wurde, in der alleinigen frommen Abſicht, Kinder zu zeugen. Es darf beileibe dabei an keinen Schabernack gedacht, ſondern einzig das Gebot des Herrn, „Prù urwù“ (vermehret euch und ſeid fruchtbar), ſoll erfüllt werden. Bekanntlich tritt da aber der „Jözer hore“ (böſe Wille) mit anderen Ideen auf und ſucht die Pflicht gegen Gott in fleiſchliche Luſt umzuwandeln. Der Verfaſſer gab die Kunſtgriffe, mit denen man dieſen „Jözer hore“ am erfolgreichſten bekämpft, mit großer Genauigkeit an. Die Unzahl kleiner Kinder in jedem Haushalte zeugte davon, wie ſehr man um die Ehre des Herrn beſorgt war und wie man dem Gebote Gottes ergeben und willig nachkam. Aber welcher Wille dabei ſiegte, der gute oder der böſe, konnte man begreiflicherweiſe den Kindern nicht anſehen. —

Alſo mein Vater verließ ſeine Heimat und ging nach Gomel. Um ein Row zu werden, reichte ſeine Gelehrſamkeit nicht aus; für einen gewöhnlichen Beruf hielt er ſich aber für zu gelehrt. Er beſchloß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einstweilen, bis sich etwas Besseres bieten würde, mit dem Unterricht zu beginnen und sah sich nach Schülern um.

Er hatte Glück. Zwei Söhne des „Gwirs", des reichen Mannes der Gemeinde, beide etwas jünger als mein Vater, sollten, wiewohl sie von ihrem Vater für den kaufmännischen Beruf bestimmt waren, in der talmudischen Wissenschaft unterrichtet werden. Reb Josche Zeitlin bestellte für sie meinen Vater als Lehrer, gegen Verköstigung und Bezahlung von fünfzig Rubel in Barem für das Semester. Damit war mein Vater fürs erste zufrieden. Er suchte nach einer Wohnung und fand eine solche bei Frau Dwosche, der „Schänkerke" (Schankwirtin), die ihm eine kleine Kammer gegen mäßige Bezahlung einräumte.

Ich erinnere mich noch, allerdings etwas dunkel, an Frau Dwosche und ihr Gasthaus. Es war eine Bauernschenke von gleicher Art, wie man solche auch heute noch in Rußland und in Galizien häufig antrifft. In einer Stube, die einmal weiß getüncht war, voll Lärm und Rauch, deren Luft durchtränkt war vom penetranten Geruche schwitzender Menschenleiber, an langen Tischen, auf roh gezimmerten Bänken, saßen die Gäste, meist Bauern und Kleinbürger und tranken Bier und Tee. Der Schnaps wurde meist beim Ausschanktisch kredenzt. Frau Dwosche selbst und ihre Töchter bedienten und gaben jedem nach seinem Begehren. Es wurde größtenteils Wodka, Fusel ausgeschenkt. Die Gäste stürzten ihre Gläser in das versoffene rote Gesicht, schlossen für einen Moment krampfhaft die Augen, wischten sich dann mit dem Handrücken den Mund ab und mancher sagte, indem er einen kleinen Schnalzer mit der Zunge von sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gab, wonnig krächzend: „Ach, bitter soll dir werden!“ — Feinschmecker ließen sich ein Gläschen „Balsam“ geben. Was dies für ein Balsam war, mag der liebe Gott wissen! Ich habe ihn nie gekostet. Heringe und kalter Stockfisch standen auf dem Schanktische und luden zum Zubeißen ein. Hinter der Schankstube war ein besseres Extrazimmer, wo auch ein Billard stand. Ein Teil dieses Raumes war in eine Art Chambres séparées eingeteilt. Im oberen Stock befanden sich einige Zimmer für Durchreisende; eines dieser Gemächer räumte man meinem Vater ein.

Hier ist in der Vergangenheit meines Vaters ein kleiner dunkler Punkt. — Ich verdächtige ihn nämlich, vor Frau Dwosche verschwiegen zu haben, daß er Frau und Kind in der Heimat zurückgelassen habe. Er konnte nicht verbergen, daß er verheiratet sei, denn dies ist beim orthodoxen Juden an seinen Gebetutensilien kenntlich. Der Ledige legt beim Gebete nur die „Tefilin“ an, während der Verheiratete auch das Gebettuch, den Tales, umnehmen muß. Er dürfte jedoch stillschweigend geduldet haben, für geschieden oder für verwitwet gehalten zu werden, und er dürfte Frau Dwosche in dieser Annahme eher bestärkt, als sie über den wahren Sachverhalt aufgeklärt haben. Frau Dwosche, die mannbare Töchter besaß, schien auf den gelehrten jungen Mann, der ein tadelloses Leben führte und seine Zeit dem Studium widmete, ein Auge für eine ihrer Töchter geworfen zu haben. Die Häßlichkeit meines Vaters wurde durch seine Gelehrsamkeit, seinen ausgezeichneten Humor und seine ausgesprochene Erzählergabe wettgemacht. Er war gerne gesehen. Aus dieser stillen Absicht, die er merkte, dürfte er kleine Vorteile gezogen haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seine Kammer war gut bestellt, man hielt seine Wäsche in Ordnung und wartete ihm mit verschiedenen kleinen Aufmerksamkeiten auf. Ich weiß nicht, ob er während dieser Zeit fleißig an meine Mutter schrieb und ob er sich nach seinem Sohne erkundigte. Ich weiß auch nicht, ob er eine Geldunterstützung für Frau und Kind sandte. Zwei Jahre verlebte er so getrennt von seiner Familie, in Ruhe und Behaglichkeit, und es schien, als ob er uns ganz vergessen hätte.

Eines Tages packte meine Mutter ihre Habseligkeiten, nahm ihr Kind und trat resolut die Reise nach Gomel an.

Die kärglichen Barmittel meiner Mutter gestatteten uns nicht, mit der Postkutsche zu reisen. Wir legten die für die damaligen Verkehrsverhältnisse nicht unbeträchtliche Entfernung auf die bescheidenste Weise zurück, indem wir von Station zu Station mit einem sogenannten „Balagole", einem mit Leinwand überdachten langen Streifwagen fuhren. Zur Bequemlichkeit der Passagiere, mit denen so ein Balagole vollgepfropft zu sein pflegte, wurde der Wagen, dem alle Federung oder Polsterung mangelte, mit Heu ausgelegt. Es war das Beförderungsfuhrwerk der armen Leute. Es beutelte, schüttelte und rüttelte und an holperigen Stellen der Landstraße flogen die Glieder der Reisenden herum, als ob sie Hampelmännern angehörten. Wer sprach, war in Gefahr sich in die Zunge zu beißen. — Man erreichte aber schließlich auch mit so einem Fuhrwerk das Ziel.

Ich könnte nicht mit Bestimmtheit angeben, ob ich mich an unsere Ankunft in Gomel tatsächlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erinnere, oder ob die Vorſtellung, die ich darüber habe, ſich möglicherweiſe erſt ſpäter nach gehörten Erzählungen meiner Mutter bildete. Sicherlich aber erinnere ich mich an vieles aus meiner früheſten Kindheit, was ich unmöglich von jemand gehört haben konnte, denn es betrifft oft nur ein Gefühl oder eine Stimmung. So blieb mir deutlich im Gedächtnis, wie die Mutter mich einmal auf ein Fenſtergeſims ſetzte, um mir die heruntergerutſchten Socken zu richten. Es war ein kalter Frühlings- oder Herbſttag. Schwere, dunkle Wolken hingen niedrig und verdeckten den ganzen Horizont. Nur gegen das Ende der langen ſchmalen Straße war ein Streifen freien Himmels ſichtbar. Im Kontraſt zu den ſchwarz-rötlichen Wolken ſchien der Streifen ganz grün zu ſein. Da dünkte mich, als ob an dieſer Stelle am Himmel Gras wachſen würde. Ausgeſprochen habe ich es nicht, doch behielt ich das ganze Stimmungsbild und meine Verwunderung darüber, daß am Himmel Gras wachſen könne, mit großer Deutlichkeit im Gedächtnis.

Ich erinnere mich auch an einen ſchönen heißen Sommertag. Der Himmel war von kräftigem Blau. Kleine weiße Wölkchen zogen von irgendwo heran, türmten, dehnten ſich in die Höhe und zerrannen wieder. — Zu unſerem Hauſe gehörte ein ärmlicher, von einem Weidenzaun umgebener kleiner Gemüſegarten. Da lag ich an dieſem Tage in einer Vertiefung zwiſchen zwei Beeten, das auf die Handflächen geſtützte Geſicht nach oben gerichtet, mit den Augen dem Zuge der Wolken folgend, mit den nackten Unterſchenkeln in der Luft baumelnd. Beſcheidenes Gurkengewächs, mit gelben, kelchartigen Blüten umgab mich. Nützliche Gemüſepflanzen umſäumten die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beete. Keine Luxusgewächse, keine Zierpflanzen. Zahlreiche Schmetterlinge, Käfer und langflügelige Libellen summten emsig in der Luft und verliehen dem Stückchen Erde ein geheimnisvolles Leben. Friedliche Ruhe war über das Gärtchen gebreitet; kein Laut drang herein; alles war Sonnenschein, Wärme, Insektengesumm. Ich schaute und lauschte um mich her . . . Es ereignete sich nichts, was einem im Gedächtnis haften hätte bleiben können — und doch erinnere ich mich deutlich, wie merkwürdig und wie eigenartig-wunderlich mir zumute war . . .

Auf seinem Bilde „Frühlingserwachen" hat Böcklin in einem Putten, der hart vor einem Baumstamme sitzt und wie verzaubert, mit weit aufgerissenen Äuglein in die weiße Birkenrinde guckt, diesem wunderlichen Gefühl Form verliehen.

Blumen und blühende Gewächse spielen sonst in meinem Zurückdenken keine große Rolle. Unsere Stadt lag in der Ebene, weit und breit nichts als Flachland, der Horizont nur von der Silhouette einiger magerer Bäume unterbrochen. Die Landschaft war im Sommer verstaubt und grau, kotig im Frühjahr; die Herbsttage mit den oft wochenlang rieselnden Regen waren von großer Trostlosigkeit; der Winter war weiß, lang und öde. Warum blieben mir einzelne Momente, wie die oben angeführten im Gedächtnis haften, scheinbar unbedeutende Dinge so deutlich eingeprägt? Warum gerade das Stückchen grünlichen Himmels? — Warum stehe ich an manchem Tage im Freien, schnuppere die Luft wie ein Jagdhund und glaube mich in die früheste Kindheit, in bestimmte Tage, ja Stunden zurückversetzt?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weshalb ist dies alles wie vieles andere nicht vergessen? . . .

Also wir kamen in Gomel an einem trüben Nebeltage an. Ich glaube mich zu erinnern, wie meine Mutter vom Wagen stieg und durch eine Birkenallee, mich an der Hand führend, gegen die Stadt ging. Die weißen Birken und die graue trübe Luft blieben mir im Gedächtnis; dagegen weiß ich nichts mehr von der Ankunft in der Stadt und der Begegnung mit dem Vater.

Dem Vater dürfte die Überrumpelung nicht ganz willkommen gewesen sein, indes er empfing uns freundlich. Wir wurden vorerst ebenfalls bei Frau Dwoschе einquartiert.

Die Mutter ging tagsüber aus dem Hause, auf die Suche nach einer passenden Wohnung, denn auf die Dauer konnten wir in der Schenke nicht beherbergt werden. Ich blieb ohne Aufsicht und ging im Wirtshaus herum, zuschauend, wie die Besucher ihren Schnaps tranken und wie man in der Nachbarstube Billard spielte. Dieses Spiel mit den farbigen, über das grüne Tuch rollenden Bällen gefiel mir ausnehmend. Ich erkletterte bisweilen eine Bank und sah zu, wie die Spielenden, die Queues über die Schulter haltend um das Brett gingen, zustießen, die Bälle ins Rollen brachten und etwas, das ich nicht verstand, laut ausriefen. Die Mutter blieb manchmal bis abends aus und in ihrer Abwesenheit nahmen sich Frau Dwoschе und ihre Töchter meiner freundlich an. Schlafengehen konnte man nur sehr spät, nachdem das Lokal gesperrt wurde, was immer erst nach Mitternacht geschah. Ich lungerte bis dahin in allen Winkeln herum

Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

und schlief wohl in mancher Ecke ein, bis man mir meine Schlafstelle richtete und mich, oft bereits schlafend, auf meine Ruhestätte, auf das Billard bettete.

Nun sah sich mein Vater vor die Notwendigkeit gestellt, einen anderen Beruf zu wählen, denn von seinem Lehrergehalt konnten drei Personen nicht erhalten werden. Auch die scharfsinnigsten Bibeldeutungen können Frau und Kind nicht sattmachen. Reb Josche hatte ihm in seinem Geschäfte eine Stellung angeboten, aber von Natur unabhängig, weigerte sich der Vater, eine Anstellung anzunehmen, um keinen Vorgesetzten gehorchen zu müssen, obwohl die Mutter ihm die Vorteile einer gesicherten, wenn auch bescheidenen Lebensführung vorhielt. Er begann sein Glück zu versuchen und sich an die verschiedenartigsten Unternehmungen heranzuwagen. Phantasievoll und von Natur Optimist, war er bis in sein Alter überzeugt, mit der Zeit noch ein reicher Mann zu werden, was aber nie in Erfüllung ging, denn er wollte stets den „Kranich auf dem Dache" haben. Meine Mutter aber war eine praktischere Natur und zog den „Spatzen in der Hand" vor.

Eine Zeitlang handelte er mit Getreide, später wollte er Spiegel fabrizieren. Glasscheiben, Staniolpapier, Quecksilber standen und lagen in unserer Wohnung herum. Aber ohne Fachkenntnisse, ohne Anleitung wie er war, war er auf das Experimentieren und Erfinden angewiesen. Anfangs mißlang ihm sein Bemühen gänzlich. Aus den Glasscheiben wollten keine Spiegel werden. Als es ihm endlich gelang, war es nur eine ganz schlechte Quali-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tät. Jemand lehrte ihn nachträglich, Feinſilber in einer Retorte aufzulöſen und mit dieſer Flüſſigkeit die Scheiben zu übergießen. Die Spiegel verbeſſerten ſich, jedoch ſcheint das ganze Unternehmen ſchief gegangen zu ſein und wurde aufgegeben. Er geriet in Geldnöte und dürfte um dieſe Zeit einem Wucherer in die Hände gefallen ſein.

Ich war noch zu klein, um Zuſammenhänge zu erkennen und um Geſpräche vom Geſchäft zu verſtehen, ich empfand aber, daß in unſerer Wirtſchaft etwas nicht in Ordnung ſei. In den beſorgten Beratungen zwiſchen Vater und Mutter kehrte oft ein Name wieder: Schmoul der Schwebelnik, und immer hörte ich dieſen Namen mit Beklemmung ausſprechen. Dieſen Schwebelnik kannte ich — und ich erinnere mich an ihn ſogar heute noch mit großer Deutlichkeit. Er war ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, von mittlerem Wuchſe, breitſchulterig, der nach frommer Art einen langen Kaftan aus grauem Lüſter und ein „Hütel" (Mütze) aus demſelben Stoff auf dem Kopfe trug. Schöne, breitgekämmte Paies, nicht zu lang, hingen ihm beiderſeits der Schläfen herab. Sein Bart wuchs ihm in die Breite wie ein Spaten und war feuerrot. Aus dem Geſichte ſchauten ſtechend zwei kleine, tiefliegende, dunkelſchwarze Augen, von buſchigen roten Augenbrauen überſchattet. Im allgemeinen der Typus eines Wucherers, wie man ihn nicht beſſer erfinden könnte. Er erzeugte Schwefelhölzer, daher ſein Name „Schwebelnik" — und verlieh nebſtbei Geld auf Wucherzinſen. Er borgte auch dem Vater, der aber zum feſtgeſetzten Termine ihm die entliehene Summe nicht zurückzahlen konnte. Da drohte der Wucherer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſeine Forderung einzuklagen und unſere Habſeligkeiten pfänden zu laſſen. Dieſe Ausſicht war ein beſtändiger Schrecken für uns. So oft der Schwebelnik ſich in unſerer Gaſſe zeigte, gerieten die Eltern in ängſtliche Aufregung. Der Wechſel wurde tatſächlich eingeklagt. In ſeiner Verzweiflung und ſchlecht beraten, beſtritt der Vater die Echtheit ſeiner Unterſchrift. Der Karren war durch dieſe Wendung ſehr verfahren worden, und ich weiß heute nicht mehr, auf welche Weiſe er aus dem Dreck gezogen wurde. Jemand ſcheint helfend eingegriffen zu haben, und es kam zu einem Ausgleich.

Als ich eines Tages beim Spiel mich in eine Nachbargaſſe verlief, ſah ich Männer mit den Begräbnisutenſilien vorbeigehen und hörte ſagen, daß der Schwebelnik geſtorben ſei. Ich war von dieſer Nachricht ſehr entzückt, galoppierte nach Hauſe und erzählte freudig meiner Mutter vom Tode unſeres „Söne“ (Feindes), überzeugt, ihr damit etwas höchſt angenehmes zu berichten. Ich erwartete eine Äußerung ebenſo ſtürmiſcher Freude, wie ich ſelbſt ſie empfand. Zu meiner großen Enttäuſchung ſchien die Mutter eher betroffen zu ſein und ſchwieg. Nachdem ſie eine Weile mit ernſtem Geſichtsausdruck ſinnend vor ſich hingeſchaut hatte, belehrte ſie mich, wie der Tod eines Menſchen, auch unſeres Feindes, für uns keine Genugtuung ſein dürfe, denn ſterben müſſen wir einmal alle; auch ich ſelbſt, ſagte ſie mir, würde einmal vom Tode ereilt werden. Daß Menſchen ſterben müſſen, wußte ich ſchon, ich war aber der Meinung, dies betreffe nur die andern, mir ſelbſt könne ſowas nicht zuſtoßen. Die Ausſicht ebenfalls

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſterben zu müſſen, ſchien mir wenig verlockend. Ich drang in die Mutter, ſie möge mir ſagen, wie dies ſei: Sterben? Ob man da noch zu eſſen bekomme? — Die Mutter erklärte mir, daß nach dem Tode vom Eſſen keine Rede mehr ſein könne; nichts bekomme man mehr. — Ich aber konnte es nicht faſſen, wie man, wenn auch als Toter, ohne zu eſſen weiterexiſtieren ſolle. Man muß doch immerhin bis zur Auferſtehung, von der ich ſprechen hörte, ausharren können. Ich drang in die Mutter, ob man ſich nicht wenigſtens einen Topf mit Zimes (eine Sabbattſpeiſe aus Rüben und Honig, die ich als Kind leidenſchaftlich gerne aß), mit ins Grab bekomme? Die Mutter aber ſagte wehmütig lächelnd, daß, wenn man geſtorben ſei, alles Zimeseſſen von ſelbſt aufhöre. — Da wurde ich nachdenklich und begann zu erkennen, wie ernſt es um den Tod beſtellt ſein müſſe.

Die erſte Wohnung meiner Eltern war eine kümmerliche Manſarde. Man gelang in den Dachraum über eine von außen angebrachte Holztreppe. Die ganze Wohnung beſtand aus einem einzigen langen, ſchmalen Raum, der mit den allernötigſten, dürftigen Möbeln beſtellt war. Längs der Wände ſtanden zwei Betten, die ſo viel Zwiſchenraum ließen, daß man gerade durchgehen konnte. Eine Kommode, wenige grob gezimmerte Seſſel, ein ebenſolcher kleiner Tiſch ergänzten die Einrichtung. In dieſer beſcheidenen Wohnung begannen ſie ihr beſcheidenes Familienleben aufzubauen.

Der Tag begann für uns gegen ſechs Uhr morgens. Um dieſe Stunde war es im Winter noch finſter und in dem über Nacht ausgekühlten Raum empfindlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kalt. Der Vater pflegte hurtig aus dem Bette zu ſpringen, die Lampe anzuzünden, dann aber kroch er für kurze Zeit zurück ins Bett, um in der wohligen Wärme noch ein klein wenig zu faulenzen. — Die Eltern ſagten ſich „Guten Morgen" und begannen über die bevorſtehenden Aufgaben des Tages zu ſprechen, teilten ſich aber vorerſt mit, was ſie in der Nacht geträumt hätten. Das Geſpräch begann ſeitens der Mutter beinahe täglich mit der gleichen Wendung: „Möſche, mir hot zach geſcholemt . . .", Moſes, mir hat geträumt . . . Den Träumen wurde allgemein große Bedeutung beigelegt. Man bemühte ſich, ihren verborgenen Sinn zu erforſchen. Schien ein Traum in ſich etwas Bedrohliches zu bergen, ſo ſuchten Vater und Mutter ſich gegenſeitig zu beruhigen und eine gute Auslegung zu finden. Es gab Träume, die ſo geheimnisvoll waren, daß man zum Rabbiner ging, um ſie von ihm deuten zu laſſen. Erſchien der Traum auch dem Rabbiner nicht ganz geheuer, ſo wurden drei Männer geholt, denen man den Traum vortrug, und dieſe legten alles zum Guten aus und ſprachen gemeinſam Gebete. Die Auslegung und das Gebet ſollten die böſe Bedeutung zum Guten wenden. Man hieß dies „Peißer cholem". Von Hunden träumen bedeutete: Feinde. Von einer Katze war nicht gut zu träumen, dagegen waren Schlangen glückbringend. Sehr unheildrohend war, von einem Verſtorbenen zu träumen, der Schuhe wegtragen wollte. In ſolchen Fällen mußte man zu Abwehrmaßregeln greifen. — Die Großmutter mütterlicherſeits träumte einmal, ihr verſtorbener Mann wäre ins Zimmer gekommen und blickte umher, als ob er etwas ſuchte. Sie fragte nach ſeinem Wunſche. Er gab

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keine Antwort, ſuchte weiter, bückte ſich dann, holte unter dem Bett ihre Pantoffeln hervor und ging mit ihnen davon. Die Großmutter erſchrak heftig, lief ihm weinend nach und bat, er möge ihr die Pantoffeln zurückgeben, ſie wiſſe, was dies bedeute, ſie ſei aber noch zu jung, um zu ſterben, ſie müſſe für ihre unmündigen Kinder ſorgen. Der Verſtorbene gab keine Antwort und ging mit den Pantoffeln in der Hand gegen den Friedhof. — Als ſie aufgewacht war, eilte die Großmutter verſtört zum Rabbiner, der den Traum dahin deutete, daß ſie den Seligen irgendwie gekränkt haben müſſe; ſie ſolle deshalb auf den Friedhof gehen und zur Beſchwichtigung des Toten die Pantoffeln für eine halbe Stunde auf das Grab ſtellen. So geſchah es auch — und das drohende Unheil war abgewendet. Ich hörte den Traumgeſchichten mit großem Intereſſe zu, merkte mir alles, und wußte bald gute Träume von böſen zu unterſcheiden.

Sobald man aufgeſtanden und angekleidet war, bereitete die Mutter das Frühſtück, das aus einem leeren Tee beſtand, denn eſſen durfte man erſt, wenn das umſtändliche Morgengebet verrichtet worden war. Der Vater nahm ſeine Gebetutenſilien, die in einem geſtickten Sammetbeutel, einem Geſchenk der Mutter aus der Brautzeit, aufbewahrt wurden, unter den Arm und ging eilig ins Bethaus. Die Utenſilien beſtehen aus zwei kleinen Pergamentſchächtelchen, die eine kleine Rolle enthalten mit der Inſchrift: „Höre Iſrael! . . . und liebe Gott deinen Herrn mit der ganzen Kraft deines Herzens, deiner Seele und deines Gemütes . . .“ (Es iſt dieſelbe Stelle der heiligen Schrift, die in der Geſtalt einer kleinen Pergamentrolle, einer „Mefuſe“, an jeder einzelnen Zimmertüre

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

einer orthodox-jüdiſchen Wohnung angebracht ſein muß. Beim Überſchreiten der Schwelle küßt der Fromme die Meſuſe, oder berührt ſie mit den Fingerſpitzen, die er zum Munde führt.) Das eine der Pergamentſchächtelchen wird auf den Kopf gelegt, das andere auf den linken Oberarm gegen das Herz, wobei mit den langen Riemen ſymboliſche Figuren um den Arm gewickelt werden. Dies ſind die „Tefilin", die jeder junge Mann von ſeinem dreizehnten Lebensjahre an, beim „dawenen", beten, obligat anlegen muß. Der Verheiratete nimmt noch außerdem ein Gebettuch, den „Tales" um.

Es iſt gottgefällig, in Gemeinſchaft von mindeſtens zehn Mann, „Minjen" zu beten. Da es ſehr viele Gotteshäuſer gab und diejenigen, die es geſchäftshalber am Morgen eilig hatten, ihre Andacht zu Hauſe verrichten, ſo war an Wochentagen ein „Minjen" nicht immer komplett zuſammenzukriegen. Trotz allen Wartens wollte manchmal der Zehnte nicht kommen: neun aber geben ebenſowenig ein Minjen ab, wie etwa elf ein Dutzend. In ſolch peinlichen Fällen ſchickte man einen Mann auf die Straße, um einen vorübergehenden Juden, der ſein Morgengebet noch nicht verrichtet hatte, wenn nötig, ſogar mit ſanfter Gewalt, hereinzubringen.

Das Morgengebet iſt ſehr weitſchweifig. Seine Prozeduren weitläufig und das Warten zeitraubend, aber man hatte damals keine Eile und beſorgte ſeine Andacht mit Ruhe und Gelaſſenheit. Nach dem Gebet legte jeder die Utenſilien ab, packte ſie gemächlich wieder in den Sack, plauderte noch eine kurze Weile mit Bekannten über die neueſten Nachrichten und ging nach Hauſe, um das Frühſtück einzunehmen.

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Als ich fünf Jahre alt geworden war, begann man mir Unterricht in der hebräiſchen Sprache zu erteilen, denn dies iſt das Alter, mit dem die Judenkinder reif ſind für den Beſuch des Cheder, der Schule. Weil ich mich aber ängſtigte und in den Cheder nicht wollte, kam der Melamed, auch der Rebe genannt, zum erſten Male ins Haus. Er war ein junger Mann, mit einem rötlich-blonden Bärtchen und luſtigen Augen. Er trat aufgeräumt auf und ſuchte mich durch freundliche Scherze bei guter Laune zu erhalten. Er brachte einen Bogen Papier mit, auf dem die Lettern des hebräiſchen ABC groß gedruckt waren, und mit einem geſchnitzten Staberl, das er aus der Taſche hervorholte, der „Deutel", zeigte er auf die Lettern hin und erläuterte mir, wodurch ſie ſich voneinander unterſchieden. Er nannte mir die Buchſtaben und forderte mich auf, jeden einzelnen bei ſeinem Namen recht laut und eifrig herauszuſchreien. Falls ich aufmerkſam ſein ſollte, werde mir ein Engel vom Himmel eine Münze herabwerfen. — Und richtig, während ich eifrig und laut „Gimel, Daled", rief, fiel auf das vor mir ausgebreitete Blatt eine Kopeke, ſcheinbar die verſprochene himmliſche Gabe, die ich eiligſt erwiſchte. Ich war aber ſchon bei der erſten Lektion daraufgekommen, daß kein anderer als der Rebe ſelbſt die Münze fallen ließ.

Als ich das ABC beherrſchte, lehrte man mich „Schebezen", das heißt flüſtern, buchſtabieren. Ich mußte leiſe flüſternd b—a ſagen und dann laut und ſingend ſchreien: baa . . ., g—a, gaaa . . . und ſo weiter. Bald war ich zum ABC in ein freundſchaftliches Verhältnis getreten. Die Buchſtaben gewannen merkwürdigerweiſe in meiner Vorſtellung menſch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liche Geſtalt. So ſtellte ich mir das lange „Nun“ etwa als ein Weſen mit ſchlanken Beinen vor, in kurzem Überzieher, mit Pelzkragen; ebenſo das lange „Zadik“, nur hielt dieſes den Kopf etwas ſchief; das harte „Pö“ war ein kurzbeiniges Individuum mit rotem, unfreundlichem Geſicht; das „Hö“ hinkte und das „Tof“, ſchleppte ein Bein nach und ſo weiter. Je nach der Geſtalt, die ſie in meiner Vorſtellung geweckt, waren mir manche Buchſtaben ſympathiſch, andere unſympathiſch. Von ganzen Worten bildeten ſich bei mir ähnliche Vorſtellungen aus.

Als auch das „flüſtern“ überwunden war und ich frei leſen konnte, begann man mir die hebräiſche Sprache und die Bibel beizubringen. Wort für Wort, Satz für Satz aus dem alten Buche wurde überſetzt, wobei man mich auf die notwendigſten grammatikaliſchen Regeln aufmerkſam machte. Grammatik als ſolche wurde zu jener Zeit überhaupt in keinem Cheder gelehrt und galt merkwürdigerweiſe bei manchen ſogar als ſündhafte Beſchäftigung. Das Warum iſt mir niemals klar geworden.

Als ich überſetzte: „Anfangs ſchuf Gott Himmel und Erde . . .“, frug ich ſogleich: „Und wer erſchuf Gott?“ — Der Rebe ſah mich betroffen an und ſagte: „Sowas darf man weder fragen, noch darf man daran denken. Wer daran denkt, der, mein Kind, wird ‚meſchugge‘, verrückt.“ — Natürlich kam mir dieſer Gedanke trotzdem, oder gerade deshalb, oft in den Sinn. Er flößte mir aber Schrecken ein und ich bemühte mich ſtets ihn ſchleunigſt loszuwerden. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Der Cheder, in dem wir unſerem Studium oblagen, war nicht etwa ein ſpeziell dem Unterrichte gewidmetes Gebäude, ſondern nichts anderes, als die beſcheidene Wohnung unſeres Rebe, in der ſeine eigenen zahlreichen Kinder und ſeine ſonſtigen Angehörigen ſich ebenfalls herumtummelten. Seine Ehehälfte, die Rebezin, ließ ſich durch die Erteilung des Unterrichts nicht ſtören und ging, ihre häuslichen Arbeiten verrichtend, aus und ein. Mit der Bezeichnung „Cheder" war eigentlich nicht einmal die Stube, ſondern nur die Ecke gemeint, in welcher der Tiſch ſtand, um den wir, die „Talmudim", die Schüler, zehn bis zwölf Köpfe ſtark auf Bänken ſaßen. Ein junger Burſche, ein „Behelfer", ſtand dem Rebe zur Verfügung, der die Kleinen von zu Hauſe und nach Hauſe brachte und für diejenigen, die über Mittag in der Schule verblieben, das Eſſen holte.

Der Unterricht begann um neun Uhr früh, um welche Stunde der Rebe bereits aus dem Bethauſe heimgekehrt war und gefrühſtückt hatte. Beim Unterricht waren wir meiſt zu zwei und zwei eingeteilt. Wir ſagten unſere Lektion laut her, wobei wir im Eifer mit dem Oberkörper nach allen Richtungen pendelten. Bei Stellen, deren Erklärung Scharfſinn erforderte, ſchloſſen wir die Finger zur Fauſt, den Daumen aber ſtreckten wir krampfhaft in die Höhe und während wir uns eine Stelle gegenſeitig erklärten, bewegten wir den Arm im Halbkreis von unten nach oben. Daß wir uns dabei aus Leibeskräften zu überſchreien ſuchten, iſt ſelbſtverſtändlich. Andere Paare wiederholten mit gleichem Eifer und lauter Stimme ihre Lektionen, während die Stimme des Rebe alle anderen überſchallte. Auf einen Fremden,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der eine solche Art Schule nie gesehen hat, müßte dieses Durcheinander von Kinderstimmen einen höchst verwirrenden Eindruck machen. Wie man in diesem Lärm überhaupt etwas erlernen konnte, ist mir in der Tat unverständlich.

Während des Unterrichts zog der Rebe seinen Kaftan aus, um ihn zu schonen, hängte ihn an die Wand auf einen Nagel und blieb in Hemdärmeln. Über dem Hemde trug er das „Taleskoten", ein rituelles Kleidungsstück, ohne das der orthodoxe fromme Jude keine „vier Schritte" machen darf, ein zirka sechzig Zentimeter breites und zwei Meter langes Stück Stoff aus reiner Schafwolle, gegen dessen Ende von beiden Seiten, querein, breite schwarze Streifen wie am arabischen Burnus eingewoben sind. Von allen vier Enden hängen lange, dünne Quasten die „Zizes", ebenfalls aus Schafwolle. Durch einen Schlitz in der Mitte dieses Kleidungsstückes wird der Kopf durchgesteckt, so daß das Tuch Brust und Rücken des Frommen deckt. Röhrenstiefel und Hosen, die in den Schaft der Stiefel gesteckt waren, vervollständigten seine Toilette. Der Rebe setzte sich zu unserem Tische und der Unterricht begann. Die eine Hand hielt der Rebe gewöhnlich im offenen Busen und kratzte sich: ob nur in Gedanken, oder weil es ihn juckte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. In der anderen hielt er ein Staberl, mit dem er die Buben aneiferte. Während der Rebe den einen unterwies, mußten die anderen laut ihre Lektionen wiederholen. Recht lautes Schreien bewies den Eifer der Lernenden, weshalb man sich gegenseitig zu übertönen suchte. Hier schrie ein Junge, der aus dem ersten Buch Moses übersetzte: „Wajöda odom es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

chawo iſchtö . . ." Und Adam beſchlief ſeine Frau Eva . . ., während ein anderer Junge, der ſchon bei der Arche Noah angelangt war, dazwiſchenſchrie: „. . . . von inwendig mit Lehm und von außen mit Pech . . . ." In der Stube herrſchte ein betäubendes Durcheinander von Kinderſtimmen.

Ruhepauſen wurden öfter eingeſchaltet und im Hofe mit Spielen ausgefüllt, wie ſie Kinder gleichen Alters wohl ähnlich in der ganzen Welt aufführen. Mit alten Federn, Knöpfen und ähnlichen Koſtbarkeiten wurde ein ſchwungvoller Tauſchhandel getrieben. Wer ein Stückchen farbigen Glaſes beſaß, beanſpruchte für die Erlaubnis, die Welt in farbiger Pracht zu ſchauen, das Recht, vom Butterbrote ſeines Nächſten abzubeißen.

Die Rebes waren meiſt ſchwächliche Menſchen, was ſie aber nicht hinderte, bisweilen die Kinder empfindlich zu prügeln, ja manche ſchienen daran ſogar ein ſadiſtiſches Vergnügen zu empfinden. Mit zunehmender Gelehrſamkeit wurde der Rebe gewechſelt, ſo daß ich bei vielen Rebes zu ſtudieren hatte, aber bis auf wenige hinterließen ſie bei mir ſo gut wie gar keinen Eindruck. Die markanteſten Erſcheinungen, zugleich die einzigen, an deren Namen ich mich erinnere, waren Reb Henoch Pewsner und Dowid Kortiſansky. Reb Henoch Pewsner war ein mittelgroßer, zirka vierzigjähriger Mann. Haar und Bart wuchſen ihm nur ſpärlich. Seine Stimme war hoch. Geſicht und Nacken hatten eine lebhafte Färbung, was mich vermuten läßt, daß er zu den wenigen Juden gehörte, die dem „Branfen" (Schnaps) nicht abhold waren. Bei ihm begann ich die Traktate des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Talmud aus der aramäiſchen Sprache zu überſetzen. Er lehrte mich unter anderem auch hebräiſch ſchreiben; er ſelbſt war ſogar, eine große Ausnahme unter den Rebes, des Ruſſiſchen kundig und ſchrieb eine ſchöne Hand. Es kamen viele Leute zu ihm, um ein Dokument ins Reine abſchreiben zu laſſen. Es waren meiſt arme Frauen, denen er eine Bittſchrift um eine Unterſtützung an die in Gomel wohnende Fürſtin P. ſchrieb, eine Tätigkeit, die ihm ein kleines Nebeneinkommen abwarf und ſeinen Schülern willkommene Ruhepauſen und einige Abwechſlung verſchaffte. Ich guckte ihm beim Schreiben oft über die Schulter und ſah mit Bewunderung, wie er ſchwungvoll die Feder über dem Papier bewegte und gewandt und flink „Ihrer Durchlaucht" hinſchrieb, mit einem ungemein verſchnörkelten I und D.

Über Reb Henoch wurde indes verſchiedenes gemunkelt. Unter anderem erzählte man ſich, er beſitze die Kunſt, jede Handſchrift nachahmen zu können, eine Fertigkeit, die ihn eines Tages ins Unglück brachte. Er wurde von jemand bewogen, auf einem Wechſel eine fremde Unterſchrift nachzuahmen. Ob er die Tragweite ſeiner Handlung verſtand, oder ob ſeine künſtleriſche Fertigkeit mißbraucht wurde, iſt mir nicht bekannt. Genug, er kam ins Kriminal. Während einer längeren Freiheitsſtrafe hatte er Zeit, über die Eitelkeit aller irdiſchen Künſte nachzudenken. — Einem anderen würde es geſchadet und ſeine Laufbahn zerſtört haben, weil aber Reb Henoch Pewsner den Ruf eines „Lamden", eines gelehrten Mannes, genoß, deren es nicht allzu viele gab, ſo ließ man die mildernden Umſtände gelten und ſchickte ihm die Kinder auch weiterhin in die Schule.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der andere Rebe, Dowid Kortiſansky, wurde mir ſpäter etwa im Alter von zwölf Jahren, als ich mich mit weltlichem Wiſſen zu befaſſen begann, als Korrepetitor für das Hebräiſche beigegeben, damit ich das bereits Gelernte nicht vergäße. Er war eigentlich kein Rebe von Beruf, ſondern ein „Batlen", ein Herumlagerer, der kein eigenes Heim beſaß, der in allen Bethäuſern herumkugelte. Er war ſehr verwahrloſt, groß gewachſen, knochig, mit dunkelblondem Vollbart, dabei ſtruppig, ungepflegt, unwahrſcheinlich gefräßig und ungemein behaart. Der Bart ſproß ihm bis unter die Tränenſäcke, die Augenbrauen wucherten ihm über den Naſenrücken hinweg und waren ganz zuſammengewachſen. Auch er genoß den Ruf eines „Lamden", aber im Kopfe, denke ich, dürfte er nicht ganz normal geweſen ſein. Wenn er auf ſeinem Wege ein Zweiglein, ja, einen Strohhalm oder etwas Ähnliches erſpähte, blieb er ſtehen und konnte ſich nicht entſchließen, darüber hinwegzuſchreiten; er ging vielmehr um das Hindernis herum oder kam erſt nach einiger Überlegung mit einem leichten Sprung darüber hinweg. Wir Kinder kannten dieſe Marotte und trachteten, ihm zu unſerer Beluſtigung ſolche Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Er war noch ledig, obwohl er über dreißig Jahre zählte, für dieſe Verhältniſſe ſchon ein alter Bocher. Die geſchäftigen Wohltäter wollten ihm zu einer Frau und einem armen Mädel, das bei uns im Dienſte geweſen war, zu einem Manne verhelfen. Indes, er dürfte noch viele andere Marotten gehabt haben, denn die Frau entlief ihm nach kurzer Zeit und ließ ſich bald von ihm ſcheiden. — Ich wüßte nicht anzugeben, worin ſein Unterricht beſtand und erinnere

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mich mehr an das ſtruppige Individuum und ſeine Narrheiten, als an das, was ich bei ihm gelernt habe.

Der Rebe war zugleich unſer Erzieher und hatte darüber zu wachen, daß die rituellen Vorſchriften von den Kindern erlernt und eingehalten würden. Das Elementarſte für uns war etwa: Nicht unbedeckten Hauptes herumgehen, vor dem Morgengebet nicht zu frühſtücken, oder nichts zu verſpeiſen, ohne den vorgeſchriebenen Segensſpruch hergeſagt zu haben. Unbedeckten Hauptes herumzugehen galt als eine Sünde, außerdem ſieht man ohne Hut wie ein Chriſtenbub aus. Wenn mir ein Gaſſenjunge die Mütze vom Kopfe ſchlug, oder gar mit meiner Mütze davonlief, bedeckte ich eilig das Haupt mit den Rockſchößeln, um nicht barhäuptig dazuſtehen. Man durfte gegen dieſe Vorſchriften nicht verſtoßen. Für Verfehlungen wurde man „geſchmiſſen". Dem Verbrecher wurden die Höschen heruntergelaſſen, das Hemdchen aufgeſchlagen, was übrigens nicht immer ohne heftige Gegenwehr und Zetergeſchrei vor ſich ging. Der Arme wurde mit dem „Gewiſſen" nach oben auf die Bank gelegt, oder, wenn es ein wehrhafter Junge war, vom Rebe zwiſchen die Beine geklemmt. Der Rebe nahm gemächlich den Hoſenriemen ab und verabreichte ihm auf dem Nackten nach Ermeſſen. Die anderen Jungen ſahen ſchadenfroh zu. Geſchmiſſen zu werden galt als eine große Schande. Man ſchrie einem auf ſolche Weiſe exekutierten Buben „geſchmiſſene Toches" nach. Es entſtanden dieſes diffamierenden Zurufes wegen arge Schlägereien. Ich habe dieſe Schmach nur ein einziges Mal, als etwa ſiebenjähriger Bengel erduldet, weil ich ein kleines Mädel, übrigens ohne zu wollen, verletzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

habe. Ich warf einen Stein nach einer Schwalbe, die Stoff für ihren Neſtbau ſammelte. Die Schwalben ſtanden nicht in unſerer Gunſt, denn ſie hatten den Brand des Tempels in Jeruſalem durch Herbeitragen von Brennſtoff genährt, während die Spatzen Waſſer im Schnabel brachten, um den Brand zu löſchen. Deshalb ſchonten wir Judenkinder die Spatzen und warfen mit Steinen nach den Schwalben. Diesmal hatte mein Stein unverſehens ein kleines Mädel an den Kopf getroffen, Blut rann, des Kindes Angehörige kamen erſchrocken herbei und machten großes Geſchrei. Man lief zum Rebe, über mich Wildling Beſchwerde zu führen. Weil ich in flagranti erwiſcht worden war, halfen keine Ausflüchte und mein Allerwerteſter mußte für den Schaden büßen, den ich an fremdem Haupte angeſtellt hatte.

Ich beſuchte die Schule, wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, ſehr ungerne. Was hier gelehrt wurde war eintönig und hatte für mich keine Anziehungskraft. Es drehte ſich jahraus, jahrein um das Erlernen der hebräiſchen Sprache und des Inhaltes der bibliſchen Geſchichte. Weil aber beides auf einmal gelehrt wurde, kam keine rechte Freude auf, nicht am Texte und nicht an den Überſetzungen. Das erſte Buch Moſes mit ſeinen ſchönen Erzählungen beſchäftigte anfangs ſtark meine Einbildungskraft. Das Hauptintereſſe dürfte indes bei Lehrer wie Schüler nicht der Erzählung ſelbſt und ihrer Schönheit gegolten haben, ſondern nur der richtigen Überſetzung der Vokabel und der Deutung durch den Kommentator, Deutungen, die oft recht hirnverbrannt waren. Die weiteren Bücher Moſes mit ihrem geſetzgeberiſchen Charakter,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den vielen Verordnungen für die Opfer im Tempel und den manchmal auch für Erwachsene unverständlichen Stellen, enthielten nichts, was das Interesse eines Kindes fesseln könnte. Bei dem Buche der Richter, Josua, Samuel I. und Samuel II. wurde das Lernen wieder interessanter. Ich war der Sprache schon mächtiger geworden, erkannte die Wurzel eines Wortes und erriet seine Bedeutung, ohne daß der Rebe es erst hätte übersetzen müssen.

Ich habe bis auf den heutigen Tag alles im Gedächtnis behalten, was ich in meiner Kindheit von der hebräischen Sprache erlernt habe und betrachte es als ein Glück, die Bibel im Original lesen zu können. Ich genieße heute vielfach all die Schönheiten des Urbuches, die ich als Kind gar nicht hätte verstehen können. Die Sprache des Talmud aber, die aramäische, habe ich, obwohl ich sie später erlernte, gänzlich vergessen. Die Ursache wird wohl sein, daß ich freudlos, wie ein Papagei lernte. Was ging mich siebenjähriges Kind die Gesetzgebung an? Es war mir ganz gleichgültig, welche Vergütung Simeon an Ruwim zu zahlen hätte, falls Simons Ochse Ruwims Kuh beschädigt haben sollte. Oder, wenn eine Henne am Samstag ein Ei gelegt hätte, ob man es genießen dürfe oder nicht. Solche Fragen wurden aber mit vieler Wichtigkeit behandelt und erforderten die mühselige Übersetzung zahlreicher Seiten der Traktate.

Die Spanne Zeit zwischen dem fünfzehnten Tamus und dem neunten Ab, dem Tage der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, also drei Wochen, ist Fastenzeit. In Jerusalem herrschte zur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeit der Belagerung größte Hungersnot und es fehlte an Schafen für das tägliche Opfer im Tempel. Dies ist die Ursache, warum bis auf den heutigen Tag alljährlich um diese Zeit kein Frommer Fleisch essen darf. Im Laufe der „drei Wochen" war der Schulbesuch nicht obligat. Diesmal aber gingen wir gerne hin, weil der Rebe uns aus dem Talmud die Stelle: „Omar Reb Jochanan", Reb Jochanan erzählte . . ., vortrug.

Der Rebe übersetzte uns aus einem großen Folianten Geschichten aus der Zeit der Römerkriege, die Rabbi Jochanan überliefert hatte. Wehmütig, mit singender Betonung trug sie der Rebe vor. Er erzählte, wie einer Henne wegen ein Streit mit einem römischen Soldaten entstand, der arg ausartete und dahin führte, daß eine ganze Stadt, die Stadt Bethar, ausgemordert wurde. Er erzählte vom furchtbaren Hunger, der im belagerten Jerusalem herrschte; wie zwei Mütter verabredeten, ihre eigenen Kinder zu schlachten und zu verspeisen. Als das Kind der einen verzehrt war, verbarg die andere das ihre und weigerte sich, es herauszugeben. Darob entstand großer Hader. Auf seinem Throne sitzend, vergoß der Herr selbst Tränen über diesen vielen Jammer. Aber es konnte und durfte nicht anders sein, denn so war es Schicksal, so war es von seiner eigenen Herrlichkeit beschlossen. — Wir hörten Namen römischer Kaiser: Hadrianus, Vespasianus und Titus, der „Horoschoh", der Bösewicht, betitelt wurde.

Der Rebe erzählte, wie im Tempel keine Schafe für das Opfer mehr gewesen waren und wie man täglich einen Korb voll Goldes von der Stadtmauer hinunterließ und wie die Römer zum Tausche ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schaf hineinſetzten. Eines Tages machten ſich die Soldaten einen Spaß und lieferten ein Schwein anſtatt des Schafes. Als der Korb auf der Stadtmauer angelangt war, erſcholl ob dieſer Gotteslästerung ein Schrei durch das Weltall und die Erde erzitterte.

Er erzählte die traurige Geſchichte von den beiden Kindern des Hoheprieſters Rabbi Ismael, die an Schönheit nicht ihresgleichen hatten. Schwerer als die zu erduldende Sklavenſchaft, in die ſie gerieten, traf ſie die Trennung voneinander, denn ungewöhnlich wie ihre Schönheit, war die geſchwiſterliche Liebe, mit der ſie aneinanderhingen. — Und es geſchah eines Abends, daß Römer ſich beim Gaſtmahl trafen. Als der genoſſene Wein die Zungen löſte und man ſich der Kriegstaten und der gemachten Beute zu rühmen begann, beteuerte ein Römer, den ſchönſten Jüngling gefangen genommen zu haben. Ein anderer Römer wollte das ſchönſte Judenmädchen zur Sklavin erbeutet haben. Die Römer beſchloſſen von den beiden ſchönen Menſchenkindern Nachkommenſchaft zu züchten und ſperrten Sklave und Sklavin über Nacht zuſammen. Als der Morgen graute, erkannten ſich Bruder und Schweſter. Sie ſanken einander in die Arme — und ſo groß war ihr Jammer, daß ſie vor Weinen ſtarben.

Wir hörten, vor dem Throne Gottes ſtehe eine heilige Schale und ſo oft Iſrael von einem Unglück betroffen werde, falle eine Träne des Herrn in die Schale. An dem Tage, wo ſie voll ſein werde, ſolle der Meſſias erſcheinen und aller Pein ein Ende bereiten. —

Und noch viele traurige Geſchichten erzählte uns der Rebe aus dem Buche. Die Vorleſung lockte auch viele Erwachſene, Männer und Frauen heran. An die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wand gelehnt oder auf dem Boden ſitzend, ſtanden und ſaßen wir um den Rebe herum, mit tiefer Betrübnis ſeinen Worten lauſchend. Viele wiſchten ſich die Tränen, mancher ſchluchzte laut auf. Wir empfanden alle einen Schmerz, als ob dieſe Begebenheiten ſich erſt kürzlich zugetragen hätten, als ob Iſrael noch aus einer ganz friſchen Wunde blutete. Während dieſer „drei Wochen" wird von den ganz Frommen die Mitternachtsklage, das „Chzos", verrichtet. In meiner Kindheit wurde ich nachts oft durch Weinen aus dem Schlafe aufgeſcheucht. Es war der Großvater, der barfuß auf einem niedern Schemel ſaß, mit den „Klagen Jeremias" in der Hand und beim flackernden Schein einer Talgkerze die Zerſtörung Jeruſalems betrauerte.

Zum Veſpergebet kommen für gewöhnlich ins Bethaus all die Mühſeligen und Beladenen, die im Laufe des Tages ihre ſchwere Arbeit verrichteten, wie Waſſer- und Laſtträger, Fuhrleute und andere, lauter Menſchen, die ſelbſt über keine Gelehrſamkeit verfügen. In der Dämmerung, zwiſchen dem Veſper- und Abendgebet, wenn die Arbeit ruht, pflegt ein gelehrter Mann einen Folianten hervorzuholen und irgendeine Stelle aus der Schrift für dieſe Leute vorzuleſen und zu verdolmetſchen. Dies iſt eine ſehr ſtimmungsvolle Stunde. Umringt von einer Gruppe bärtiger Männer in eigenartiger Tracht, mit den breiten Tellermützen auf dem Kopfe, beſchienen vom Lichte der vor dem Vortragenden ſtehenden Kerze, deren Schein die Schatten an der Wand groß und geſpenſtiſch ſich bewegen macht, den Bart ſtreichend und mechaniſch mit dem Zeigefinger die Ohrenlöck-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

chen kräuſelnd, ſich mit dem Oberkörper hin- und herwiegend, trägt der Betreffende im Sing-Sangtone vor. Die armen wiſſensdurſtigen Leute ſitzen um ihn herum wie die Kamele um die Tränke und ſaugen das Wort Gottes ein. Ich ging einmal um dieſe Stunde in das Bethaus, ſetzte mich unter die andächtig Lauſchenden und hörte mit an, wie der Vortragende aus dem Midraſch von der Balgerung Jeruſalems durch Sanchérib vorlas:

Sanchérib hätte einmal während dieſer Belagerung mit einem ſeiner Feldherren einen Rekognoſzierungsritt unternommen und es gelang ihnen, bis hart an die Stadtmauer heranzukommen. Mit Hilfe ſeines Begleiters erkletterte der König die Mauer und gewann einen Blick auf Jeruſalem. Die Stadt kam ihm klein vor; er verachtete ſie in ſeinem Herzen und ſagte geringſchätzig zu ſeinem Feldherrn: „Dieſes Städtchen werden wir gleich morgen ſtürmen“[1].

Unter den Zuhörern brach große Heiterkeit aus. Sie ſtießen ſich gegenſeitig vergnügt mit den Ellbogen an, ſtrichen ſich die Bärte und beluſtigten ſich über dieſen einfältigen Sanchérib, der Jeruſalem, man denke, Jeruſalem, die Weltſtadt — als ein Städtchen bezeichnete! — Es war wahrhaftig, als ob alles erſt geſtern paſſiert wäre, als ſeien ſoeben die neueſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatz eingelangt.

Beinahe alle jüdiſchen Feiertage ſind eher Erinnerungen an bedeutende Begebenheiten, als ſolche religiöſer Natur. So iſt das Oſterfeſt ein Gedenken an den Auszug aus Ägypten, das Laubhüttenfeſt an

[1]) Bekanntlich aber rückte ein Heer von Engeln aus und bereitete ihm eine gründliche Niederlage!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Wanderung durch die Wüſte. Pfingſten iſt ein Andenken an die Spende der zehn Gebote und ſo weiter. Das Feſt Purim, das vier Wochen vor Oſtern fällt, ſoll an die Intrigue des Agagar Homon erinnern, der die Juden in Perſien ausrotten wollte; ſeine Geſchichte wird im Buche Eſther erzählt. Dieſes Purim war für alt und jung ein willkommenes Feſt. Schon die Jahreszeit, in die es fällt, iſt geeignet, das Gemüt heiter und freudig zu ſtimmen. Das Nachlaſſen der ſtrengen Kälte, das Frühlingsahnen in der ganzen Natur, das milde Wetter verſetzten in frohe Erwartung. Die hartgefrorene Erde begann zu tauen, Bächlein bildeten ſich in den Straßen und liefen luſtig längs der Trottoirs, und wir Buben liefen mit ihnen und ließen hurtig unſere Schifflein ſegeln oder warfen ein Stückchen Holz ins Waſſer und betrachteten die Kapriolen und Sprünge, die ſo ein kleines, fließendes Waſſer über die Hinderniſſe, denen es begegnete, machte. In der Luft war etwas wie ein Verſprechen, das die kommende ſchöne Jahreszeit erfüllen würde, wie Erinnerung an verfloſſene Tage. — Wir lärmten viel und fanden viel Vergnügen, trotz der erſtarrten Finger und der vor Kälte roten Naſen . . .

An dieſem Feſttage verlieſt man im Tempel eine Pergamentrolle, das Buch Eſther, wobei man dem böſen Homon, ſo oft ſein Name genannt wird, eine geräuſchvolle, feindliche Demonſtration bereitet. Für dieſe Demonſtration ſorgten wir Kinder rechtzeitig vor. Ratſchen wurden verfertigt, Pfeifen angeſchafft und hauptſächlich mußte man ſich mit einer guten „Kalakotke“ verſorgen. Dies war ein Brettchen in der Form eines T, das unten mit einem Griffe und oben mit einem Hammer verſehen war, der beim

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Schütteln nach beiden Seiten des Brettchens aufſchlug und ein ſtarkes Klopfen verurſachte. Da man den Böſewicht ſelbſt nicht durchklopfen konnte, ſo tat man dies ſymboliſch, indem man auf die Stelle, wo der Hammer hinſchlug, „Homon" ſchrieb. Sooft der Vorleſer den Namen „Homon ben Hamdoſſo Hoagogi" ausſprach, brach ein heilloſer Spektakel los. Die Ratſchen wurden geſchwungen, die Kalakotkes aus Leibeskräften geſchüttelt, ſchrille Pfiffe erſchollen, man trampelte mit den Füßen, die Jungen ſchauten ſich ſtrahlend und aufmunternd an und freuten ſich unbändig, es dieſem verdammten Homon ſo tüchtig einzubrocken. Die Erwachſenen ſchmunzelten vergnügt und trampelten ebenfalls mit den Beinen, teils um den Kindern Spaß zu machen, teils damit der Böſewicht ja nicht zu gut davonkomme und alles abkriege, was ihm gebühre. Der Vorleſer hielt an dieſen Stellen inne und wartete lächelnd. Bis das Pergament zu Ende geleſen war, bot ſich mehrmals Gelegenheit, unſer Mütchen zu kühlen. Wir gingen dann mit den Gerätſchaften freudeſtrahlend heim, im Bewußtſein, unſere Pflicht getan und dieſem Verruchten für dies Jahr ordentlich gezeigt zu haben, was es heißt, das Volk Iſrael ausrotten zu wollen!

Zu Ehren dieſes Feiertages pflegten halbwüchſige Burſchen ſich zu einer Truppe zu vereinen. Sie verfertigten aus Karton, Flitterwerk, Goldpapier und ähnlichem Zeug Koſtüme und ſpielten, frei nach der Bibel improviſierend, die Geſchichte des böſen Homon, des frommen Mordochai, der ſchönen Eſther und des Königs Ahasverus. Von Hof zu Hof gehend führten ſie gegen ein kleines Geſchenk zur eigenen und der andern Erbauung ihr Spiel auf. Dieſe Sitte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist leider später nur selten ausgeübt worden, ich aber habe noch als ganz kleines Kind das „Purimspiel" einmal gesehen. Als die Schauspieler unerwartet hereintraten, war ich von der Pracht der Gewänder, der merkwürdigen Wechselrede, ihrem Kommen und Gehen wie verzaubert. Ich nahm es für bare Wirklichkeit und zweifelte stark, als man mir sagte, es wären die Purimspieler gewesen. Es ist eine meiner stärksten Jugend- und Kunsterinnerungen. — Keinem Theater, keinem Ballett oder Schauspiel ist es später gelungen, auf mich einen solch märchenhaften Eindruck auszuüben.

Es war Sitte, daß an diesem Feiertage Freunde und Bekannte, sich gegenseitig durch Zuwendung kleiner Geschenke ihre Aufmerksamkeit bewiesen. Alt und jung war freudig gestimmt, als ob eine große, erst kürzlich bestandene Gefahr vorüber wäre.

Der neunte Ab, „Tischo b'ow", der Tag der Zerstörung Jerusalems durch die Römer (Mitte August) war dagegen ein Fasttag und ein großes Trauerfest. Die letzte Mahlzeit wurde bereits in der Dämmerung des Vortages eingenommen; bis zum Abend des nächsten Tages durfte weder Speise noch Trank genossen werden. Im Tempel wurde Heu auf dem Boden ausgebreitet, weil die Gemeinde zum Zeichen der Trauer das Schuhwerk auszog und auf niedrigen Stühlen oder auf dem Boden saß. Jedermann zündete eine Kerze an und schlug die „Klagen Jeremias" vor sich auf. Ein Vorleser entfaltete eine große Pergamentrolle, die „Megile", auf der die „Klagen" niedergeschrieben sind und las laut, mit vorgeschriebener wehmütig-gesanglicher Betonung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schweigend oder leiſe murmelnd folgten die Andächtigen dem Texte. Tiefe Seufzer erſchollen; über manchen ergrauten Bart floſſen bitter die Tränen. — Und die Stimme des Vorleſers hallte monoton und wehklagend: „Wie liegt die Stadt ſo wüſt, die voll Volkes war! Sie iſt wie eine Witwe; die Fürſtin unter den Heiden, die eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen.“ — Man hörte manchen laut aufſchluchzen. Die ganze Bitternis, der durch Jahrhunderte erduldeten Erniedrigungen und Mißhandlungen, der Verachtung und Geringſchätzung floß in dieſen Tränen . . . Die Erinnerung an die Vergangenheit war das Ventil für den Jammer der Gegenwart! . . . —

Als die Vorleſung beendet und das Pergament wieder zuſammengerollt worden war, erhob ſich ſeufzend die Gemeinde. Man wiſchte ſich die Tränen aus den feuchten Bärten und ging trübe nach Hauſe. Dort ſaß man ebenſo wie im Bethauſe zum Zeichen der Trauer, nur auf Schemeln oder auf der Erde. — Still und gedrückt ging man zu Bette.

Am nächſten Morgen wurden nach dem Gebete wieder die „Klagen Jeremias“ verleſen und viele andere von Dichtern, wie Jehudo ben Halevy, verfaßte Elegien über die Zerſtörung des Tempels.

Wir Kinder konnten die Bedeutung des Tages noch nicht verſtehen. Für uns war er ein Feſt, ein Trauerfeſt — aber ein Feſt. Hunger ließ man uns nicht leiden. Es gab allerdings kein Feiertageſſen, dafür aber war man ſchulfrei und die Sommerferien begannen. Wir hatten ſchon deshalb allein keinen Grund, traurig zu ſein. Die Laufejungens hatten ſich für dieſen Tag ſogar eine luſtige Tradition zurecht-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gelegt. Schon am Vortage ſammelten ſie Kletten, „Bärelach", in den Feldern, ſtopften alle Taſchen voll und bewarfen ſich damit im Tempel in den Gebetpauſen und auch während des Gebetes. Der Urſprung dieſer Unſitte iſt mir nicht bekannt. Eine dem Nachbarn geſchickt in die Paies eingebettete Klette konnte den Betroffenen, zum Gaudium der anderen, nicht geringen Verdruß bereiten. Auch mancher erwachſene Jude bekam eine von Lausbubenhand geworfene Klette in den zottigen Bart, die er nur mit Mühe und mit Aufopferung vieler Barthaare wieder loswerden konnte. Ich, der ich zu den größten Lausbuben zählte, habe einmal, einen günſtigen Augenblick benutzend, dem Tempelvorſtand in perſona meuchlings, von niemand bemerkt, ein „Bärele" in den Bart geſchmiſſen und tat dann, innerlich frohlockend, als ob ich betrübt über meinen „Klagen" daſäße.

Die Betenden ließen ſich natürlich dieſen Unfug nicht gefallen und es geſchah manchmal, wenn ein Lausbub in flagranti erwiſcht wurde, daß die allgemeine Andacht plötzlich durch ſchallende Ohrfeigen unterbrochen wurde. Aber auch die Erwachſenen konnten ſich des Lachens nicht erwehren, wenn ſie die mit Kletten bedachten an ihren Bärten und Paies herumlaborieren ſahen.

Nach dem Morgengebet ging die ganze Gemeinde auf den Friedhof, um die Gräber der Ahnen zu beſuchen. Wir Jungen gürteten uns mit tags vorher aus Holz angefertigten Schwertern und Dolchen, zerbrachen ſpäter dieſe Waffen über den Gräbern und ſteckten die Bruchſtücke in die Grabhügel: So war es Tradition. Beim Verlaſſen des Friedhofes riß man dreimal Grasbüſchel aus der Erde und warf ſie hoch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach rückwärts. Was dieser Brauch zu bedeuten hatte, ist mir nicht bekannt. Auch der Besuch des Friedhofes vollzog sich barfuß oder in Socken.

Wir Kinder ersehnten die Zeit des neunten Ab, denn außer der beginnenden Sommerferien war meistens ein Wechsel des Rebe und der Schule zu erwarten.

Ich machte Fortschritte. Mein Lehrer übersetzte mit mir die fünf Bücher Moses, dann gingen wir an das Buch Josua, dann an die Richter und so nahmen wir mit der Zeit die ganze Bibel durch.

Es mußte mit singender Betonung, mit „Nigun" (Melodie) vorgetragen werden. Der Nigun für die Propheten klang monoton-wehmütig, anders als der für die fünf Bücher Moses, der mehr in Dur war. Die fünf Bücher Moses wurden mit dem Kommentar studiert, und wir mußten oft scharfsinnigen Unsinn anhören und wiederholten Sachen, die sicherlich nicht für Kindermund und -ohren geeignet waren. (Man denke nur an die verfänglichen Stellen der heiligen Schrift!) Obzwar wir für vieles gar kein Verständnis haben konnten, mußten wir doch alles nachplappern und wurden auch geprüft, ob wir es richtig wüßten. Auf meine Frage, was dieses oder jenes wohl bedeuten möge, erhielt ich immer die gleiche Antwort: „Wenn du groß bist, wirst du es schon erfahren!"

Mit Einbruch der Dämmerung trat eine größere Pause ein. Der Rebe ging in den Tempel, seine Andacht verrichten. Wir Buben setzten uns zusammen, um Märchen zu erzählen. Die bösen Geister, „Schedum", spielten in diesen Geschichten eine große Rolle. Es pflegte mir dabei oft recht gruselig zu wer-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den. Ich war ein großer Angſtmeier und zog bei beſonders ſchauerlichen Stellen vorſichtshalber die Füße auf die Bank, denn man konnte nicht wiſſen, ob unter der Bank nicht etwa ein „Sched“ liege. Ich wurde durch die Geiſtergeſchichten ſo ängſtlich und verſchreckt, daß ſogar mein eigener Schatten für mich zu einer Quelle der Bangigkeit wurde. Dieſe ſchwarze Maſſe, die mir an den Ferſen blieb, mir einmal voranſchritt, ein andermal nachlief, bald klein und normal erſchien, bald ausgedehnt und verzerrt, hier am Fußboden lag, dort auf die Wand hinaufkroch, ſchien ein richtiger Geiſt zu ſein und machte mir am Abend, wenn ich allein im Zimmer bleiben mußte, Angſt und Grauen. Ich konnte aber trotzdem nicht umhin, den Schatten zu necken, ſtellte mich an die Wand, machte mit Armen und Beinen Bewegungen wie ein Hampelmann und ſah gruſelnd zu, wie dieſer Teufelsſchatten mir alles nachmachte. Er mußte es ſicherlich nicht und machte es nur mir zum Spott und Ärger. Es gab keine Rettung vor ihm — und ich atmete erſt erleichtert auf, wenn jemand ins Zimmer trat und ich nicht mehr allein ſein mußte.

Der Schatten, dieſes dunkle Zerrbild des Menſchen, dürfte übrigens das Original unſeres Satans ſein. Der primitive Menſch mutete wahrſcheinlich ſeinem Schatten eine ſelbſtändige Exiſtenz zu und empfand vor ihm dieſelbe Bangigkeit, wie ich in der Kindheit vor dem meinigen. Viele wird es intereſſieren, zu erfahren, daß in der hebräiſchen Sprache Schatten und Satan, mit demſelben Worte „Soton“ bezeichnet werden.

In dieſen Cheders verbrachte ich meine Jugendzeit bis zu meinem elften Lebensjahre.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meine Mutter dürfte die geheime Hoffnung gehegt haben, aus mir einen Row zu machen. Da ich ehrgeizig war und mein Eifer durch kleines Taschengeld und gute Behandlung belohnt wurde, bemühte ich mich, fleißig zu lernen. Ich blieb, um keine Zeit zu verlieren, über Mittag oft in der Schule — und kam manchmal erst um neun Uhr abends nach Hause, wenn alle schon zu Bette waren.

Allein aus dem Cheder zu gehen, war, wie mir schien, ein gewagtes Unternehmen. Ich mußte, um nach Hause zu gelangen, eine große Wiese überschreiten. In dieser Gegend gab es Schlosserwerkstätten und christliche Arbeiter, vor denen ich Angst hatte — und mit Recht, denn es waren viel rohe Gesellen darunter. Obzwar ich ängstlich bemüht war, ihren Weg nicht zu kreuzen, stieß ich einmal mit so einem Trupp heimkehrender Arbeiter zusammen. Um auszuweichen oder davonzulaufen war es zu spät. Sie hielten mich an, vergnügten sich scheinbar über meine große Furcht und machten gegen mich drohende Geberden. Russisch verstand ich damals nur wenig, ich begriff nicht, was sie von mir wollten. Da schrie mich einer an: „Niederknien!" Ich kniete nieder und mußte ihm zu ihrer Belustigung die Stiefel küssen. Erst dann durfte ich meines Weges gehen.

Das Nachhausgehen in finstrer Nacht aber, durch die schlecht oder gar nicht beleuchteten Straßen, war gar gruselig und blieb mir besonders deutlich in Erinnerung. Ich hatte große Angst vor der Finsternis, wie die meisten Kinder. Dazu war meine Phantasie verschreckt durch die vielen unsinnigen Geistergeschichten, die zu Hause erzählt wurden. Vor Hunden hatte ich große Angst. Selbst die Silhouette der Bäume kamen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mir in der Finsternis schreckhaft, gespensterartig vor. Wenn ich bei einem leerstehenden Hause, das bekanntlich von bösen und Spottgeistern (Schedim und Lezim) bewohnt wird, vorbei mußte, fing ich, um meine Angst zu verscheuchen, laut zu singen an. Besonders ängstlich zumute war mir aber, wenn ich bei dem großen, finsteren Bethaus vorbeigehn mußte. Die Toten kommen ja bekanntlich ebenfalls ins Gotteshaus beten, nur beten sie in der Nacht. Glaubwürdige Personen sollen einwandfrei festgestellt haben, daß sie auch die Thora verlesen und wenn sie den Namen eines Lebenden zur Thora aufrufen, so bedeutet es, daß dem Genannten beschieden ist, noch im Laufe desselben Jahres zu sterben. — Beten sie schon? Sind sie schon da? — Mir diese Frage stellend, legte ich, ängstliche Seitenblicke auf die Fenster werfend, ob nicht etwas Schreckliches zu sehen, ob dort kein Licht oder kein Geräusch wahrzunehmen sei, die gefürchtete Stelle laufend zurück. — Fiel mich ein Hund an, so suchte ich ihn zu verscheuchen, indem ich meine brennende Laterne im Kreise schwang, einen feurigen Ring um mich bildend.

Ähnlich erging es übrigens auch vielen anderen Kindern. Wenn das eine oder das andere Kind in seiner überhitzten Phantasie etwas nicht Geheures gesehen zu haben glaubte, ist es nur begreiflich.

Noch unangenehmer wurden diese nächtlichen Gänge zu Weihnachten. Um diese Zeit streiften die Christenbuben durch die Stadt mit der „Hokasa", wodurch eine Extragefahr, eine Tracht Prügel zu bekommen, noch dazukam. Die Hokasa war eine Gruppe halbwüchsiger Burschen, die große farbige Sterne auf langen Stangen trugen. Diese Sterne waren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus verschiedenfarbigem Papier geklebte Laternen, die sich in der finstern Nacht sehr schön ausnahmen. Die Sternenträger gingen als die heiligen drei Könige und andere Heilige verkleidet, blieben unter den Fenstern der Christenhäuser stehen und sangen Weihnachtslieder, wofür sie mit Nüssen, Süßigkeiten, Würsten, Weißbrot beschenkt wurden. Die jüdische Bevölkerung vermied es um diese Zeit, ohne Not auf die Straße zu kommen. Wenn die Hokasaträger unterwegs einen Judenbuben erwischten, so verprügelten sie ihn. Übrigens, wenn wir Judenbuben irgendwie Gelegenheit fanden, einen Christenbuben zu verhauen, so ließen wir es uns auch schmecken. Die Christenprügel wären noch nicht das Ärgste gewesen. Die Raffinierten unter unseren Widersachern wußten ganz genau, was man tun müsse, um so ein keines Judenkerlchen auf die Folterbank zu spannen: Sie hielten es fest und schmierten ihm den Mund mit Speck oder Schweinefett ein, oder schnitten ihm gar die Paies kurz. Nur, wer den Abscheu des frommen Juden gegen alles, was vom Schweine kommt, kennt, wird nachempfinden, was für Qualen so ein armes Kind während jener schrecklichen Operation ausstand.

Auch die Erwachsenen hatten Respekt vor der Hokasa. Mancher Bocher ist um diese Zeit von einem nächtlichen Gang mit verkümmerten Paies heimgekehrt. Sie wurden ihm unterwegs von den heiligen drei Königen eigenhändig gestutzt.

Ein Jahr um das andere verging. Das Chederleben bot wenig Anregung und ich lernte dort nichts Nützliches fürs Leben.

Die Familie meiner Eltern hatte sich während-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dessen vergrößert. Vier Jahre nach meiner Geburt kam eine Schwester zur Welt und von nun an beschenkte die Mutter den Vater fast jedes Jahr mit einem Kinde. Die Eltern freuten sich trotz der Armut über den jeweiligen neuen Ankömmling und hofften jedesmal, daß es das Glückskind sein werde.

Wir bezogen eine neue Wohnung. Die Mansarde war für eine vierköpfige Familie zu eng geworden. Das neue Quartier befand sich rückwärts in einem Hofe, in den man von der Straße durch ein kleines Pförtchen gelangte. In diesem Hofe standen, mit der Längsfront hintereinander, zwei Häuser. Wir mieteten einen Teil des vorne stehenden Hauses, dessen anderen Teil der Quartiergeber selbst bewohnte. Dem Hause war ein aus Brettern zusammengenageltes Vorzimmer angebaut. An der einen Seite der Eingangstüre stand das Faß mit dem aus dem Flusse geschöpften Trinkwasser, an der anderen Seite der Bottich mit dem Spülwasser, die „Pamunieze". — Meine Eltern hatten sich eine Kuh angeschafft, um die kleinen Kinder besser mit Milch versorgen zu können. Dieser Kuh diente das Vorzimmer zugleich als Stall. Das Tier wurde zeitig früh vom Kuhhirten abgeholt und kam abends mit dem übrigen Vieh vom Felde heim. Meine Mutter, ebenso wie viele andere Frauen, pflegte ihrer Kuh eine Strecke weit entgegenzugehen und sie liebevoll nach Hause zu geleiten. Ich ging auch oft unserer Kuh entgegen, aber mehr auf mein eigenes Vergnügen bedacht, als aus Liebe zu unserer Milchgeberin. Die Gassenjungen machten es sich nämlich zum Sport, eine heimkehrende Kuh beim Schweife zu erwischen und sie mit Hallo, so lange von rückwärts anzueifern, bis sie im Galopp dahinstürmte. Das Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gnügen bestand darin, daß man, wenn die Kuh im vollen Laufe war, sich von ihr eine Strecke lang auf dem Boden schleppen ließ. Dieses Stückel verschaffte mir einen um so größeren Genuß, als es mir vom Vater strenge untersagt war, das Tier zu peinigen. Ich erinnere mich, wie liebevoll unsere Kuh gepflegt wurde, wie die Mutter ihr täglich zweimal das warme Futter, die „Poile", verabreichte, eine Art Riesensuppe aus Kleie, Kartoffelschalen, Grünzeug. Eines Abends kehrte die Kuh scheinbar ganz wohlauf aus dem Felde heim. Als sie aber ihre „Poile" trank, wurde sie außergewöhnlich aufgedunsen und zeigte alle Symptome größten Unbehagens. Die Mutter erschrak sehr, war aber ratlos. Dazugekommene Nachbarn meinten, man müsse dem Tiere Bewegung verschaffen und begannen es durch den Hof zu jagen. Ich erinnere mich noch heute an das verzweifelte Gesicht der Mutter, als sie, die arme Kuh mit einer Weide vor sich hertreibend, mit ihr durch den Hof trabte. Es half aber nichts. Nach kurzer Zeit blieb das gehetzte Tier stehen und fiel dann um. Seine Flanken waren erschreckend aufgedunsen und sie verschied, ohne Rücksicht zu nehmen auf den Wert, den sie für uns darstellte. Ihr Tod, der sehr betrauert wurde, war ein sehr schwerer Verlust für unsere Familie.

Der die Häuser umgebende Hof war ungepflegt und verwahrlost. Es wäre dort genügend Platz vorhanden gewesen, um einen Gemüse- oder Blumengarten zu ziehen, aber dafür war bei der jüdischen Bevölkerung nicht viel Verständnis zu finden. Ich kann mich nicht erinnern, einen von Juden bewohn-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ten Hof gesehen zu haben, der sauber gepflegt und mit Blumen bepflanzt gewesen wäre, wie man es bei den Christen antraf.

Im geräumigen Hofe war genug Platz zum Spielen und Herumtollen. Ich lief, eine Hand voll Salz krampfhaft bereithaltend, wie ein Narr hinter den Spatzen her, die in Schwärmen unseren Hof aufsuchten, denn man sagte mir: ich würde unfehlbar einen Spatzen einfangen, wenn es mir nur gelänge, ihm Salz auf den Schwanz zu streuen. Einen Spatzen einzufangen und ihn in einem Käfig zu halten, war aber meine größte Sehnsucht gewesen. Mit dem Salz hatte ich wohl kein Glück, aber es gelang mir einmal eine Falle aus Ziegelsteinen zu stellen, in die sich zu meiner größten Freude ein Spatz verfing. Ich sah den balancierenden Stein stürzen und lief atemlos zur Fangstelle. Die Schwanzfedern des armen Vogels lugten hervor. Das Herz hüpfte mir im Leibe. Ich hob eilig den Stein in die Höhe, aber der Spatz — flog noch eiliger davon.

Das war mein erster Spatz, der mir nicht in die Hand wollte und zu den Kranichen auf dem Dache flog.

Der Vater hatte seine Spiegelfabrikation aufgegeben und wandte sich einem neuen Berufe zu. Es bereitete ihm seit jeher Freude, alte Spieldosen, Uhren, Nähmaschinen und ähnliches auseinanderzulegen und wieder zusammenzustellen und ihre Konstruktion zu erforschen. Er hatte ein angeborenes Talent für Mechanik. Wäre er in einer andern Umgebung geboren, wären seine Fähigkeiten in die richtige Bahn gelenkt worden, er hätte bestimmt Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deutendes geleiſtet. In dieſer trübſeligen Umgebung, ohne Anſporn, ohne Beiſpiel, verkümmerte vieles. — Nun wurde er Uhrmacher. Er machte einen Laden auf und begann, Reparaturen von Uhren zu übernehmen.

Meine Großmutter mütterlicherſeits, die in Sluzk wohnte, kam während dieſer Jahre wenige Male zu uns auf Beſuch. Sie blieb gewöhnlich nicht lange, höchſtens eine Woche, wiewohl ſie jedesmal ſich vornahm, mindeſtens einen Monat zu bleiben. So ein Beſuch war für die alte Frau ein Opfer. Abgeſehen von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe, mußte ſie ihren Kramladen, der ihr ganzes Vermögen darſtellte, in fremder Obhut laſſen. Scheinbar empfand ſie aber ſo große Sehnſucht, ihr Kind und Enkelkind wiederzuſehen, daß ſie die Mühe der umſtändlichen Reiſe nicht ſcheute. Indes, nach der erſten Freude des Wiederſehens gab es gewöhnlich Zank und Hader und das Haus war voll Geſchrei. Die Urſachen dieſer Mißhelligkeiten ſind mir unbekannt geblieben; wahrſcheinlich vertrug ſich der Vater nicht mit der Schwiegermutter. Ich erinnere mich, wie mich die Großmutter, die „Bobe", einmal nach einem ſolchen Gezänke vergrämt auf den Schoß nahm und mich liebkoſte.

Sie war ein kleines, verrunzeltes Weiblein, das auf dem Kopfe einen großen Turban aus einem vielfach zuſammengelegten Tuche, mit türkiſchem Muſter trug, deſſen beide Enden vorne in einen großen Knoten gebunden waren. Dies war die uralte Tracht der Judenweiber, die ſie weiß Gott woher mitgebracht hatten; nur wenige, ganz fromme und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ganz alte Frauen trugen sie noch. Die Großmutter schien sehr betrübt zu sein und dürfte lautlos geweint haben. Ich saß auf ihrem Schoß und sah neugierig zu, wie die Tränen ihr längs des Nasenrückens liefen und von der Nasenspitze auf ihre Knie Tropfen auf Tropfen niederfielen.

„Großmutter", fragte ich, „was tropft dir da herunter?"

„Dies sind meine Zores (Leiden), mein Kind", antwortete sie.

Ich war in dem glücklichen Alter, in dem man erst fragen muß, was Leiden bedeuten und bat um nähere Aufklärung. Sie schwieg aber.

Ich hatte deshalb, sooft ich von „Zores" sprechen hörte, die Vorstellung, als ob Leiden flüssig wären. Hörte ich von jemand sagen, daß seine Leiden groß seien, so stellte ich mir den Betreffenden mit zwei großen Töpfen voll Flüssigkeit vor.

Die Besuche endigten gewöhnlich mit einer plötzlichen Abreise der armen Alten.

Der Vater verständigte seine Eltern, daß die Existenzbedingungen in Gomel besser seien als in Sluzk. Nun kamen die Großeltern auch nach Gomel — und nach und nach übersiedelten ihre anderen Kinder ebenfalls dahin. Nebst meinem Vater hatten sie noch zwei Söhne und eine Tochter, die aber in sehr jungen Jahren gestorben war. Sie hinterließ ein kleines Mädchen, namens Mascha. Der Vater des Kindes ging in die Fremde und man hörte nie mehr von ihm. Die Großeltern nahmen die Kleine zu sich und zogen sie auf. Von den beiden Söhnen heiratete der eine und begann seine Laufbahn vorerst, wie es üblich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war, mit einer „Knellung". Der andere wanderte aus. Er wollte vom Bibel- und Talmudſtudium nichts wiſſen. Von ihm ging die Kunde, daß er nicht beten wolle, unbedeckten Hauptes herumgehe und, wie manche Leute mit lebhafter Phantaſie behaupteten, ſollte er ſogar ſchon — Schweinefleiſch gekoſtet haben! Er hieß Lewik und war wegen der erzählten Gottloſigkeiten der Schreck der Familie. Wenn es einmal vorkam, daß ich irgendwie gegen das Gebot verſtieß, indem ich nicht beten wollte, oder zu frühſtücken begehrte, noch bevor ich das umſtändliche Morgengebet verrichtet hatte, oder wenn es mich nach ſonſt etwas gelüſtete, das dem Ritus widerſprach, ſchrie meine Mutter verzweifelt, ob ich auch ſo ein Lewik werden wolle!

Ich bekam dieſen Familienſchreck ſpäter zu Geſicht. Er war inzwiſchen in Amerika geweſen, brachte etwas Geld mit und machte in Gomel einen Friſeurladen auf. Ein guter Junge, gewann er bald meine Sympathie, weil er mich gerne ſah und mir oft einen Piatak, ein Fünfkopekenſtück, ſchenkte, eine Tat, zu der die frommen und gottesfürchtigen Verwandten ſich niemals emporgeſchwungen hatten. Ich beobachtete ihn mit großer Neugierde. Zu Hauſe ging er wahrhaftig unbedeckten Hauptes herum; ſollte er wirklich auch ſchon Schweinefleiſch gekoſtet haben? — Unbedeckten Hauptes herumzugehen ſchien mir von keiner allzu großen Bedeutung zu ſein, des Schweinefleiſches wegen war mir aber nicht ganz geheuer zumute. Ich hütete mich deshalb, bei ihm etwas zu genießen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Großvater war ein verknöchert-orthodoxer Jude vom ganz alten Schlage, der zäh und ſtarr an allen Überlieferungen feſthielt, dabei beſchränkt und bigott, voll Aberglauben.

In Gomel kamen Fälle von Malaria (Kadoches) vor. Dieſe tückiſche Krankheit glaubte der Großvater mit einem Sprüchlein bekämpfen zu können, das ihm irgendein Frommer einmal überliefert hatte. Er ſchrieb das Sprüchlein mit quadratiſchen hebräiſchen Lettern, aber in aramäiſcher Sprache auf einen Papier- oder Pergamentſtreifen. Der beſchriebene Streifen wurde in der Geſtalt eines Dreieckes zuſammengefaltet, am oberen Ende mit einem Loche verſehen und an einem Faden dem Patienten um den Hals gehängt, auf der Bruſt getragen. Man glaubte, daß dieſem Sprüchlein große Heilkraft innewohne. Ich erinnere mich an blaſſe, kränkliche Menſchen, die zum Großvater kamen und um den Talisman gegen das Fieber baten. Man nannte es „Kamée". Er ſchrieb dieſe Kamées aus Menſchenfreundlichkeit, nahm aber auch eine kleine Gabe dankbar an, wenn ſie ihm freiwillig gereicht wurde. Den Inhalt einer ſolchen Kamée zu erforſchen, galt nicht als ratſam. Nach Gebrauch ſollte man ſie ins Feuer werfen und verbrennen laſſen.

Er hatte übrigens manchen Konkurrenten, der ebenfalls überlieferte Sprüche, deren Heilkraft verbürgt war, auf Papierſtreifen ſchrieb und damit die Malaria zu heilen vorgab. Aber natürlich waren dies, wie der Großvater meinte, nur Kurpfuſcher, denn den einzig wirkſamen Spruch kannte nur er allein. Er erzählte mit ſpöttiſchem Behagen, man hätte einmal eine ſolche, von einem ſeiner Konkurrenten ausgeſtellte „Kamée" aufgemacht und entfaltet. — Was aber ſtand

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

darin? — K. K. K. K. K.! — Nun war man ja geneigt, in alles, was mit hebräiſchen Lettern geſchrieben war, beſonders, wenn man es nicht verſtand, etwas hineinzugeheimniſſen. Man vermutete daher, die vielen K könnten vielleicht Anfangsbuchſtaben von Erzengel- oder Seraphim-Namen bedeuten, welche bekanntlich auch Namen führten, die aber den Menſchen verborgen bleiben. Wem es glückte, zur Kenntnis eines ſolchen Namens zu gelangen, der konnte mit ihm Wunder wirken. Alles Raten fruchtete aber in dieſem Falle nichts, man fand keine befriedigende Deutung der Inſchrift und wandte ſich um Aufklärung an den Schreiber der Kamée. Nach langem Drängen geſtand der Konkurrent nichts Geheimnisvolles beabſichtigt zu haben, er wollte nur einen Scherz machen. Die fünf K ſollten beſagen: Kleine Kinder kacken kleine Kutzkes! — Der gottloſe Menſch wollte mit dieſem Spruche keine geringeren Heilerfolge erzielt haben, als der Großvater mit dem ſeinigen!

Der Großvater ſah ſich in Gomel nach Schülern um und begann ebenfalls zu „knellen", während die Großmutter, wie in Sluzk, Brot für die Umgebung buk. Eltern und Großeltern bezogen eine gemeinſame Wohnung, den Kellerraum eines Ziegelbaues in der Hauptſtraße des Ortes. In deren Nähe ſchlug der Vater ſeine Uhrmacherwerkſtätte auf. Meine Mutter, beſtrebt, zur Erhaltung der Familie beizutragen, ſah ſich ihrerſeits nach einem Erwerb um. Sie verfiel auf die Idee, Perücken anzufertigen. Die Perücke war ein notwendiger und dankbarer Artikel, da die jungen Frauen gezwungen waren, das nach der Hochzeit ab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geschnittene Haar durch künstliches zu ersetzen. Sie erlernte Perücken zu erzeugen und trieb nun einen Handel mit Haaren. Eine Zeitlang scheint dieses Geschäft etwas eingetragen zu haben. Als aber im Laufe der Jahre die Aufklärung immer mehr und mehr um sich zu greifen begann und die jungen Frauen die ersten waren, die von der neuen Strömung profitieren wollten und zu verweigern begannen, sich den Kopf rasieren zu lassen, ja, von künstlichem Haar nichts mehr wissen wollten, da lohnte sich die Perückenerzeugung nicht mehr. Die Mutter half jetzt der Großmutter bei der Broterzeugung.

Nun scheinen Schwiegerkinder und Schwiegereltern seit Erschaffung der Welt wie Hund und Katze gelebt zu haben. Armut und Mangel aber verbittern die Menschen und machen sie zanksüchtig. Es gab vielen Hader. Der Vater nahm für seine Frau Partei, denn in der Schrift heißt es: „Deshalb soll der Mann Vater und Mutter verlassen und sich zu seiner Frau gesellen." So hörte ich ihn einmal sein Verhalten rechtfertigen. Mutter und Schwiegermutter hatten oft Krakehl miteinander; Vater und Großvater mischten sich ein. Es gab Geheul und Tränen. — Wir Kinder wurden durch solche Auftritte sehr verängstigt und verkrochen uns während des Sturmes in allen Ecken.

Es waren armselige, trübe Verhältnisse, unter denen ich heranwuchs.

Ich war klein und schmächtig. Ungeachtet dessen, daß ich ein tüchtiger Esser war, blieb ich erschreckend mager. Die Mutter sagte von mir: „Er ißt und — es frißt ihn!" — Ich besaß aber große körperliche Geschicklichkeit, kletterte über die glattesten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zäune und ſprang vom Dache unſeres einſtöckigen Hauſes, ohne Schaden zu nehmen auf den Raſen. Nicht einmal die Chriſtenbuben konnten einen Drachen ſo hoch ſteigen laſſen, und kein Junge konnte ſo ſchön und ſo andauernd auf den Händen gehen wie ich. Indes, dieſe Übungen wurden von den Eltern weder geſchätzt noch geduldet. Solche Kunſtſtücke ſchickten ſich, ihrer Anſicht nach, vielleicht für einen Chriſtenbuben, aber ſicherlich für kein braves jüdiſches Kind. Wenn es dem Vater gelang, mich zu überraſchen, während ich trotz des Verbotes auf den Händen ging, ſo erwiſchte er mich oben bei den Füßen und klopfte mir den „Allerwerteſten" ſo lange, bis ich verſprach, es nicht mehr zu tun.

Ich ging an die Ausführung jedes Auftrages, mit dem man mich betraute, mit Feuereifer, aber mit großer Übereilung, die oft draſtiſche Formen annahm. Das Reſultat fiel daher nicht immer erſprießlich aus. Ich wartete meiſt gar nicht ab, bis der Auftraggeber ausgeſprochen hatte, glaubte von den erſten Worten ſchon alles zu verſtehen und eilte wie der Sturmwind davon. Gewöhnlich ſchickte mich der Vater am Freitag-Nachmittag, den „Branfen", den Schnaps für den Schabbes holen. Als ich zum erſten Male dieſe Weiſung bekam, flog ich, noch bevor der Vater ausſprechen und mir Geld und Flaſche übergeben konnte, wie ein Pfeil vom Bogen davon. Ich war bereits etwa hundert Schritte im Galopp dahingeſtürmt, als ich laut und wiederholt mich rufen hörte. Ich hielt inne und ſchaute zurück, unwillig, in meinem Eifer geſtört worden zu ſein. Der Vater ſtand beim Haustore und winkte mir zurückzukommen.

„‚Plut'" (Schelm, zerfahrener Kerl), „wohin rennſt

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

du ſo meſchuggenerweiſe?“ herrſchte er mich ungehalten an. Verwundert über dieſe Frage antwortete ich ſelbſtbewußt:

„Branfen kaufen!“

— „Haſt du Geld?“ —

Ich wurde etwas verlegen. An das Geld hatte ich nicht gedacht.

— „Haſt du eine Flaſche?“ —

Merkwürdig, auch an die Flaſche hatte ich nicht gedacht. Ich werde kleinlaut, denn ich weiß ſchon, was jetzt kommen wird.

— „Alſo, wohin willſt du dir den Branfen hineingießen laſſen? In die Hoſentaſche? — Plut!“ — Ein tüchtiger Klaps iſt der ruhmloſe Lohn für meinen Übereifer.

Auf ähnliche Weiſe packte ich die Ausführung auch anderer Aufträge an und hörte ſpäter die Familienmitglieder lachend von meiner allzu großen Lebhaftigkeit und Übereilung erzählen. — Ich war hartnäckig, ein „Axn“, und ging, falls man mir einen Wunſch nicht erfüllen wollte, ſtundenlang hinter der Mutter her und bohrte und nagte ſo lange, bis mir das Gewünſchte gewährt wurde. Es wurde mir von der Mutter nachgerühmt und ſpäter den andern Kindern als Muſter vorgehalten, daß ich ſtets Wort hielt, wenn ich verſprach, etwas zu tun oder zu laſſen. Ich ſoll auch nie gelogen haben. Der Mutter gegenüber war ich ungehorſam und ſtörriſch und machte mir nicht viel aus den Schlägen, die ſie mir verabreichte, hatte aber einen heilloſen Reſpekt vor dem Vater.

Gegen die rituellen Vorſchriften und die langen Gebete hatte ich ſchon in früher Jugend Abneigung. Ich verrichtete ſie nur ungerne und ließ mir Über-

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

tretungen zuschulden kommen. Während andere Judenkinder an Fasttagen um die Erlaubnis baten, mitzufasten und stolz waren, wenn es ihnen gestattet wurde, habe ich mich um diese Ehre niemals beworben. Im Gegenteil! Als ich heranwuchs und mit dreizehn Jahren schon fasten hätte sollen, habe ich es doch, streng genommen, niemals getan. Daß dem lieben Gott dadurch, daß ich auf Erden hungrig herumliefe, ein Gefallen geschähe, hat mir nicht einleuchten wollen. Meine Umgebung hatte aber von meiner Gottlosigkeit keine Ahnung.

Hier will ich auch von einem als Kind erlittenen Unfall erzählen. Eines Tages bewegte sich ein christlicher Leichenzug gegen den Friedhof. Jüdische und christliche Leichenbegängnisse unterschieden sich in der Aufmachung sehr voneinander. Die Juden legten ihre Toten in die „Tachrichim", die Totenkleider eingewickelt auf eine einfache schwarze Bahre, deckten sie mit einem einfachen schwarzen Tuche zu und die Freunde des Verstorbenen trugen die Bahre auf ihren Schultern zum Friedhof, wobei sie abwechselnd laut riefen: „Gerechtigkeit möge ihr voranschreiten!" Passanten löften die Müden ab, denn einen Toten zur Beerdigung tragen zu helfen ist sehr gottgefällig. Hier war keine Assistenz von Geistlichen zu sehen und kein Pomp wurde entfaltet: arm wie reich wurde gleich prunklos begraben. Dieselbe einfache schwarze Bahre und dasselbe schwarze Tuch für alle. Das Leichenbegängnis des angesehenen Mannes war nur an dem Gefolge erkennbar. Der Tod wirkte durch diese Schmucklosigkeit sehr ernst, erschütternd. Ein solcher Zug, eine „Lewaie", der laute, langsame und feierliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ruf der Träger, „Zedek lefònow jehàlech", hinterließ bei mir immer einen ſchauerlich ergreifenden Eindruck. Es ſchreckte und ſchüchterte mich ein. Das Bild des Geſehenen verfolgte mich lange. Der Verſtorbene wurde durch ſeine nächſten Angehörigen durch ſieben Tage betrauert, während welcher Zeit man auf der Erde oder auf niedern Schemeln ſaß, ſich weder waſchen noch das Haar ſchneiden laſſen durfte und von Speiſe und Trank ſo wenig als möglich zu ſich nahm.

Ein chriſtliches Leichenbegängnis dagegen wirkte auf mich mehr wie ein Schauſpiel, obwohl die Ruſſiſch-Orthodoxen den Sarg offen trugen, ſo daß man das Geſicht der Leiche ſehen konnte. Der mit Blumen und Kränzen verſchönerte, mit Goldborten und Franſen geſchmückte, mit prunkvollem Tuche bedeckte Sarg erweckte kein Gefühl der Trauer. Auch das Gelage, die „Pominki", die man im Totenhauſe nach dem Leichenbegängnis zu veranſtalten pflegte, ließen eher vermuten, daß Freude darüber herrſchte, den Toten endlich losgeworden zu ſein. Meine Aufmerkſamkeit bei einem ſolchen Zuge galt hauptſächlich dem Pomp der Geiſtlichen und den ſchönen Kirchengeräten.

Ich ſah nun eines Tages einen Leichenzug herankommen, ſchloß mich ihm von der Ferne an und ging bis zum Friedhof mit. Ich hätte aber gar gerne auch die Beerdigung ſehen mögen. Da ich mich wegen der vielen Chriſtenbuben nicht getraute, den Friedhof zu betreten, ging ich auf einen angrenzenden jüdiſchen Hof, erkletterte einen hohen Träger des Zaunes und gewann von hier aus einen Blick auf die Beerdigung. Ich ſetzte mich oben hin, mit unterſchlagenen

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Beinen und gaffte vergnügt. Plötzlich hörte ich einen ſtarken Krach, wie von einem Kanonenſchuß. Ich fiel von meinem hohen Sitz kopfüber auf die Erde und blieb bewußtlos liegen. Menſchen liefen herbei, hoben mich auf und labten mich. Ich kam wieder zu mir. Auf die Frage, was mir geſchehen ſei, ſagte ich, man habe mich erſchoſſen, worüber die Herumſtehenden lachten, denn keiner hatte einen Schuß fallen gehört. Ich aber war davon nicht abzubringen, daß man mich „erſchoſſen" habe. In Wirklichkeit traf mich ein chriſtlicher Junge vom Friedhof mit einem Steinwurf auf den Kopf und es krachte mir im Schädel ſo laut, daß ich den Schlag für einen Schuß hielt. In die Kopfhaut war ein großes Loch geriſſen, ich blutete ſtark und konnte nur mit Mühe gehen. Man wuſch mir die Wunde, legte ein Pflaſter aus weichgeknetetem Brote darauf und verband mich.

Und nun wußte ich nicht, was ich beginnen ſollte. Mit dem verbundenen Kopfe traute ich mich nicht nach Hauſe zu gehen, denn ich hätte ja erklären müſſen, wieſo ich zu meiner Verletzung gekommen war und da hätte ſich herausgeſtellt, daß ich ein chriſtliches Leichenbegängnis, bei dem doch ein jüdiſch Kind nichts zu ſuchen hat, begleitet hatte, und daß ich entblößten Hauptes dahinter hergegangen war. Ich befürchtete, dafür eine Züchtigung erdulden zu müſſen. Ich ging deshalb, da ich mich erholt und mich wieder ganz wohl fühlte, vorerſt zu einem Kollegen, der mir Tee verabreichte und mit mir bis zum Einbruch der Dunkelheit ſpielte. Dann ſchlich ich mich nach Hauſe und es gelang mir unbemerkt, auf mein Lager zu ſchlüpfen, mich auszuziehen und niederzulegen. Als das Nachtmahl aufgetragen war und die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mutter meine Abwesenheit bemerkte, tat ich, als ob ich bereits schliefe. Nun fiel es der Mutter auf, mich so zeitig zu Bette zu finden. Sie kam an mein Lager, streifte die Decke, die ich mir über den Kopf gezogen hatte weg und wollte mir liebkosend den Kopf streicheln. Sie erschrak, als sie den Verband merkte. Ich aber tat, als ob ich in tiefem Schlafe da läge. So glaubte ich am besten den ersten Fragen zu entgehen. Am nächsten und an den folgenden Tagen litt ich an heftigen Kopfschmerzen, wodurch die Gefahr einer befürchteten Züchtigung von selbst wegfiel. Nach drei Tagen ging es mir wieder besser. Ich war scheinbar nur mit knapper Not einer schweren Gehirnerschütterung entronnen.

In der Umgebung, in der ich aufwuchs, waren die Menschen nicht gewöhnt, ihrer Ausdrucksweise einen Zwang aufzuerlegen. Sie nannten vielmehr alles beim richtigen Namen. Wer eine unsaubere Geschichte erzählen wollte, ließ sich durch die Gegenwart von Kindern nicht stören. So kam ich schon in meiner frühesten Kindheit in die Lage, Dinge, die nicht für Kindesohren beschaffen sind, ja, die verfänglichsten Anekdoten, mitanzuhören. Weil ich die Erwachsenen lachen sah, suchte ich mir das Gehörte zu merken und erzählte dann in der benachbarten Werkstätte die Geschichten wieder. Die Schustergesellen lachten und staunten, den Knirps schon solche „Maisses" erzählen zu hören. Ich deutete es als Anerkennung für meine Person, kam mir wie ein verfluchter Kerl vor und fühlte mich sehr geschmeichelt. Wenn ein Fremder mich diese Zoten erzählen gehört hätte, so wäre er sicherlich über meine vermeintliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verderbtheit sehr betroffen gewesen. Heute aber weiß ich, daß ich alles nur wie ein Papagei nachplapperte. Es blieb in meinem Gemüte von diesem Schmutze nichts haften. Ich war im übrigen ein schlagfertiger Bengel; wollte mir jemand nahetreten, so zeigte ich die Zähne. Die angeborene Keckheit der Judenkinder wurde überhaupt von den Erwachsenen, die von Erziehungsproblemen weder etwas verstanden noch sich überhaupt damit abgaben, angespornt und artete bei vielen in Frechheit aus, ohne daß die Angehörigen dessen gewahr wurden.

Ich hörte einmal die Redensart: „Man soll froh sein, wenn man von einem Schweine eine einzige Borste bekomme", merkte sie mir und brachte sie bei folgender Gelegenheit an:

Die Verkehrsmittel waren zu jener Zeit sehr primitiv. Eisenbahnen gab es in unseren Gegenden noch nicht. Besuche von Verwandten, die auswärts lebten, waren eine Seltenheit, ja ein Ereignis. Der Besuch eines Verwandten aus der Fremde hatte für alle Beteiligten einen eigenartigen Reiz. Der Ankömmling pflegte „Matones" (Geschenke) für die Familienangehörigen mitzubringen, wodurch so ein Besuch von außen, besonders für die kleinen Kinder, geradezu ein Fest war. Eines Tages kam Onkel Arel, der Bruder meines Vaters aus Sluzk. Ich freute mich schon sehr auf die Geschenke, die ich zu bekommen hoffte, ging dem Onkel nicht von der Seite und schaute ihn beharrlich und erwartungsvoll an. Als ich die längste Zeit wartete und der Onkel noch immer keine Anstalten machte, mir ein Geschenk zu überreichen, fragte ich schüchtern: „Onkel, du hast mir keine Matone gebracht?" — Der Onkel, der als ein großer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schmutzian bekannt war, wurde etwas verlegen, griff in ſeine Börſe und gab mir mit den Worten: „Da haſt du eine Matone", eine Kopeke. Ich nahm die Kupfermünze und drehte ſie enttäuſcht zwiſchen den Fingern, ohne etwas zu ſagen. Die Mutter ſtieß mich an: „Nun, was ſagt man?" — Da ſchien es mir an der Zeit, meine Redensart anzubringen und ich platzte heraus: „Man ſoll froh ſein, wenn man von einem Schweine eine einzige Borſte bekommt!" — Ich erinnere mich noch heute, wie der arme Onkel einen feuerroten Kopf bekam, während alle Anweſenden lachten. Er war lange böſe, weil er glaubte, man hätte mich angelernt, ihm dieſe Antwort zu erteilen.

Jöel Awrom-Aiſches war ein alter Jude, deſſen Unwiſſenheit ſtadtbekannt war. Er konnte nicht einmal ein hebräiſches Gebet glatt herunterſagen, gewiß ein Minimum an Gelehrſamkeit, das man von jedem Juden beanſpruchen darf. Die Fehler, die er dabei machte, wurden in der Stadt herumerzählt und erregten allgemeine Heiterkeit. Er war ein etwa ſechzigjähriger Mann mit einem großen, grauweißen Naturbart, der ihm wie Flachsſträhne auf die Bruſt herabhing. Er ſprach im Tempel ſeine Gebete mit offenem breiten Munde und laut näſelnd, wobei er durch groteske Fehler die Heiterkeit der Danebenſtehenden erregte. Als ich einmal zwiſchen dem Dämmer- und Abendgebet mit anderen Kindern um den Katheder im Tempel lärmend herumlief, ſchlug Reb Joel mit der Flachhand auf ſein Gebetpult und rief ſtreng: „Scha, Ruhe!" — Da wir uns um ſein Kommando nicht kümmerten und weitertobten, ſchrie er wütend: „Das iſt der Judele (gemeint war ich), der ‚Mamſer' (Baſtard)!" — „Sag," wandte er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

sich an mich, „wann wirst du dich ‚schmaden' (taufen) lassen?"

Sich taufen lassen war wohl das beleidigendste, was man einem braven jüdischen Kinde zumuten konnte. Dies ging noch über das Schweinefleischessen. Ich fühlte mich sehr gekränkt und antwortete: „Das könnte ich Ihnen sagen, Reb Joel, Sie werden es mir aber verübeln!"

„Nein, sage es nur", meinte Reb Joel.

„Ich werde mich an demselben Tage taufen lassen," antwortete ich, „an dem man Sie zum Row ernennen wird!"

Der alte Mann wurde sehr verlegen; die Anwesenden lachten. —

Ich erzählte diesen Vorfall meinem Vater, bekam aber von ihm für meine Frechheit eine Backpfeife. Ich verantwortete mich damit, daß man mich Bastard genannt und mir zugemutet habe, mich taufen zu lassen. Ich verstand indes, trotz der zusammengezogenen Augenbrauen und trotz des erhaltenen Schlages, aus dem Gesichtsausdrucke des Vaters, daß meine Antwort gut erteilt und daß er mit mir zufrieden war.

Ich konnte schon in früher Kindheit dem Vater vom Gesichte ablesen, ob er lustig oder traurig, gut oder schlecht gelaunt war. Diese Möglichkeit, einem Menschen seine Laune abzugucken, ohne daß er sie sonstwie zum Ausdruck gebracht hätte, schien mir sehr geheimnisvoll. Ich dachte oft darüber nach, konnte aber zu keiner Erklärung des Phänomens gelangen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Äußerſt empfänglich für Eindrücke, verfiel ich, ſobald ich etwas Neues ſah, in großes Staunen, oft geradezu in Verzückung. Eine Vogelart, die ich zum erſten Male ſah, eine neugeborene Katze, eine Droſchke von nicht ganz üblichem Typus, ließen mich außer Rand und Band geraten. Der Vater nannte dieſen Zuſtand zutreffend „kälberne Begeiſterung". Er belehrte mich durch manchen Klaps, daß es nicht nötig ſei, bei jeder Kleinigkeit ſo außer ſich zu geraten. Es nützte aber wenig.

Eines Tages ſah ich auf der Straße ein Rudel Kinder gaffend um ein Pferd herumſtehen. Auch ich ging neugierig hin und fragte, was es hier zu ſehen gäbe. Die Buben zeigten auf das Pferd und erklärten mir, dies ſei ein „Scherebetz", ein Hengſt. Als ich beteuerte, nur ein Pferd vor mir zu ſehen, meinten die Buben, ich ſolle es nur von rückwärts genau beſichtigen. Ich ging um das Pferd herum und guckte ihm höchſt geſpannt zwiſchen die Hinterbeine . . . . . Ich geriet außer mir vor Verwunderung, verblieb noch eine Weile ſtaunend beim Hengſte, dann galoppierte ich nach Hauſe und flog wie eine Bombe ins Zimmer, wo ein paar Freundinnen bei meiner Mutter auf Beſuch waren.

„Tate, Tate! — Mamme!" — — — Ich konnte nicht reden, ich hatte keinen Atem.

„Was gibt es?" fragte der Vater beunruhigt.

„Tate, ich habe ſoeben einen Scherébetz geſehen!"

„Blöder Kerl", ſagte lachend der Vater. „Ich glaubte ſchon weiß Gott was paſſiert wäre. Du weißt ja gar nicht, was ein Scherébetz iſt; ein Pferd wirſt du geſehen haben."

„Nein, es war ein Scherébetz, ich weiß ſchon, was

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Scherébetz iſt", proteſtierte ich. „Vorne iſt er wie ein Pferd und hinten . . ." — Ich gab in höchſter Ekſtaſe eine genaue Schilderung des Geſehenen. Alle brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. Ich bekam einen Klaps mit der Weiſung, kein ſo zerfahrener Kerl zu ſein und die kälberne Begeiſterung zu dämpfen. —

Das Leben in unſerer Familie ging auf in den materiellen Sorgen um die „Parnoſſe" (Lebensunterhalt) und in der Erfüllung der ſehr komplizierten rituellen Pflichten, denen jeder fromme Jude unbedingt nachkommen muß. Für alles gab es Vorſchriften; was man tun, was man laſſen ſolle, was man eſſen dürfe und was nicht. Für Fleiſchſpeiſen gab es Regeln und ſolche für Mehlſpeiſen, ebenſo wie für die Behandlung des Geſchirrs, das für Milch und Fleiſch zugleich nicht benützt werden durfte. Hatte man Fleiſch gegeſſen, ſo ſollten ſechs Stunden verſtreichen, bevor man Milch oder Käſe zu ſich nahm. Hatte man aber Milchſpeiſe genoſſen, ſo war geſtattet, ſchon nach zwei Stunden Fleiſch zu eſſen. All dieſem und vielem anderen Plunder wurde große Bedeutung beigelegt; man mußte alles lernen und wiſſen, um mit der Zeit ein vollwertiges Mitglied der Gemeinde zu werden. Unſere ganze Lebensweiſe war äußerſt ärmlich, die Nahrung ſehr einfach und ſpärlich. Nicht einmal das Mittageſſen wurde für uns täglich gekocht. Es kam vor, daß wir durch Wochen außer Krupnik nichts Warmes zu eſſen bekamen. Aber auch dieſe dürftige Lebensweiſe war reichlich mit Vorſchriften gewürzt. Folgende Geſchichte, die ſich am Abend des erſten Oſtertages ereignete, ſoll

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeigen, mit welcher Strenge dieſe rituellen Satzungen gehandhabt wurden.

Es wäre indes gut, vorher etliche Worte über das Oſterfeſt im allgemeinen, ebenſo wie über die Weiſe, in der es begangen wurde, zu ſagen.

Dieſes Feſt, deſſen politiſche Bedeutung im Auszuge aus Ägypten und der Befreiung aus der Sklaverei gipfelte, war zugleich das Frühlings- und Saiſonfeſt, das freudigſte aller Feſte. Man traf Vorſorge, um Eltern und Kinder für die kommende Jahreszeit mit entſprechenden neuen Kleidern und Kopfbedeckungen auszuſtatten, was mit dem Frühlingsbeginn ſchön harmonierte und zur zufriedenen und frohen Stimmung der Gemüter beitrug.

Lange vor Oſtern begann in der ganzen Stadt das große Reinemachen. Unſauberkeit und Schmutz ſind ja leider die Begleiterſcheinungen der Armut; die Armut aber in unſerem Städtchen war groß. Eine gründliche Reinigung von Zeit zu Zeit war ſehr notwendig. Alle Häuſer wurden von oben bis unten, von außen und innen geputzt, abgerieben, neu getüncht, alles Metallgeſchirr blinkend ſauber geſcheuert und „gekaſchert", das heißt für den „Pöſach", das Oſterfeſt, koſcher gemacht, denn das im alltäglichen Gebrauche ſtehende Geſchirr und das Beſteck dürfen in den Oſtertagen nicht verwendet werden, es ſei denn, ſie werden beſonders dafür präpariert. Reiche Leute hatten ſpezielles Oſtergeſchirr, das, abgeſondert und wohlverwahrt, das ganze Jahr nicht benützt wurde. Wer kein ſolches beſaß, mußte ſein gewöhnliches „kaſchern" laſſen. Man warf das gründlich geſäuberte Geſchirr und das blank geſcheuerte Beſteck in einen großen Keſſel mit kochendem Waſſer, in das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

glühende Steine geworfen wurden, was ein großes Ziſchen und Dampfen erzeugte. Durch dieſe Prozedur, die den herumſtehenden und zuſchauenden Kindern immer viel Spaß bereitete, ward das Alltagsgeſchirr auch für die Oſtertage gebrauchsfähig. Die Erwachſenen trieben ihren Scherz mit uns Kindern, indem ſie uns mit der Prozedur des „Kaſcherns" ſchreckten. An manches Kind wurde die Frage geſtellt, ob es ſchon ſeinen Mund „gekaſchert", für das Paſſahfeſt bereit gemacht habe, ob es ſeinen Mund mit kochendem Waſſer und glühenden Steinchen ſchon ausgeſpült habe? Das Kind ſah erſchrocken drein und ſuchte zu erraten, ob man es im Ernſte meine, oder ob man ſcherze? —

Es entſtanden um dieſe Zeit in unſerem Städtchen neue Induſtrien und neue Berufe, wie Bäckereien, in denen das ungeſäuerte Oſterbrot, die „Mazzes", nach allen Vorſchriften des Ritus gebacken wurden, Anſtalten, die das Geſchirr kaſcherten, denn nicht jeder war in der Lage, dies zu Hauſe beſorgen zu können. Von neuen Berufen iſt etwa das Mazzesradeln zu erwähnen. Die flachgewälzten Teigblätter des ungeſäuerten Brotes mußten, bevor man ſie in den Ofen ſetzte, mit einem ſpitzen Inſtrumente angeſtochen werden, damit ſie keine Luftblaſen erhielten. Dies wurde mit einem ſcharfzahnigen Rädchen, das an einem Stiel rotierte, beſorgt, und mancher Bocher betätigte ſich um dieſe Zeit mit ſchwungvollem Arm als „Mazzesradler", ſich damit ein kleines Einkommen ſchaffend. Ich pflegte, wenn die Mazzes für unſeren Haushalt gebacken wurden, dem Bocher das Radl für kurze Zeit aus der Hand zu nehmen und verſuchte mich ſelbſt, nicht ohne Geſchick, in der Kunſt des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mazzesradelns. Das Mehl für das Osterbrot wurde in den Mühlen unter besonderer Bewachung vermahlen.

Die männlichen und weiblichen Angehörigen jeden Haushaltes hatten die Hände voll zu tun, um für das Fest vorzusorgen. In der ganzen Stadt herrschte zu dieser Zeit ein besonders lebhaftes, geschäftiges Treiben.

In unserem Hause pflegte schon vier Wochen vor Ostern alles auf den Kopf gestellt zu werden und bereits eine Woche vor dem Feste alles blank und sauber zu sein. Viel strenger als in gewöhnlicher Zeit zwischen „koscher" und „trefe" unterscheidet man zur Osterzeit zwischen „Chometz", dem Gesäuerten, und dem Ungesäuerten, dem Ostermäßigen. Damit ja nicht das kleinste Bröserl Brot sich irgendwohin verschlage, pflegte die Mutter eine große Holzkiste ins Haus zu stellen, die mit einem kleinen Tischchen und einem Stuhl versorgt wurde und jeder, der essen wollte, mußte in die Kiste kriechen. Nach dem Essen putze ihm die Mutter mit der Kleiderbürste alle Bröselchen ab, damit nichts ins Haus verschleppt werde.

Am letzten Abend vor dem Feste unternimmt das Familienoberhaupt, so schreibt das Gesetz es vor, im ganzen Hause die letzte Revision nach „Chometz", nach gesäuertem Brote; es ist aber diesmal nur eine Formalität. Er zündet eine Kerze an, nimmt einen Federwisch und eine kleine Schaufel zur Hand, spricht den vorgeschriebenen Segensspruch und geht nach etwa vergessenen Brotstücken suchen, obwohl er im vorhinein weiß, daß er nichts finden wird. Weil er aber einen Segensspruch hergesagt hatte, legte man für ihn, damit er den Namen Gottes nicht eitel genannt haben sollte, da- und dorthin einige Bröckchen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Brot, die er auch fand (er wußte genau, wo sie liegen) und säuberlich mit dem Federwisch in die Schaufel räumte.

Eine talmudische Vorschrift verlangt, daß der Fromme über Ostern nicht einmal im Besitze des Geschirrs verbleibe, das mit den gesäuerten Speisen in Berührung gekommen und nicht rechtzeitig „gekaschert" worden war. Nun vertrug einerseits nicht jeder Gegenstand die koschere Desinfektionsprozedur, anderseits aber wäre es eine ökonomische Unmöglichkeit gewesen, alljährlich vor Ostern einen großen Teil seines Hausrates zu verkaufen, um nach acht Tagen alles Nötige wieder einkaufen zu müssen. Ich bin wegen Mangel an Gelehrsamkeit nicht in der Lage, mit einer Erklärung dieser eigenartigen Vorschriften zu dienen. Das Gesetz wollte es einmal so haben und mußte befolgt werden. Man bewerkstelligte daher einen Scheinverkauf und Rückkauf, und zwar geschah dies auf folgende Weise: In jedem Stadtviertel, ja, in jeder Gasse, gab es einen „Schabbes-Goi", das ist ein Andersgläubiger, der ungebeten (am Sabbat darf man eine Arbeit auch einem Andersgläubigen nicht anordnen) die Lichter schneuzte, die Öfen heizte und ähnliche kleine Dienste, die keinen Aufschub duldeten, erwies. Man richtete den Schabbes-Goi auch zum Ankauf der Wohnungseinrichtung ab, die jetzt summarisch „Chometz" heißt. Er wurde gerufen und der Hausherr sprach zu ihm Hebräisch die vorgeschriebene Formel: „Ich verkaufe dir meinen ganzen ‚gesäuerten' Besitz um so und so viel. Bist du einverstanden?"

Der Schabbes-Goi, der jetzt der „Chometz-Goi" heißt, versteht natürlich kein Wort hebräisch, ant-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wortet aber, wie man ihn gelehrt hatte: „Es ist mir recht." Er bekommt ein kleines Trinkgeld oder einen Schnaps und geht zufrieden ins nächste Haus einkaufen, wo mit ihm die gleiche Prozedur durchgemacht wird. So geht er von Haus zu Haus, en gros die Einrichtungen eines ganzen Stadtviertels zusammenkaufend. Wenn auch diese Werte de facto niemals in sein Eigentum übergingen, so blieb doch der tüchtige Rausch, den er sich nach den vielen Schnapsgläschen erwarb, sein unbestrittenes geistiges Eigentum, womit er sich recht zufrieden gab. Nach Ostern erfolgte in gleich drastischer Weise der Rückkauf[1].

Nun kehre ich zu der Geschichte, die ich erzählen wollte, zurück.

Es war also am Abend des ersten Ostertages. Alle, aber besonders wir Kinder freuten uns schon gar sehr auf die Ostermahlzeit und die berühmte Knödelsuppe. Als man aus dem Tempel heimkam, begannen die komplizierten, für diesen Abend vorgeschriebenen Zeremonien. In Ermanglung von bequemen Möbelstücken waren für die Eltern aus Polstern und Kissen auf Stühlen weiche Sitze bereitet. Vater und Großvater zogen über ihr Gewand einen weißen Kittel an, setzten sich gespreizt und vornehm hin, lehnten sich wie Grand-Seigneurs auf den linken Arm (jeder Jude fühlte sich am Osterabend als ein Grand-Seigneur) und gaben den Befehl: „Urchatz!"

[1]) Im Himmel scheint man über diesen alljährlich sich vollziehenden frommen Handel ein Auge zuzudrücken; es ist von einem wegen dieser Geschäfte etwa ausgebrochenen Konflikt zwischen Himmel und Erde bis jetzt nichts bekannt geworden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Mädchen reicht das Waschbecken herum und alle waschen sich die Hände.

Vater und Großvater geben Stichworte und Befehle von sich und andere Zeremonien werden vollführt und symbolische Speisen werden eingenommen. Ein Stück ungesäuerten Brotes, der „Afikoimen", wird unter das Kissen gelegt, ein Krennkügelchen, das „Morer", in mit Wein angemachte gestoßene Nüsse, das „Charoises", eingetunkt und gegessen und vieles andere.

Der Krenn soll dokumentieren, wie bitter es die Juden in der Sklaverei in Ägypten hatten, der aus gestoßenen Nüssen hergestellte Brei soll durch sein Aussehen an den Lehm erinnern, aus dem unsere Vorfahren in der Sklaverei im Lande Mizraim Ziegel anfertigen mußten. Der Großvater pflegte eine unglaublich große Krennkugel zu essen, denn wer den Auszug aus Ägypten tief mitempfindet, wird im Himmel gelohnt! Er hustete und pustete mit tränenden Augen noch lange, nachdem er den Krenn verschluckt hatte.

Nun ergreifen Vater und Großvater die vor ihnen stehenden Teller mit den ungesäuerten Broten, heben sie in die Höhe und sprechen feierlich: „Dies ist das Brot der Armen, das unsere Vorfahren im Lande Mizraim aßen. Wer hungrig ist, komme und esse mit uns, wer dürftig ist, komme, um sich zu genügen. Dies Jahr sind wir noch hier, aufs Jahr mögen wir im Lande Israels sein! Dies Jahr sind wir noch Knechte, aufs Jahr werden wir Kinder der Freiheit sein." — (Bei reichen Leuten wurden für fremde und arme Menschen Tische gedeckt, an denen jeder, der kam, bewirtet und mit allem, was für diese feierliche Mahlzeit benötigt wird, versorgt wurde.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich ſtelle dann an den Vater die vorgeſchriebenen vier Fragen: „Warum unterſcheidet ſich dieſe Nacht von allen anderen Nächten? . . .“

Sich wiegend im Sing-Sang gab der Vater weit und breit Antwort auf die Fragen. Er erzählte, wie wir Sklaven waren im Lande Ägypten, von unſerem Auszug aus dieſem Lande, vom Übergang über das Rote Meer und dem Untergange Pharaos, von den zehn Plagen, mit denen die Ägypter geſtraft wurden; wie ein Rabbi behauptete, es wären nicht zehn, ſondern fünfzig Plagen geweſen, während einem anderen Rabbi auch fünfzig Plagen noch nicht genug der Strafe erſchienen und er ſich herauszudeuten bemühte, daß es zweihundertundfünfzig Plagen geweſen wären. Wir wurden belehrt, wie gottgefällig es ſei, vom Auszuge aus Ägypten zu erzählen. Man vergaß auch nicht der Erzväter und gedachte bei dieſer Gelegenheit des ſchlauen Laban, der den Erzvater Jakob betrügen wollte. (Dieſer Laban, der als Galgenſtrick verrufen war, hat eigentlich bei der Oſtermahlzeit nichts zu ſuchen, der liebe Gott mag wiſſen, wie er ſich da vorgedrängt hat.) Pſalmen und Lobgeſänge wurden hergeſagt.

Dies alles hätte ſich gewiß ſehr ſchön und intereſſant angehört, wenn der verfloſſene Tag kein Faſttag geweſen wäre und wir nicht die berühmten „Knödelach“ erwartet hätten. Das ganze Jahr warteten wir Kinder auf dieſe Speiſe und erzählten uns gegenſeitig Wunder von ihrer Schmackhaftigkeit. Es iſt begreiflich, daß unſere ganze Sehnſucht ihr galt. Wir ließen die vielen Erzählungen, die „Hagode“, den Pharao und die Erzväter über uns ergehen, ſie nur als minder erwünſchte Beilage für die Knödelach betrachtend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Endlich aber ſpricht der Vater das Stichwort: „Rochzoh!“

Das Waſchbecken wurde nochmals herumgereicht. Alle wuſchen ſich die Hände, trockneten ſie mit einem reinen Handtuche und diesmal wurde das Abendeſſen aufgetragen. Das erſehnte Gericht kam auf den Tiſch.

Die große Schüſſel war bis zum Rande voll mit Suppe gefüllt, in der Mitte ſchwamm eine gekochte Henne, umgeben von vielen, aus Mazzesmehl und Eiern hergeſtellten delikaten Knödelach. Wir Kinder ſtellten uns auf die Zehenſpitzen, um beſſer in die Schüſſel hineinſchauen zu können und riefen entzückt im Chore: „Die Joich, die Joich!“ (Die Suppe, die Suppe!) — Vergnügt lächelnd ergriff die Mutter den großen Schöpflöffel, im Begriffe auszuteilen. Da ſetzte plötzlich der Großvater die Brille auf die Naſe, ſah aufmerkſam in die Schüſſel, ſchlug die Hände zuſammen und ſchrie entſetzt auf: „Oi! Das Herz iſt mitgekocht worden!“

Das Herz darf nämlich nicht genoſſen werden.

Ein großer Schrecken bemächtigte ſich aller. Die Mahlzeit wurde ſofort ſiſtiert und man ſchickte das Dienſtmädchen in meiner Begleitung zum Row, fragen, was zu tun ſei, denn Vaters und Großvaters Gelehrſamkeit reichte für dieſen ſchwierigen Fall nicht aus.

Wir wateten in großer Aufregung durch den tiefen Frühlingskot durch die dunklen menſchenleeren Gaſſen, zur Wohnung des Rabbiners.

Wie es Offiziere gibt, die die Diſziplin gar ſtrenge handhaben und einen Soldaten wegen eines ungeputzten Knopfes ſtrafen, wiewohl ein Soldat mit weniger blank geputzten Knöpfen auch tapfer ſein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

kann, so gibt es auch Rabbiner, die auch in den kleinsten Fragen des Ritus die größte Strenge walten lassen.

Der Row war durch uns im Verrichten seiner rituellen Ostermahlzeit gestört worden. Er hörte den Fall an, unterbrach die Mahlzeit, ging in die gute Stube, deren Wände mit großen Büchern in Ledereinbänden bedeckt waren. Er holte einen Folianten hervor, schlug nach, vertiefte sich für eine Weile und den schönen weißen Bart streichend, „paskente" (urteilte) er folgendermaßen: Das Nachtmahl ist zu vernichten, das Geschirr soll vierundzwanzig Stunden unbenützt stehen, dann darf man es wieder gebrauchen.

Wir brachten die traurige Nachricht nach Hause. Vater und Großvater belehrten uns: Was zu Ostern „trefe" werde, darf von niemand, auch nicht einmal von einem Andersgläubigen, auch nicht vom Tiere genossen werden, daß man das Nachtmahl vernichten müsse. Die Henne samt den delikaten Knödelach, auf die wir ein ganzes Jahr gewartet hatten, wurde von der Mutter, begleitet von den heulenden Kindern und den betrübten Erwachsenen zur Senkgrube getragen.

Sicherlich war seit Erschaffung der Welt keiner Henne so nachgetrauert und keiner jemals ein so imposantes Leichenbegängnis bereitet worden. — Trockene Mazzes, die wir unter Tränen verzehrten, waren der Ersatz für die erwartete reiche Mahlzeit.

Denke ich heute an meine früheste Jugend zurück, so sehe ich ein Meer grauer Ereignislosigkeit, aus dem nur da und dort die Spitze irgendeines Geschehnisses

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

hervorlugt. Meine Kindheit war eintönig und arm an Freuden, die von außen kamen. Alle Abwechslung der Lebensführung, alles Vergnügen des Sammelns, alles Schöne des Naturunterrichtes, das Kindern in diesem Alter offen steht, blieb mir unbekannt. Ich sammelte keine Mineralien, keine Schmetterlinge, verstand nichts von Pflanzen und Tieren. Ich machte in den Ferien keine Reisen, sah keine Seen, Flüsse, Berge, Wälder, Höhlen, wie es andern Kindern oft beschert ist. Ich kannte nur unser ödes Städtchen und die flache öde Ebene, die es umgab. Hebräischlernen war meine einzige Beschäftigung, meine Lebensaufgabe.

Zu den angenehmen, beinahe freudigen Ereignissen meiner Kindheit zählten die Unfälle, die mir zustießen und die Krankheiten, an denen ich darniederlag. Dies ist so zu verstehen.

Ich entbehrte als Kind, weil in so armen Verhältnissen aufgewachsen, beinahe jedes bessere, nicht selbst angefertigte Spielzeug. Ich erinnere mich nur ein einziges Mal eine Lokomotive aus Blech erhalten zu haben. Wenn es mich nach einem Spielzeug gelüstete, das ich in der Auslage eines Geschäftes sehnsüchtig begaffte, so wünschte ich mir krank zu werden. Das kranke Kind wurde verhätschelt, besser genährt, ihm wurden seine Wünsche erfüllt und es durfte dreist ein Verlangen äußern und auf dessen Befriedigung bestehen. Der Kränkliche oder gar Bettlägerige ist daher von uns Kindern sehr beneidet gewesen.

Im Alter von sieben bis acht Jahren erkrankte ich eines Tages schwer. Es geschah mitten im Winter. Draußen herrschte bittere Kälte. Der Schnee lag hoch, der scharfe Wind wirbelte ihn auf, peitschte ihn ins

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geſicht, machte die Kälte noch empfindlicher, das Gehen beſchwerlich. Bei ſolchem Wetter in den Cheder zu müſſen war noch weniger verlockend als ſonſt. Ich wäre diesmal lieber zu Hauſe auf dem warmen Ofen liegen geblieben, um ein hebräiſches Buch, das ich irgendwo aufgeſtöbert hatte, zu leſen, in dem ſo ſchöne Geſchichten verzeichnet ſtanden. Da war die „Maiſſe“ zu leſen, von dem Rabbi, genannt „Gamſu-letowoh“, ſo geheißen, weil er zu allem, was ihm zuſtieß, auch zum ſchlimmſten ſagte: „Auch dieſes iſt zum Guten!“ — Auch Reiſebeſchreibungen des Rabbi Bar-Bar-Chone, eines talmudiſchen Münchhauſen, der große Aufſchneidereien über ſeine Wanderungen zum Beſten gab, waren darin zu finden, und noch vieles andere, das ich mit Vergnügen las. — Ich beſchloß zu Hauſe zu bleiben, kletterte auf den Ofen und vertiefte mich in mein Buch. Die Mutter fragte mich ſtrenge, ob ich denn zu dieſer ſpäten Stunde noch keine Anſtalten machen wolle, in die Schule zu gelangen. Ich ſchützte Kopfſchmerzen vor. Da ſchlug der ſtrenge Ton der Mutter ſogleich um. Sie kam zu mir, legte mir die Hand auf die Stirne und fragte beſorgt nach meinem Befinden. Nun ſimulierte ich Mattigkeit und Kopfweh und bekam nicht nur die Erlaubnis, ſondern den Befehl, das Zimmer zu hüten. Am nächſten Tage ſimulierte ich weiter. Am dritten Tage befand ich mich wahrhaftig nicht mehr wohl. Als die Mutter mich morgens bei meinem Lager aufſuchte, hob ſie mir das Hemdchen auf und konnte zu ihrem Schrecken einen Ausſchlag am ganzen Körper feſtſtellen. Ich war wirklich krank geworden. Der Mutter mochte es ſchlimm erſcheinen, mir war es recht. Nun konnte ich nach einem Gummi-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ball begehren, den ich mir seit langem in einer Auslage gemerkt hatte.

Einen Gummiball und einen großen Knäuel Zwirn zu besitzen, waren zwei Gipfel meiner Wünsche. Den Ball brauchte man für das Spiel, den Zwirn, eigentlich einen dünnen Spagat, zum Drachensteigenlassen. Weil mein Taschengeld nicht reichte, um mir diese teuren Requisiten zu kaufen, pflegte ich Spagatstücke fleißig zu sammeln und sorgfältig Stückchen an Stückchen zu knüpfen. Der Knäuel Spagat stellte im Inventar eines Jungen das kostbarste dar. Die Bälle war ich für gewöhnlich genötigt, mir selbst anzufertigen.

Ich suchte auf der Gasse und auf den Kehrichthaufen nach alten Galoschen. Wenn ich einen fand, so löste ich den Gummi von der Stoffunterlage und riß ihn in lange, schmale Streifen, die ich straff und regelmäßig übereinander wickelte, so lange, bis ein genügend großer Ball entstand, den ich zum Schlusse in ein Stück Stoff nähte. Ein solcher Ball war wohl sehr elastisch und sprang haushoch, er hatte aber den Nachteil, zu hart und zu schwer zu sein. Wer von einem Wurf getroffen wurde, konnte eine tüchtige Beule oder eine ernstliche Verletzung davontragen. Deshalb war der Besitz eines leichten, mit Luft gefüllten Gummiballes mein lang gehegter Wunsch, den ich jetzt sofort mit Nachdruck äußerte. Hurra! auch ich war endlich einmal krank! — Noch am selben Tag war der Ball in meinem Besitz.

Meine Krankheit nahm eine ernste Form an und entwickelte sich zu einem schweren Falle von Scharlach. Nach Ansicht des Arztes bin ich nur deshalb mit dem Leben davongekommen, weil ich beizeiten veranlaßt worden war, das Zimmer zu hüten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Unfall, von dem ich einige Jahre ſpäter betroffen wurde, hätte für mich ernſte Folgen haben können. Im Hofe des Hauſes, in dem wir wohnten, pflegten Bauern, die zu Markte kamen, ihre Wagen und Pferde einzuſtellen. Die ausgeſpannten Pferdchen ſtanden gutmütig bei den Wagen angebunden und verzehrten manierlich ihre Ration. Ich aber ging zwiſchen den Tieren herum und beläſtigte ſie. Ich war nämlich zu jener Zeit damit beſchäftigt, mir ſelbſt eine Geige zu bauen und benötigte Roßhaar für den Bogen. Ich drängte mich deshalb zu den Roſſen und beſchaute gierig und prüfend ihre Schweife. Ich wählte eines, deſſen Haar mir hell und lange genug ſchien und machte Anſtalt, den Schweif zu plündern. Da das Roß, dem der Schweif gehörte, keine für meine Abſichten bequeme Stellung einnahm, haute ich es, um eine Veränderung ſeiner Richtung zu erzwingen, mit einer Gerte über die Sehnen der Hinterbeine. Das Pferd ſchlug aus und traf mich mit dem Hinterhufe. Ich hatte Glück. Es traf mich nur am Fleiſche des Oberſchenkels, in der Nähe des Beckens. Ich empfand ſofort einen heftigen Schmerz, der mich nötigte, eine Weile zuſammengekauert ſitzen zu bleiben. Als ich etwas Atem geſchöpft hatte, war mein erſter Gedanke an den ſtrengen Vater. Wenn er erführe, was ich mit den Pferden treibe, wäre mir eine tüchtige Züchtigung ſeinerſeits ſicher. Um ihm in dieſem Zuſtande nicht unter die Augen zu kommen, trachtete ich mich vorerſt zu verſtecken. Ich kroch und humpelte gegen das Kloſett hin, ſchleppte mich mühſam hinein und riegelte mich ab. Nun machte ich es mir bequem und beſchaute die getroffene Stelle. Die obere Hälfte des Oberſchenkels war blutunter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

laufen, sah blau-violett aus und schmerzte heftig. — Ich weiß nicht mehr wie lange ich an diesem verschwiegenen Orte verblieb. Ich konnte von meinem Verstecke die Eingangstüre unserer Wohnung beobachten und einen Moment, wo ich Vater und Mutter hinausgehen sah, benützen, um geschwind ins Haus zu humpeln und mich auf den Ofen zu verkriechen.

Dies alles geschah am Vormittag eines schönen Sommertages.

Als ich zur Mittagszeit nicht zum Vorschein kam, fiel meine Abwesenheit auf. Man begann nach mir zu suchen und mich laut beim Namen zu rufen. Obwohl ich die vom Vater erwarteten „Petsch" sehr fürchtete, sah ich doch ein, daß ein längeres Verborgenbleiben nicht gut möglich sei und meldete mich gottergeben vom Ofen her. Alle waren erstaunt, im Zimmer meine Stimme zu vernehmen, konnten aber nicht finden, woher sie käme. Allgemeines Staunen, als man mich auf dem Ofen entdeckte. — Was ich an einem heißen Sommertag auf dem Ofen mache? — In meiner Verlegenheit, stets eine Züchtigung seitens des strengen Vaters befürchtend, sagte ich, mir sei kalt. Nun kam der Vater zum Ofen und fragte in besorgtem Tone, was ich denn habe, daß mir an einem warmen Sommertage kalt sei, wobei er mich „mein Sohn" nannte, ein Kosename, der ihm nur selten entschlüpfte, mir aber stets das Herz weich machte. Meine Angst schwand vollständig und ich erzählte, was mir passiert war. Natürlich bin ich selbst in dieser Erzählung als das fromme, unschuldige Lamperl erschienen, das ausschlagende Pferd als ein mutwilliges, gefährliches Tier. Man holte mich vom Ofen herunter, besichtigte mein wehes Bein, das sehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beſorgniserregend ausſah, machte mir Umſchläge und legte mich ins Bett.

Die Situation war auf einmal ganz zu meinen Gunſten verändert. Ich war krank! — In der letzten Zeit war ich täglich vor einer Auslage verweilt und hatte mit größter Sehnſucht einen Farbenkaſten betrachtet. Jetzt ſchien mir der Moment gekommen zu ſein und ich verlangte kapriziös nach dieſem Farbenkaſten. Er lag nach kurzer Zeit, zu meinem Entzücken, vor mir auf der Bettdecke.

So durfte ich mit dem Rabbi „Gam-ſu-letowoh" ſagen: Auch dies ging zum Guten aus! —

Nebſt dem Erzählten blieben mir die Feiertage, dieſe kleinen Oaſen in der Wüſte unſerer ärmlichen Lebensführung ſtark eingeprägt, und ebenſo die zu ihnen gehörenden kulinariſchen Genüſſe.

Es war Tradition, an beſtimmten Feiertagen beſtimmte Speiſen zu genießen. Man war überzeugt, eine fromme Tat zu begehen, wenn man ſich zu Ehren des Gottestages den Magen mit etwas Gutem, an dem auch die Ahnen ſich ſchon erfreuten, füllte. Dank dieſer Auffaſſung verlor das Eſſen als ſolches einen Teil ſeines materiellen Charakters und gewann dafür an pietätvoll-ideellem Sinne. Da ich einmal dabei bin, meine Erinnerungen mitzuteilen, ſo werde ich, auch auf die Gefahr hin, den Leſer zu langweilen, deſſen gedenken, was ich Beſonderes zu eſſen bekam und wie ſehr es mir ſchmeckte. Die gute Abſicht und die Pietät vor der Vergangenheit, die mich dabei leiten, werden vielleicht meiner Schilderung das Kochbuchmäßige nehmen.

Vor allem iſt des koſcheren Schabbes- und Feier-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tagfiſches, meiſt ein Hecht oder ein Karpfen, der Freude Iſraels zu gedenken. Nach ſpeziellem Rezept zubereitet wurde er, der Stolz jeder jüdiſchen Hausfrau, auf einem großen Teller, „Palumeſok" genannt, umgeben von einem ſchmackhaften Saft, in dem viele gute Sachen, wie geſchnittene Karotten oder Roſinen ſchwammen, auf den Tiſch geſtellt. Der Vater koſtete mit Kennermiene und rühmte ihm lächelnd einen „Vorgeſchmack des Paradieſes" nach. An Wochentagen würde wohl niemandem, auch dem reichen Manne nicht eingefallen ſein, ſich ein ſo köſtliches Gericht zu bereiten. Es war ein Privilegium des Sabbat- und Feiertages. Der Fiſch ſchmeckte kalt oder warm gleich delikat und ſtand in ebenſo hohem Anſehen bei den chriſtlichen Honoratioren, denen ihre jüdiſchen Klienten an Feiertagen damit aufzuwarten pflegten, wie bei der jüdiſchen Bevölkerung. Man konnte ſich ſeiner nicht ſatteſſen.

Von den deliziöſen „Knödelach", die man zu Oſtern bekam, ihrer Schmackhaftigkeit und der Sehnſucht, mit der wir das ganze Jahr an ſie dachten, habe ich ſchon erzählt. Aber auch die „Homontaſchen", die man an den beiden Purimtagen vorgeſetzt bekam, waren nicht zu verſchmähen. Eine Teigbäckerei, als Dreieck zuſammengelegt, waren ſie inwendig mit von Honig getränktem Mohn gefüllt und von außen tüchtig mit Honig beſtrichen. Wir Kinder ſtanden ſchon bei der Zubereitung der Taſchen Pate und leckten mit Eifer alle Schüſſeln und Pfannen ſauber. Für jedes Familienmitglied fertigte man eine Homontaſche an, deren Umfang ſich nach dem Alter und dem Anſehen der Familiengenoſſen richtete.

Warum man ein ſo ſchmackhaftes Gericht nach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Böſewichte Homon und nicht nach der ſanften, ſüßen Eſther oder dem frommen Mordochai benannt hat, bleibt mir rätſelhaft.

Und daß ich ja die „Krepplach“ nicht vergeſſe! Dieſes gottgefällige Gericht ſah wie Homontaſchen en miniature aus, ſie waren aber nicht mit ſüßem Mohn, ſondern mit faſchiertem Fleiſche gefüllt. Wir Kinder erzählten uns von ihrer Schmackhaftigkeit beinahe ebenſolche Wunder wie von den Knödelach. Aus ihnen wurde eine Suppe bereitet, eine köſtliche Suppe! — Krepplachſuppe aß man jährlich dreimal. Am Purimtage, am ſiebenten Tage des Laubhüttenfeſtes und am Vortage des Verſöhnungstages. Am ſiebenten Tage des Laubhüttenfeſtes klopfte man im Tempel kleine Büſchel von Weidenruten ſo lange an die Bänke, bis die Blätter abfielen. — Am Vortage des Verſöhnungstages läßt ſich jeder Jude, zum Zeichen der Demut, wenn auch nur zum Scheine, vom Tempeldiener geißeln, was man „malkesſchlagen“ (klappen) nennt. — Am Purim aber klopft man, wie ich bereits erzählte, dem Böſewichte Homon tüchtig das Fell durch, wenn auch nur ſymboliſch. — Deshalb ſagten wir: Sooft man „klopft“, ißt man Krepplach! —

Kaffee galt als ein ſehr leckeres, aber ſehr koſtſpieliges Getränk. Nur ein einziges Mal im Jahre, zu Pfingſten, bekam man eine Schale Kaffee (eigentlich Zichorie) vorgeſetzt und dazu eine Bäckerei, „Pletzlach“ genannt. Es war keine rechte Speiſe, mehr eine delikate Näſcherei, die aber zu dieſem Feiertage nicht fehlen durfte. Wer zu Pfingſten ſich ſeinen Kaffee und ſeine Pletzlach nicht leiſten konnte, der vermißte ſie ſehr, denn „die Macht der Gewohnheit“, wie eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

arme Frau sich ausdrückte, die diese Entbehrung einmal erdulden mußte, ist groß!

Auch euer, ihr bescheidenen „Latkes", gedenke ich gerne, obwohl ihr nur eine Art von aus Grützenmehl angefertiger Palatschinken waret! Man bekam euch an den acht Tagen „Chanuka", des Makkabäerfestes, zu essen. Ich weiß nicht, wieso und warum man gerade euch zu diesem Feste verspeiste. Vielleicht waret ihr die Leibspeise der heldenhaften Hasmonäer. Vielleicht waret ihr das Lieblingsgericht meines Namensvetters Jehudo, des Makkabäers. Gleichviel, ich aß euch gerne, ja leidenschaftlich gerne. Ich hatte von den Erwachsenen gelernt, wie man euch mit warmer Butter verspeist, aber wie man euch — verdaut, habe ich leider nicht erlernt. Ich bekam regelmäßig nach jedem Genusse von Latkes heftige Kolik und krümmte mich manche Stunde in Schmerzen. Aber ich grollte euch nicht! Ich aß euch doch am nächsten Tage mit frischem Mute wieder. —

Ihr bescheidenen Erinnerungen meiner vergangenen, nimmer wiederkehrenden Jugend! — Ob durch den Anblick eines Streifens grünlichen Himmels heraufbeschworen, ob der Anblick eines feurigen Rosses, ob schmelzender Frühlingsschnee euch hervorzaubert, ob ein bescheidener Küchengeruch euch wachruft, oder nur ein alter Gummischuh, den ich auf der Straße finde und in Gedanken mit meinem Spazierstock berühre, ihr seid mir alle gleich wehmütig, gleich freudig willkommen! — —

Die Feiertage und der Schabbes (Sabbat) waren die lichten Punkte unserer ärmlichen Existenz.

Der Sabbat ist im orthodox-jüdischen Milieu eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eigenartige Feier von hohem ethiſchen Wert. Die Talmudiſten haben dieſen Tag mit vielen Reihen von „Umzäunungen“ umgeben, um den Kern, den Sabbat, für den dem Herrn immerfort in den Gebeten gedankt wird, vor jeder Antaſtung zu ſchützen. So heilig wird dieſer Tag gehalten, daß „Mechallel Schabbos“, den Sabbat entweihen, zu den ärgſten Sünden zählt, die ein frommer Mann auf ſich laden kann. (Das bibliſche Geſetz ſtrafte die Entweihung des Sabbats mit dem Tode.) Damit an dieſem, nur der Ruhe und der Beſchaulichkeit geweihtem Tage abſolut keine Arbeit verrichtet werden könne, ſind die „Umzäunungen“ geſchaffen worden. So darf zum Beiſpiel am Sabbat keine Inſtrumentalmuſik gemacht werden, obwohl muſizieren als keine Arbeit angeſehen werden kann, damit der Muſiker von Beruf nicht in die Lage komme, arbeiten zu müſſen. Damit keine Laſten getragen würden, iſt das Tragen jedes beliebigen Gegenſtandes, ſogar der Taſchenuhr verpönt. Die Kleidertaſchen müſſen am Freitag-Abend ſorgfältig entleert werden, ja ſelbſt das Schnupftuch darf nicht eingeſteckt werden, ſondern muß um Hals oder Arm gebunden werden, wodurch es den Anſchein eines Kleidungsſtückes gewinnt. Der Dürftige ſparte die ganze Woche, um „Schabbes machen“ zu können. Gegenſeitiger Beiſtand, um einander ein würdiges Begehen des Sabbats zu ermöglichen, war ein frommes Gebot. Einen ſolchen Eifer habe ich ſpäter in Spanien geſehen, wo die arme Bevölkerung ſogar das Bettzeug ins Verſatzamt trägt, um Sonntags das blutige Stiergefecht beſuchen zu können.

Schon der Freitag iſt ein Halbfeiertag. Die Hausfrau, die für dieſen und für den kommenden Tag

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

vorsorgen muß, hat viel zu tun und schafft emsig. Auch der Ehegatte, und wenn er noch so gelehrt oder noch so vermögend wäre, findet es an diesem Tage nicht unter seiner Würde, persönlich in der Küche helfend Hand anzulegen, um sich „zu Ehren des Sabbats" nützlich zu machen, denn solche Dienste sind gottgefällig und werden im Himmel gelohnt. Er geht einkaufen, putzt das Besteck oder die Leuchter, spaltet Holz; mit einem Worte, er trachtet sich mannigfache Verdienste zu erwerben. Zeitig früh wird bereits mit den verschiedenartigsten Arbeiten begonnen, denn auch das weiße Sabbatbrot, „Chales" genannt, wird zu Hause gebacken. Wir Kinder gingen wohl in die Schule, aber es war kein rechtes Lernen an diesem Vormittage. Man repetierte am Freitag-Vormittag nur das Hohe Lied Salomons. (Übrigens durchaus keine passende Lektüre für kleine Jungen.) Man durfte später als gewöhnlich kommen, zu Mittag zeitiger weggehen und der Nachmittag war ganz schulfrei, damit man zu Hause behilflich sein könne.

An diesem Tage sitzt auch der ärmste Jude an einem weißgedeckten Tische, hat eine Fisch- oder Fleisch-, ja sogar Fisch- und Fleischspeise und Dessert, den „Zimes". Der koscher zubereitete Hecht ist eine Spezialität und tatsächlich eine delikate Sache, die auch Ungläubigen gar lecker schmeckte. Auch ein Schnaps würzte die Schabbesmahlzeit. Wein war zu teuer und an rituelle Vorschriften gebunden, unser schlechtes Bier mundete niemandem. Sogar wir kleinen Kinder bekamen ein Gläschen Schnaps, das wir mit weißem Brote austunkten. Den großstädtischen, um die Erziehung ihrer Kinder überbesorgten Eltern wird dies wohl ungeheuerlich erscheinen, aber ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kann versichern, daß deshalb keiner von uns später ein Trinker geworden ist.

Auf das Dessert, den Zimes, freuten sich die Kinder besonders. Diese Speise, bereitet aus Rüben und Zucker oder Honig, genoß großes Ansehen. Ich aß sie, wie ich bereits erzählte, leidenschaftlich gerne. Auch den Erwachsenen schien der Zimes zu munden, denn von einem schönen Mädchen sagte man: „A' Moid wie a Zimes."

Wohlhabende Leute genießen anstatt des Zimes aus Rüben etwa ein Rosinen- oder Pflaumenkompott, den Rosinenzimes. Es gehört sich aber, etwas, das so delikat schmeckte, nur zu Ehren des Sabbats zu verspeisen. Wem es einfiele, an einem Wochentage sich Zimes bereiten zu lassen, der würde stadtbekannt und als ein „Fuchler" (Verschwender) verschrien werden; sein Kredit wäre untergraben und er gälte von nun an als leichtfertiger Mensch.

Die Hausfrau ist am Nachmittag besonders stark beschäftigt; es heißt mit allem fertig werden und sich vom Sabbat nicht überraschen lassen, mit dessen Beginn jede Arbeit eingestellt werden muß.

Das städtische Dampfbad wird rechtzeitig angeheizt: Der Badediener begeht die Straßen des Judenviertels, schüttelt einen Birkenbesen in der erhobenen Rechten und ruft laut: „Jüden in Bod erain!" — Die männliche Bevölkerung stellt hierauf ihre Hilfsdienste ein, versorgt sich mit frischer Wäsche und eilt ins Bad. Dort trifft sich die ganze Gemeinde. In der Dampfstube ist eine treppenartige Estrade aufgebaut; auf der obersten Stufe, wo es am heißesten ist, sitzen die Honoratioren und besprechen Gemeindeinteressen und Privatangelegenheiten, ebenso

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wie die hohe Politik. Dort hörte ich unter Waſſergeplätſcher und unter dem fröhlichen Gejohle der ſich mit Birkenbeſen abklopfenden Badenden zum erſten Male die Namen Bismarck und „Büchſenfeld“ (Beaconsfield) nennen.

Am ſpäten Nachmittag ging man eilig aus dem Bade heim. Die naſſen Paies hingen bei den Ohren wie Mäuſeſchwänzchen herab. Man zog ſchnell den Schabbesrock an und lief ins Bethaus. Die Schabbeskleider ſind bei den Frommen aus ſchwarzer Seide oder aus Atlas verfertigt, bei den weniger Frommen aus ſchwarzem Tuch. Ein Mann, der Anſpruch auf Gelehrſamkeit erhob, ein ſogenannter „güter Jüd“, oder gar der Row in perſona, kleidete ſich auch in ſchwarzen oder braunen Sammet.

Alle machten ſich auf den Weg ins Bethaus. In den Tempel ſoll man eiligſten Schrittes gehen, um zu zeigen, wie ſehr man darauf brenne, Gott zu dienen. Dagegen geht man vom Gebete langſam und bedächtig heim, damit andeutend, wie ungerne man das Haus des Herrn verlaſſe. Wer ſeine Alltagsangelegenheiten beizeiten geordnet hat, ſitzt bereits am ſpäten Freitag-Nachmittag im Bethaus und lieſt laut das „Hohe Lied“ von Salomon, denn ſo iſt es gottgefällig.

Währenddeſſen herrſcht auf den Straßen große Aufregung, denn der Sabbat naht. Die Läden werden eilig geſperrt und da beinahe alle Geſchäfte, in dieſen zum größten Teile von Juden bewohnten Ortſchaften, Juden gehören, iſt die ganze Stadt im Nu wie ausgeſtorben.

Die Hausfrau hat einſtweilen alle Arbeiten erledigt und macht Toilette. Sie kleidet ſich in ihre Schabbes-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gewänder, legt ihren altmodischen Schmuck an, stellt auf den gedeckten Tisch die messingnen oder silbernen Leuchter, die Schabbesleuchter, die an Wochentagen nicht benützt werden und verrichtet über den angezündeten Kerzen ein feierliches Gebet. Mit diesem Gebete ist der Sabbat eingeweiht.

Die Straßen des kleinen Städtchens sind bereits leer, nur selten sieht man einen verspäteten Tempelgänger mit einem umfangreichen Gebetbuch unter dem Arm ins Bethaus eilen. In den Fenstern, auch der ärmlichsten Hütten, flammen mehrere Kerzenlichter auf, die Illumination zu Ehren des Sabbats. Friede und Ruhe sind so intensiv über das Städtchen gebreitet, daß man die Empfindung hat, den Sabbat mit den Augen zu sehen.

Keine Arbeit, auch die geringste, darf mehr verrichtet werden. Das Pferd darf nicht eingespannt, die Kuh nicht gemolken werden; Dienstbote und Haustier müssen ruhen. Die weiblichen Angehörigen sitzen in weihevoller Stimmung um die angezündeten Kerzen, froh, der täglichen Mühsal ledig zu sein. Der Dienstbote sitzt mit der Herrschaft wie mit seinesgleichen.

Eine zweite Seele, die „Neschome jessereh" wandert in jeden ein. Ihr zu Ehren werden im Tempel Gesänge vorgetragen, in denen Israel mit dem Bräutigam, die Seele mit der Braut verglichen werden, deren Refrain lautet: „Komm, mein Freund, der Braut entgegen, den Sabbat wollen wir empfangen!" — Nach dem Gesange wird das Abendgebet verrichtet. Man beglückwünscht sich gegenseitig mit einem „Gut Schabbes" und geht nach Haus.

Zu Hause ist der Tisch weiß gedeckt, vor dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Sitze des Hausherrn liegen zwei geflochtene weiße Brote mit einem sauberen Tuche zugedeckt. Die angezündeten Kerzen geben dem Gemache ein feierliches Aussehen.

Die Stuben sind voll Engel, die kommen, um den Sabbat zu empfangen und um das Haus zu segnen. Der Hausherr und die männlichen Sprossen stellen sich auf und begrüßen im rhythmischen Sing-Sang die Engel:

„Friede mit euch, ihr Engel des Herrn, ihr Diener des Herrn, des Königs aller Könige, sein Name sei gesegnet!"

„Euer Kommen sei in Frieden, ihr Engel des Friedens, Engel des Herrn . . .!"

„Segnet mich in Frieden, ihr Engel des Friedens . . .!"

„Gehet in Frieden, ihr Engel des Friedens . . .!"

Darauf schlägt der Hausherr die Bibel auf und liest oder deklamiert auswendig Salomons Hymnus an die Hausfrau: „Wem ein tugendhaft Weib beschert ist, die ist viel edler, denn die kostbarsten Perlen!" . . . Wenn ich jetzt, beim Niederschreiben meiner Erinnerungen mich mit geschlossenen Augen im Schreibstuhl zurücklehne, glaube ich zu sehen, wie der Vater, mit auf den Rücken verschränkten Händen, in der Stube auf und abgeht und deklamiert: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht fehlen . . ." Mich selbst, Knirpsel, sehe ich hinter dem Vater hergehen, bemüht, mit ihm Schritt zu halten; auch ich habe die Hände rückwärts gelegt und spreche laut, den singenden Ton des Vaters nachahmend, wobei ich durch schnelles Vorgreifen zeigen will, daß ich den Hymnus schon auswendig

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kann: „Sie ſteht vor Tage auf und gibt Speiſe ihrem Haus und Anordnungen ihren Dirnen . . .“ Liebevolle Blicke von Vater und Mutter lohnen meinen Eifer . . .

Die rituelle Handwaſchung wird nun vorgenommen und man geht endlich zu Tiſch. Der Vater nimmt ſeinen Platz ein und ſpricht feierlich über dem weißen Brote: „Da ward aus Abend und Morgen der ſechſte Tag. Alſo ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. Und alſo vollendete Gott am ſiebenten Tage ſeine Werke, und ruhete am ſiebenten Tage von den Werken, die er machte. Und Gott ſegnete den ſiebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demſelben geruht hatte von allen ſeinen Werken, die Gott ſchuf und machte.“ —

Die Erwachſenen und die Kinder ſind ſelig. Es gibt eine heiße, fette Suppe, meiſt mit „Lokſchen“ (Nudeln); der Hecht oder der Karpfen ſchmeckt herrlich — und gar der Zimes! — Es lohnte ſich, die ganze Woche zu entbehren!

Wie ich bereits geſagt habe, an dieſem Tage ſaß jeder Jude, auch der ärmſte, bei einem weißgedeckten Tiſche bei weißem Brote, einer Fiſch- oder Fleiſchſpeiſe und ſeinem Zimes. Wer kein eigenes Heim hatte, ſaß am Tiſche eines Glaubensgenoſſen als Gaſt. Wenn der Tempeldiener beim Gebete arme Fremde ſah, von denen er vermutete, daß ſie für den Sabbat mit Unterkunft und Nahrung nicht verſorgt ſeien, ſo meldete er es dem Vorſtande, der die Wohlhabenden der Gemeinde aufforderte, ſie als Schabbesgäſte einzuladen. Ich erinnere mich, mit welcher Neugierde wir Kinder einen vom Vater mitgebrachten „Jüden auf Schabbes“ betrachteten, ſeinen Reden und Erzählun-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gen über seine Wanderungen und sein Schicksal lauschten. Immer wurde ein solch armer Mensch nicht als Bettler, sondern als Gast behandelt. Wenn sich zeigte, daß der Mann in der Schrift Bescheid wußte, so wurde er sogar ehrenvoll behandelt.

Der ganze kommende Tag ist der Einkehr gewidmet. Von Geschäften darf der Fromme nicht sprechen, ja, nicht einmal denken darf er daran, denn dies ist eine Entweihung, Sünde. Geld darf überhaupt nicht angerührt werden.

Der Vormittag wird von Männern und Frauen im Bethause verbracht. Nach Hause zurückgekehrt nimmt man die Mahlzeit ein, die aus „Zolnt", den am Tage vorher bereiteten und im geschlossenen Ofen aufbewahrten Speisen besteht. Ein Rettich mit Zwiebel, Gänseschmalz und Salz angemacht, ist eine beliebte Vorspeise; alle, auch die Kinder, bekommen ein Gläschen Schnaps. Sogar eine Mehlspeise, „Kugel" gibt es. Während der Mahlzeit, zwischen dem einen und anderen Gericht, singt der Vater „Zmieres" (Gesänge) und Lieder in hebräischer Sprache zu Ehren des Sabbats, und wer von den Kindern schon so weit ist, assistiert mit heller Stimme.

Es gehört sich, daß alt und jung am Samstag-Nachmittag das „Pirke-Owes", die Sprüche der Väter studieren, zur Erbauung und Belehrung, um daraus Sitte und Lebensart zu lernen. Ich denke, es wird besonders Nichtjuden interessieren, den Charakter dieser Sprüche kennen zu lernen, weshalb ich etliche folgen lassen will:

„Der Weise spricht nicht vor dem, der ihm überlegen ist an Weisheit und an Jahren; fällt keinem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ins Wort; antwortet nicht voreilig; fragt, was zur Sache gehört; ſpricht von dem, was das erſte iſt zuerſt, was das letzte iſt zuletzt; von dem, was er nicht weiß, ſagt er „ich weiß es nicht", und was wahr iſt, das geſteht er und räumt es ein. Das Gegenteil von all dem tut der rohe und ungebildete Menſch."

Ein Rabbi ſprach: „Vier Charaktere gibt es unter den Jüngern, die da ſitzen vor den Weiſen: Schwamm, Trichter, Seihe und Schwinge. Der Schwamm, der ſaugt alles ein. Der Trichter, bei dem geht es da hinein und dort hinaus. Die Seihe läßt den Wein durch und behält ſich die Hefen und die Trebern. Die Schwinge — die wirft die Kleie hinaus und behält das Mehl."

Rabbi ben Soma ſprach: „Wer iſt weiſe? Wer von jedermann lernt." — „Wer iſt geehrt? Wer andere ehret."

Rabbi ben Aſſai ſprach: „Ein gutes Werk zieht das andere herbei. Der Lohn der Tugend iſt die Tugend, der Lohn des Laſters iſt das Laſter." — — „Verachte keinen Menſchen, bewundere aber auch nichts über die Gebühr, denn es gibt gar keinen Menſchen, der nicht einmal ſeine Stunde hätte, und kein Ding, das nicht irgendwo ſeinen Platz fände."

„Vier Charaktere gibt es rückſichtlich der Mildtätigkeit: Wer ſelbſt gerne gibt, aber nicht will, daß andere geben, der iſt mißgünſtig aus Eiferſucht gegen andere; wer will, daß andere geben und ſelbſt nichts gibt, der iſt mißgünſtig wegen des Geldes. Wer gibt und will, daß andere geben — der iſt der Fromme. Wer nichts gibt und auch nicht will, daß andere geben — der iſt der Gottloſe."

Rabbi Jochanan ſagte einſt zu ſeinen Schülern:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Gehet hinaus und ſchauet, welcher Weg der beſte iſt, an den ſich der Menſch zu halten habe.“ — Rabbi Eleozor ſagte: „Ein gutes Auge, ein freundlicher Blick.“ — Rabbi Simon: „Wer das Entſtehende in ſeinem Entſtehen ſieht und erkennt.“ — Rabbi Joſua: „Gute Geſellſchaft.“ — Rabbi Joſe: „Ein guter Nachbar.“ — Rabbi Eleazar: „Ein gutes Herz.“

Drauf ſprach der Meiſter: „Ich ziehe Rabbi Eleazars Worte all den euern vor, denn in den ſeinen ſind all die euren enthalten und mit inbegriffen.“

Rabbi Eliaſar ſprach: „Die Ehre deines Nächſten muß dir ſo wert und teuer ſein als die deine; laß dich nicht leicht in Zorn bringen. — Erwärme dich am Feuer der Weiſen, aber hüte dich vor ihrer Glut, daß du dich nicht brenneſt; ihre Worte ſind wie feurige Kohlen.“

Ein Rabbi ſprach: „Welches iſt der rechte Weg, den ſich der Menſch wählen ſoll?“ — „Der, der ihm ſelber zu Ehre gereicht und ihm Ehre macht bei den Menſchen.“

Rabbi Iſrael ſprach: „Sprich nicht zu den andern: Das iſt meine Meinung und die nehmt an! Darüber haben ſie zu urteilen und nicht du.“

Rabbi Hillel ſprach: „Nicht wer die meiſte Ware hat iſt darum der Klügere.“ Derſelbe ſprach: „Je mehr Fleiſch, je mehr Würmer; je mehr Güter, je mehr Sorgen; je mehr Frauen, je mehr Spuk und Zauber; je mehr Mägde, je mehr Unzucht. Je mehr Knechte, je mehr Raub und Diebſtahl. — Je mehr Gotteslehre aber und Erkenntnis, deſto länger das Leben. Je mehr Fleiß und Stetigkeit, deſto mehr Verſtändnis. Je mehr Wohltun, deſto mehr Glück und Friede!“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Rabbi Jochanan ben Sakkai ſprach: „Haſt du viel gelernt, ſo tue dir ſelber nicht viel darauf zugute, denn dazu biſt du von Gott erſchaffen!“

Rabbi Joſua, Sohn des Parachias ſprach: „Beurteile jeden Menſchen nach der verdienſtvollen Seite.“

Rabbi Chanina ben Doſſa ſprach: „Wem die guten Werke mehr ſind als die Weisheit, bei dem hat auch die Weisheit Beſtand; wem aber die Weisheit mehr gilt als die guten Werke, bei dem hat auch die Weisheit keinen Beſtand.“

Rabbi Eleazar ben Moddai ſprach: „Wer ſeinen Nächſten öffentlich beſchämt, der wird keinen Anteil an der ewigen Seligkeit haben.“

Rabbi Akiba ſprach: „Ein Zaun um die Weisheit iſt — Schweigen.“

Rabbi Hillel ſprach: „Wer die Lehre als ein Werkzeug braucht, geht unter und zugrunde. Daraus kannſt du lernen, daß, wer aus Gottes Wort und Lehre ein Gewerbe macht, davon er ſeinen Genuß und Nutzen hat, der nimmt ſeinen Teil am Leben ſchon in dieſer Welt und iſt der ewigen Seligkeit verluſtig.“

Derſelbe ſprach: „Trau und glaube dir ſelber nicht bis an deinen Sterbetag; richte deinen Nächſten nicht, ſolange du nicht in ſeiner Lage und Stellung warſt. Sage nicht von einer Sache: das iſt unmöglich, das liegt außer dem Bereiche jeder Erfahrung, denn am Ende trifft es doch ein — und gehört der Erfahrung an.“

Vielleicht wird ſchon der Auszug dieſer wenigen Sprüche, die nebſt vielen anderen jeder Judenjunge in der Schule eingeprägt bekommt, die alle Samstag auch von den Erwachſenen mit Andacht ſtudiert und gedeutet werden, genügen, um manchen Nichtjuden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

darauf aufmerksam zu machen, daß seine Vorstellung vom Geiste des Judentums und dem Wesen einer jüdischen Erziehung keine ganz richtige war. Diejenigen Juden aber, welche von vielem, was ihre Ahnen Edles gewollt, getan und gewirkt haben, nichts wissen, mögen sich diese Sprüche auf die langen Nasen wickeln! —

Am Nachmittage machten die Eltern ein Schläfchen. Wir Kinder gingen auf den Hof oder auf die Straße, oder zu unseren kleinen Freunden auf Besuch.

Gegen drei Uhr nahm man den Tee ein. Aus dem Ofen wurde ein irdener Wasserkrug mit schmalem Halse, der „Hljok", geholt, in dem heißes Wasser vom Vortage aufbewahrt war. Den Samowar an diesem Tage zu benützen, ist nicht gestattet. Es gab Hausfrauen, die es meisterhaft verstanden, ihren Hljok siedend heiß zu erhalten. Allerdings schmeckte das Wasser aus dem Hljok immer nach Lehm. Um diese Stunde kam öfters Besuch, den man mit Tee und Zwieback bewirtete. Gelegentlich wurde ich vom Vater, oder wenn man hoffte, daß ich mich auszeichnen würde, von einem gelehrten Besucher „verhört" (geprüft). Ich mußte angeben, was von der Heiligen Schrift ich schon gelernt hatte und welches Traktat wir diese Woche durchgenommen hätten. Der Besucher ließ mich das Gelernte vortragen und prüfte mich in der Kenntnis des Bibeltextes und der Kommentare. Der Vater saß zufrieden schmunzelnd dabei, wenn ich irgendeine scharfsinnige Deutung zum besten gab, während die Mutter, die Hebräisch nicht verstand, berauscht von meiner Gelehrsamkeit und dem Klange der „heiligen Sprache" in Wonne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

schwamm. Der Prüfende kniff mich in die Backe und weisagte, daß ich mit der Zeit noch ein großer „Lamden" (gelehrter Mann) werden würde.

Manchmal bekam die Mutter Besuch; es kamen zwei, drei „Jentes" (Spießbürgerinnen) aus der Nachbarschaft. Die Frauen setzten sich zusammen auf die „Leschanka" (Ofenbank), legten die Hände nach rückwärts an die warme Ofenwand und plauderten. Verschiedenes wurde besprochen: Die „Parnosse" (Erwerb), die Zukunft der Kinder und der Klatsch. Die jungen Frauen, die „Chzufes" (frechen Weiber), die sich das Haar nicht abnehmen ließen und die Perücke nur darübergestülpt trugen, wurden scharf ausgerichtet. Man interessierte sich auch, ob die Frau meines Rebe schon wieder schwanger wäre und holte sich bei mir, Knirpsel, Auskunft. Ich wußte es nicht immer verläßlich anzugeben, versprach aber nächstens genauer hinzusehen; man belehrte mich, worauf ich da achtgeben müsse, um Bescheid zu wissen. Niemand nahm Anstand, mit einem Kinde über so verfängliche Dinge zu sprechen, wie man uns ohne Bedenken Schnaps zu trinken gab. Man war offenbar überzeugt, daß dem Reinen alles rein sei. Tatsächlich war es auch so. Ich habe nicht beobachtet, weder in unserer Familie, noch anderwärts, daß der Schnaps oder diese Gespräche die Kinder verdorben hätten.

Von einem Storche ist mir nichts bekannt gewesen. Ich wußte vielmehr, daß die Kinder von der Mutter geboren werden. Allerdings war der Anteil des Vaters an diesem Unternehmen für mich nicht ganz klar und ich fragte oft darnach, bekam aber eine gleiche Antwort wie in der Schule bei den verfäng-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Bibelstellen: „Wenn du groß bist, wirst du es schon erfahren!"

Mit Vorliebe erzählte man sich auf der Leschanka „Maisses" (Geschichten) von Schedim und Lezim, das heißt von bösen und Spottgeistern, die den Menschen allen möglichen Schabernak spielen. Glaubwürdige Personen berichteten, wie sie es am eigenen Leibe erfahren hätten. Ich lauschte atemlos solchen „Maisses" und glaubte natürlich alles.

Die Modistin, Sorre Zires, unsre Nachbarin, verbürgte die Wahrheit dessen, was sich vor ein paar Tagen zugetragen haben sollte:

Ein Balagole, ein Fuhrmann, kam des Weges mit seinem vollbesetzten Wagen. Es war schönes Wetter. Der Balagole knallte lustig mit der Peitsche und sang sein Liedlein. Plötzlich stutzten die Pferde und wollten nicht weitergehen. Mitten auf der Straße lag ein gefesselter, prachtvoller, fetter Widder. Der Fuhrmann und seine Fahrgäste, die seit langem kein Fleisch genossen hatten, waren über den merkwürdigen Fund zugleich verwundert und erfreut, nahmen das Tier auf den Wagen, gedachten es bei der nächsten Gelegenheit schlachten zu lassen und freuten sich auf den Braten. Der Widder lag ruhig und schaute mit großen Augen auf die Passagiere. Auf einmal verzog sich sein Gesicht, er begann mit menschlicher Stimme zu lachen, seine Beine lösten sich aus den Fesseln, er klatschte lustig mit den Pfoten und verschwand unter schallendem Gelächter. Dies war natürlich ein „Lez", der sich mit den Reisenden einen Spaß gemacht hatte. (Daher „Letzelach", Spottgeschichten, Anekdoten.) Die Schedim waren nicht so gutartig und stellten meist Schaden an. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der heilige Tag geht zu Ende. In der Dämmerſtunde verſammeln ſich alle Familienmitglieder und nehmen einen kalten Imbiß ein, das „Scholeſudes". Dies iſt die Stunde, in der die „Neſchome Jeſſereh", die zweite Seele, den Körper verläßt. Pſalmen und fromme Lieder geben ihr das Geleite. Mit Einbruch der Dunkelheit verrichtet man das Abendgebet. Der Vater ſchenkt einen ſilbernen Becher voll Roſinenwein ein, eine geflochtene Kerze aus verſchiedenfarbigem Wachſe wird angezündet und mir zu halten gegeben. Der Vater ſpricht über dem Weine das „Hawdole" (Scheidungsgebet), durch das der heilige Tag vom profanen geſchieden wird. Alle beglückwünſchen ſich mit einem „Güt' Woch'".

Der Sabbat iſt zu Ende. —

Man darf wieder ſeiner alltäglichen Beſchäftigung nachgehen. Aber die Stimmung des heiligen Tages hält noch an. Raucher, die den Sabbat über entbehrt hatten, ſtecken vergnügt ihre Pfeifen und Zigarren in Brand, Vater und Großvater ſpazieren auf und ab durch das Zimmer und ſingen fromme Lieder, in denen der Prophet Elias eingeladen wird, recht bald mit „Moſchian, dem Sproſſen David", zu erſcheinen. Aus den Häuſern erſchallt Geſang und Violinſpiel. Die Jugend macht ſogar ein Tänzchen, allerdings in großen Züchten: Mädchen mit Mädchen, und Burſchen mit Burſchen.

Die profane Stimmung zieht erſt am nächſten Tage ein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Später, als reifer Menſch, der weit gereiſt war und viel geſehen hatte, beſuchte ich Galizien und fand in kleinen Städtchen das jüdiſche Milieu noch unberührt. An manchem Freitag-Abend ſtand ich vor irgendeiner armſeligen Hütte, das Geſicht an die Fenſterſcheiben gedrückt und ſah im Innern die weihevolle Sabbatſtimmung. Große Rührung überkam mich jedesmal.

Viele Völker der Erde feiern ihren Ruhetag, die am Freitag, jene am Sonntag, aber kein Volk begeht ſeinen Sabbat in ſolcher Weihe. Wenn dieſe Menſchen, die ein ſo eigenartiges und ſo abgeſondertes Leben führten, verglichen, in welcher Weiſe ſie und die ruſſiſche Land- oder Stadtbevölkerung ihren Ruhetag verbrachten, wenn ſie am Sonntag die überfüllten Schnapsbuden ſahen, den Lärm und die häufigen Raufhändel, ſo darf es nicht wundernehmen, daß ſie in ihrer Abſonderung und Weltvergeſſenheit ſich für etwas Beſonderes, für ein auserwähltes Volk hielten.

Ich habe nicht ſchöngefärbt, habe nur einen ſchönen Zug erzählt; ſolcher gab es aber viele. Sicherlich war der Edelgehalt dieſer Züge von der Schlacke vieler Unarten umgeben. Das armſelige Leben dieſer Menſchen hatte auch ſeine häßlichen Seiten. Dieſe ſind aber oft genug von Berufenen und noch öfter von Unberufenen an den Pranger geſtellt worden. Leider iſt im Eifer oder abſichtlich, aber beinahe immer das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet worden. Gar merkwürdig berührte es mich ſpäter, wenn ich ſelbſt Juden ſah, die ſcheinbar vom Leben und von der Ethik ihrer Stammesgenoſſen keine Ahnung hatten, aber in der Rolle der Schimpfer ſich gefielen.

Wann werden die Menſchen endlich bei ihren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nächſten nicht nach dem Schlechten und Abſtoßenden, ſondern nach dem Guten und Anziehenden Ausſchau halten? — —

In dieſem jüdiſchen Sabbat ſteckt, wie mich dünkt, nicht nur ethiſche Schönheit, ſondern auch ſoziale Weisheit. Das Geſetz zwingt die Gläubigen einen Tag der Woche menſchenwürdig zu leben, Geiſt und Körper zu pflegen. Wer am Sabbat ſich nicht gütlich tun wollte, erregte den Unwillen der Gemeinde. Es wird zur Pflicht gemacht, ſeinem Nächſten zu helfen, damit auch er in die Lage komme, ſich das „Oéneg ſchabbos", das Vergnügen des Sabbats leiſten zu können. Alſo: Nicht nur nicht mißgönnen, ſondern ſelbſt des Genuſſes nicht froh werden, wenn ein anderer zu gleicher Zeit entbehren muß!

Dies iſt es, was mir ſchön und weiſe erſcheint! —

Breitet die Pflicht gegen den Nächſten auch auf die übrigen ſechs Tage der Woche aus, macht den Menſchen zur Pflicht, auch an dieſen Tagen ein menſchenwürdiges Daſein zu führen und ebeno zur Pflicht, ſeinem Nächſten zu einem gleichen Daſein zu verhelfen und — das ſoziale Problem iſt gelöſt.

Die Stadt Gomel am Soſch, einem Nebenfluſſe des Dnjepr, liegt mitten in der Ebene auf einer ſandigen Anhöhe, die gegen den Fluß ſteil abfällt. Ohne etwas Beſonderes zu bieten, iſt Gomel eine Kreisſtadt, wie es in Rußland viele ſolche gibt. Auf den breiten Straßen herrſcht im Sommer arger Staub, im Frühjahr und Herbſt unpaſſierbarer Kot. Der lehmige Boden mancher Gaſſe erſchwerte zu dieſen Jahreszeiten das Überqueren ganz beſonders, denn der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Lehm blieb in großen Klumpen an den Füßen hängen. Man sah auch zuweilen ein steckengebliebenes Kind, das im Lehm weder vor noch rückwärts konnte, das ängstlich um Hilfe schrie. Gepflastert war nur die Hauptstraße, die Chaussee. Die Trottoirs waren aus Holz gebaut. Ziegelbauten waren selten. Die Stadt Herbst führten sie wie lange schmale Brücken über das Kotmeer. Auch die Häuser waren größtenteils aus Holz gebaut. Ziegelbauten waren selten. Die Stadt besaß mehrere griechisch-orthodoxe Kirchen, eine katholische Kirche und viele jüdische Bethäuser, die sich von den anderen Gotteshäusern dadurch unterschieden, daß weder ihr Umfang noch ihr Äußeres auf fromme Bestimmung hindeutete. Ein kleines, mageres Stadtgärtlein mit einer Pfütze in der Mitte, die einen Teich darstellen sollte, führte den hochtrabenden Namen „Boulevard". Dort erging sich die Bevölkerung von Gomel, um frische Luft zu schöpfen.

In der Umgebung der Stadt war der Fürst Paskiewitsch begütert, der in Gomel ein Schloß besaß. Das Schloß war von einem großen gepflegten Park umgeben, zu dem die bürgerliche Bewohnerschaft an gewissen Tagen Zutritt hatte. Aber nur besser angezogene Menschen wurden eingelassen. Wenn man an einem bestimmten Tage sich im fürstlichen Garten ergehen durfte, so pflegte die Mutter mir mein Schabbesgewand anzuziehen, mich mit einem sauberen Sacktuch zu versehen und pflegte mir einzuschärfen, mich ja brav zu benehmen, damit man mich nicht mit Schande davonjage.

Und ich erinnere mich, stets aufgeregt und mit Herzklopfen das Eingangstor passiert zu haben, bemüht, durch ein eifriges Gespräch mit meinem Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gleiter, mir ein unbekümmertes, nachläſſiges Ausſehen zu geben, dabei aber ängſtliche Seitenblicke auf den Portier mit den Metallknöpfen werfend, ob ihm mein Gewand paſſend genug für den fürſtlichen Beſitz erſcheine, ob er mir den Eintritt nicht verwehren werde.

Der alte Fürſt war ein zariſtiſcher Emporkömmling. Das Schloßgebäude ſtammte aus neuerer Zeit. Der Garten war mit vielen Statuen aus Gips und Sandſtein geſchmückt, die der Schloßherr, Gott allein mag wiſſen, woher, zuſammengetragen hatte. Ich nannte ſie, keine andere Bezeichnung für Statuen kennend, „Golems" oder „Bolwane", Trotteln, und ſchenkte ihnen, weil es der Lehre des Judentumes widerſpricht Standbilder zu errichten, nicht mehr Aufmerkſamkeit, als etwa einem in der Auslage des chriſtlichen Selchers aufgehängten Schinken, deſſen Genuß bekanntlich, trotz ſeiner Schmackhaftigkeit, verabſcheut wird. Vor dem Schloſſe ſtand ein bronzenes Reitermonument, das rechts und links von Kanonen flankiert war. Dieſes Monument, ſagte man, hatte der Fürſt, der unter Nikolaus I. Feldherr und allmächtig war, aus dem von ihm eroberten Warſchau mitgebracht und in ſeinen Park geſtellt. Es ſoll den letzten König von Polen, Ponijatovsky dargeſtellt haben. Dieſe überlebensgroße Nachbildung von Mann und Roß, deren künſtleriſcher Wert, wie mich heute dünkt, nicht bedeutend geweſen ſein dürfte, wurde von der ganzen Bevölkerung viel angeſtaunt. Schon allein die Möglichkeit, eine ſolche Erzmaſſe nach ſeinem Willen zu formen, erregte große Bewunderung. Man erzählte: der Bildhauer habe, als ſein Werk vollendet und errichtet war, ausrufen laſſen: er zahle ſo und ſoviel demjenigen, der in ſeiner Ar-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beit einen Fehler nachweiſen könne. Viel Volk lief herbei, um das Bildwerk zu beſichtigen. Allerhand Handwerker, Bürger, auch Gelehrte kamen und alle waren des Lobes voll. Keiner konnte einen Fehler ausfindig machen. Da nahte ein ganz gewöhnlicher Bauer, beſah Pferd und Reiter und fragte den Meiſter, ob es Granit wäre, worauf das Pferd ſtünde? und wenn ja, warum denn das Roß, das auf ſteinigem Boden ſtehe, keine Hufeiſen aufweiſe? —

Der Meiſter ward ſehr betroffen, anerkannte aber die Richtigkeit des Einwandes und entfernte ſich beſtürzt. Er ſoll gekränkt über ſeinen Mißerfolg ſich das Leben genommen haben.

Dieſe kleine Geſchichte, die ich in ähnlicher Geſtalt und gleichen Sinnes ſpäter auch irgendwo in den weſtlichen Ländern erzählen hörte, zeigt in naiver Form, aber äußerſt treffend, was ſich die große Maſſe des Publikums unter Kritik vorſtellt: Nach Fehlern ſuchen. Ich denke, das eigene Unvermögen, künſtleriſch aufzufaſſen, das Bewußtſein vieles, was der Künſtler geſehen und verſtanden hat, überſehen und nicht verſtanden zu haben, wird vom Durchſchnittsmenſchen inſtinktiv durch das vermeintliche Auffinden von Fehlern zu beſchönigen geſucht. Man fühlt ſich vor ſich ſelbſt rehabilitiert und glaubt ſich gleichgeſtellt, wenn man dem Meiſter ſagt, auf welche Weiſe er ſein Werk noch beſſer hätte machen können!

Weil ich den Fürſten Paskiewitſch erwähnte, möchte ich die folgende Geſchichte erzählen, wiewohl ſie mich vom Thema ablenkt, weil ſie gar charakteriſtiſch unſere weltvergeſſenen Zuſtände beleuchtet:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Mein Vater war genötigt, eines Tages eine Reise anzutreten. Es war kaltes, regnerisches Herbstwetter und auf der Straße lag schwerer Kot. Beim Passieren eines kleinen, unweit, aber abseits von Gomel liegenden Städtchens, brach eine Achse seines Wagens, wodurch er gezwungen wurde, im Orte ein paar Stunden Aufenthalt zu nehmen. Der Wagen mußte zur Schmiede gebracht werden. Der Vater trat in das erstbeste Judenhaus und bat für kurze Zeit um Gastfreundschaft. Es war eine bescheidene Hütte. Beim Eintritte des fremden Mannes huschte eine ältliche, mieße Maid am Vater vorbei und versteckte sich, wie es sich gehört, züchtig hinter dem Ofen. Der „Balabos" aber, der Hausherr, ging dem Vater mit ausgestreckter Hand entgegen, den Gruß „Scholem alaichem!" (Friede sei mit euch) entbietend und nahm den Gegengruß „alaichem scholem!" entgegen. Er lud den Vater ein, Platz zu nehmen und die beiden Männer kamen miteinander ins Gespräch. Der Hausherr erzählte nebst anderem, daß ihm eine Tochter blühe, die er gerne schon verheiratet sähe. Betroffen durch den unerwarteten Besuch eines fremden Mannes, riet er nach dem Berufe des Vaters und fragte, ob er vielleicht gar ein „Schadchen", ein Heiratsvermittler, wäre? — Der Vater hatte Sinn für Humor und war zu einem Scherz stets aufgelegt. Die vorbeigehuschte mieße Maid war ihm beim Eintritt nicht entgangen. Er sagte: Ja, er gebe sich auch mit Heiratsvermittlungen ab. — Nun glaubte der Gastgeber in dem unerhofften Besuch, der gebrochenen Achse und dem unfreiwilligen Aufenthalte des vermeintlichen Schadchens deutlich eine Fügung Gottes zu erkennen, ließ den Samowar auftragen, um den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

willkommenen Gaſt zu bewirten und fragte, ob er nicht auch einen „Schidach" (Partie) für ſeine Tochter wüßte? — Schmunzelnd verſicherte der Vater, etwas Paſſendes im Auge zu haben. Der andere brannte begreiflicherweiſe darauf, über den Zukünftigen ſeiner Tochter Näheres zu erfahren und der Vater ſprach zu ihm folgendermaßen:

„Von dem Fürſten Paskiewitſch werden Sie wohl ſchon gehört haben? Nicht wahr? Alſo, dieſer Fürſt beſitzt einen einzigen Sohn, etwa im gleichen Alter wie Ihre Tochter. Der junge Mann iſt ganz aus der Art ſeiner Standesgenoſſen geſchlagen. Er iſt ſein Leben lang wiſſensdurſtig geweſen. Er bereiſte die ganze Welt, ſtudierte an allen Hochſchulen, erlernte auch ſämtliche Wiſſenſchaften und alle ‚ſieben Klugheiten' offenbarten ſich ihm. Nur die ‚Klugheit der Zauberkunſt' war ihm noch nicht erſchloſſen. Er fuhr deshalb nach ‚Mizraim' (Ägypten) und erlernte dort von den berühmten ägyptiſchen Zauberern auch dieſe Kunſt. Dies beweiſt, wie ungewöhnlich ſeine Ambitionen ſind. Er iſt einſtweilen zum Manne herangereift und will ſich verehelichen. Ehrgeizig, dabei geſättigt und durchdrungen von der vielen erworbenen Weisheit, gelangte er zur Überzeugung, ein jüdiſch Kind heiraten zu ſollen, denn er erkannte, daß man nur mit einem ſolchen glücklich werden könne."

Dies leuchtete dem Gaſtgeber meines Vaters ſehr ein, denn es iſt ja ſelbſtverſtändlich: wer ſo viel gelernt und geſehen hat — muß zu dieſer Schlußfolgerung gelangen. Indes, er verſtand noch nicht recht, wohin das ganze hinaus ſollte.

„Da dachte ich mir, ſetzte der Vater fort, man könnte ihm Ihre Tochter vorſchlagen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Gaſtgeber war eine einfältige Seele, ja mehr als das, ein ſogenannter „Potz“ (was der Vater auf den erſten Blick erkannt hatte). Er verſtand das Scherzhafte des Antrages nicht und ſaß ganz perplex da. Obwohl die Ausſicht, der Schwiegervater eines ſo mächtigen Mannes zu werden, ihn ganz verwirrt zu haben ſchien, ſo empfand er doch, daß etwas nicht ganz in Ordnung wäre. Nach einigem Nachdenken fand er nur einzuwenden: „Paskiewitſch iſt ja ein Goi?“

„Sie haben recht,“ beſchwichtigte ihn der Vater, „aber der König Ahasveros war auch ein Goi und trotzdem hat ihn das Judenmädchen Eſther geheiratet, ja ſogar der fromme Mordochai hat ſeine Einwilligung dazu erteilt, wie uns die Bibel ſelbſt davon erzählt.“

Der Einfaltspinſel blieb faſſungslos und kratzte ſich verlegen den Kopf. Er meinte ſchließlich, es wäre gut, in einer ſo wichtigen Angelegenheit den Row zu Rate zu ziehen. — Der Vater, der keine Ausſicht hatte, bald fortzukommen, durch die Einfalt des Mannes ſehr beluſtigt, riet ihm, dies zu tun. Es ſei gewiß kein leichter Entſchluß, ſeine Tochter einem Andersgläubigen zur Frau zu geben. —

Der gute Menſch machte ſich auf den Weg, raffte ſeinen langen Kaftan auf und trat beherzt in den tiefen Straßendreck, während der Vater, der beim Samowar zurückblieb, aus dem Fenſter guckte und durchfroren, wie er von der Reiſe war, ſich den heißen Tee ſchmecken ließ.

Von der anderen Seite der Straße kam zufällig der „Dajen“ (Rabbiner) daher. Er ſah, wie echauffiert der Mann war und erkundigte ſich nach der Urſache. Aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Gefragte hatte es begreiflicherweise eilig, winkte, er solle nur mitkommen, er werde ihm unterwegs schon alles mitteilen. Nun patschten sie zusammen durch den Kot und man sah an ihren lebhaften Gebärden, wie sehr beide außer Rand und Band waren.

Der Row war gerade mit einer tiefsinnigen Betrachtung beschäftigt. Eine Bibelstelle stimmte ihm nicht ganz, denn es heißt dort, bei der Erzählung von Jakobs Traum zuerst: Er nahm S t e i n e und legte sie sich zu Häupten, später aber ist von e i n e m Steine die Rede. — Auch Bileams Eselin verursachte ihm heute einiges Kopfzerbrechen. Dieser kleinstädtische Rabbiner war noch mehr weltabgeschieden als die anderen. Als man ihm den Sachverhalt vortrug, verstand er ebenfalls den Scherz nicht, nahm die Partie ernst und äußerte Bedenken, denn: von welcher Seite man auch die Sache betrachte, wie auch man sie nehmen und wenden mag — der Fürst ist und bleibt ein Goi. Wie könne ihn aber ein jüdisches Kind heiraten, ohne daß er vorher zum Judentum überträte? —

Der Brautvater wandte schüchtern den Ahasveros und die Esther ein.

Die Berufung auf diesen Präzedenzfall, der bekanntlich sich vor nicht allzulanger Zeit ereignet hatte und noch in aller Erinnerung war (sind doch seit damals kaum dreitausend Jahre verstrichen!), machte Eindruck auf den Row. Er ließ den Fall gelten. — Nun saßen diese einfältigen, mit Patina und Schimmel bedeckten Seelen und erwogen allen Ernstes, ob der Mann seine Tochter dem Fürsten geben solle. — Nachdem alles pro und contra sorgfältig besprochen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war, kam der Row zur Überzeugung, daß die Partie, wiewohl eine Meſſaliance von ſeiten Chjenes, aus Rückſicht auf das Intereſſe der Allgemeinheit zuſtandekommen ſolle; denn: die Tochter wird beiſpielsweiſe ihrem Manne einen Wunſch äußern; der Mann geht mit der Bitte zu ſeinem Vater, der „Schene lemelach", der erſte nach dem Kaiſer iſt; der Vater geht zum Kaiſer ſelbſt und ſetzt ihren Wunſch durch. Gewiß, auf dieſe Weiſe könne in ihrer Perſon eine große Zuflucht für ganz Iſrael entſtehen. Alſo die Maid möge dem Fürſtenſohne gegeben werden!

Der Mann kam atemlos heimgelaufen, erzählte meinem Vater den Verlauf und das Reſultat der Beratung mit dem Row, wie dieſer gegen die Partie, nicht nur nichts einzuwenden habe, ſondern ſie aus Geſichtspunkten der allgemeinen Wohlfahrt ſogar empfehle. Der Vater hörte wohlwollend, wie ein richtiger Schaddchen zu, ſchlürfte gemütlich den warmen Tee und war in allem gleicher Anſicht mit dem Row.

Während ſie ſprachen, trat der Kutſcher ins Zimmer und meldete: der Wagen ſei gerichtet, man könne weiterfahren. — Der Vater ſtand auf, zog ſeinen Mantel an, dankte für die Beherbergung und machte Anſtalt, ſich vom Gaſtgeber, der betroffen und verdutzt den Reiſevorbereitungen zuſah, zu verabſchieden.

„Ja, wie wird es da nur weiter mit der Partie werden?" fragte der Gaſtgeber ſchüchtern.

Der Vater erklärte, noch Anderes und Wichtigeres beſorgen zu müſſen, tröſtete ihn damit, daß er ihm ja nicht verheimlicht habe, wer der Bräutigam ſei;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er, der Brautvater möge nur jetzt selbst alle weiteren Schritte unternehmen, denn er, der Vater, müsse leider in dringenden Geschäften sofort abreisen.

Der Gastgeber war enttäuscht und bat den Vater den „Schidach" doch auch weiter verfolgen zu wollen.

„Nein, das geht nicht", erklärte der Vater. „Da Sie Ihre Einwilligung erteilt haben, so müßte man jetzt persönlich mit Paskiewitsch sprechen und auch seine Zustimmung erhalten. Sie werden aber von dem Fürsten gehört haben? — Er ist ein jähzorniger, meschuggener Mensch. Wenn ich zu ihm käme und ihn ihre Tochter für seinen Sohn vorschlüge, wäre er imstande, mich in den Stall abführen zu lassen, um mir fünfundsiebzig auf den Nacketen verabreichen zu lassen. Ich rate Ihnen, fahren Sie nach Gomel und sprechen Sie selbst mit dem Fürsten."

Nun begann es dem einfältigen Menschen aufzudämmern, daß er einem Scherze aufgesessen war. Er kratzte sich verlegen den Kopf und meinte ganz folgerichtig: „Ja, da läßt der Fürst eben mich in den Stall abführen und mir fünfundsiebzig auf den Toches geben . . ." —

„Nun," tröstete ihn der Vater, „da leiden Sie wenigstens für Ihr eigen Fleisch und Blut! Was tut man nicht alles seinen leiblichen Kindern zuliebe . . .!" Er grüßte, ging schmunzelnd hinaus und bestieg seinen Wagen.

Die Häuser der wohlhabenden Bürger waren gewöhnlich mit zwei Eingängen versehen: einem „schwarzen Eingang" vom Hofe und einem „Paradeeingang" von der Straße, der mit einem porticus, „Ganek" genannt, überschattet zu sein pflegte. Haus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tiere spazierten durch die Gassen der Stadt überall frei herum. Schweine und Ziegen lagerten gemütlich vor diesen „Paradeeingängen", sichtbare Zeichen ihrer Anwesenheit freigiebig zurücklassend. Besonders die Schweine machten es sich bequem und fühlten sich überall, sogar in jüdischen Wohnstätten, wie zu Hause. Sie gingen von Hof zu Hof, wühlten in den Kehrichthaufen, schauten neugierig auch in die Wohnungen und die Küchen hinein, ob es für sie keine Beute gäbe und trugen in einem günstigen Augenblicke ein Brot, ein Stück Fleisch oder dergleichen davon, ja, es ist vorgekommen, sogar einen unbewachten Säugling. Man konnte oft ein Schwein mit einem geraubten Laib Brotes im Maule aus einem Hause stürzen sehen, dem, mit Stöcken bewaffnete Judenweiber kreischend nachliefen. Passanten und Gassenjungen schlossen sich gewöhnlich der Verfolgung an. Mit Gejohle und großem Aufsehen ging die Jagd durch die Straßen der Stadt, zum Gaudium der Gaffer. Die Schweine drangen so frech ein, daß in den Küchen Töpfe mit kochendem Wasser bereitzustehen pflegten, um damit die ungerufenen Gäste zu verbrühen. Das Haus, in dem ein Schwein einmal verbrüht worden war, mied das Tier für immer wie die Pest. Man hatte hauptsächlich im Sommer unter ihren Raubzügen zu leiden. Im Winter waren die Türen besser versperrt. Man sah sie in den Höfen und Straßen wühlen; Krähen und Elstern ließen sich gemütlich auf ihre Rücken nieder.

Die Schweine erregten unseren Widerwillen im höchsten Grade, schon deshalb, weil sie in der Schrift als unrein bezeichnet sind und der Genuß ihres Fleisches verabscheut wird, aber auch wegen des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schadens, den ſie verurſachten. Wir Buben pflegten manchmal, an ſchulfreien Schabbes-Nachmittagen, Schweine in den Hof zu locken, das Tor abzuſperren, und mit Stöcken bewaffnet liefen wir wie toll hinterdrein, bemüht, ihnen eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen, denn wir waren überzeugt, damit ein gottgefälliges Werk zu verrichten. Wir riſſen den Tieren auch manche Handvoll Borſten aus, die wir zum Schuſter trugen, was uns eine Kopeke für Zuckerwerk eintrug. Aber ſelbſtverſtändlich geſchah ſolches nur an Wochentagen. Am Schabbes prügelten wir ſie nur zu Ehren Gottes, ohne auf einen Nutzen bedacht zu ſein.

Um den Kern der Stadt, dem Markte und das Geſchäftsviertel, wohnten meiſtenteils Juden. Hier waren auch die Ämter und die Häuſer der chriſtlichen Intelligenz. Die Peripherie war in gewiſſen Stadtteilen ausſchließlich von Chriſten bewohnt. Dorthin verirrte ſich kein Jude. So waren die Sloboda und der gegen den Fluß gelegene Stadtteil, wo die Raskolniki wohnten, judenrein. Die Raskolniki ſind die Orthodoxen unter den Griechiſch-Orthodoxen, alſo, ſozuſagen, die Päpſtlicheren als der Papſt. Viel iſt mir über ſie nicht bekannt. Es werden ihnen Tugenden nachgerühmt, aber ihre Vorurteile und ihr Aberglauben waren nicht geringer als diejenigen der jüdiſchen Bevölkerung. (Der Tabak iſt bei ihnen als „Teufelskraut“ verpönt.) Sie wohnten abſeits, unter ſich, in ſchönen Häuſern, deren Vorgärten gegen die Straße faſt gänzlich abgeſchloſſen waren, ſo daß man nur ſchwer einen Einblick in einen Raskolnikihof gewann. Ein müder Jude durfte ſich auf die vor dem Hauſe angebrachte Bank nicht ſetzen, wollte er nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

sogleich davongejagt werden. Man sah dann die Weiber aus dem Hause kommen und mit Wasser und Seife die Bank abscheuern.

Für die Sicherheit von Stadt und Umgebung sorgte die Polizei. Ihr Haupt war der Ispravnik, der Bezirkshauptmann. Man konnte gewöhnlich bei so einem Haupte, ebenso wie bei den anderen weniger edlen Gliedern dieser Körperschaft, alles Rechte und Schlechte erreichen, wenn man nur die nötige „Nehmung" verabreichte. Im allgemeinen betrachteten ja damals so ziemlich alle russischen Staatsangestellten das Amt als ihr Geschäft und waren darauf bedacht, es auf jede Weise einträglich zu gestalten.

Diebstähle und Einbrüche waren an der Tagesordnung. Polizeioffizier und Diebsbande arbeiteten oft im Einverständnisse miteinander. Die Diebe arbeiteten flink und man tat gut, das Ohr gespitzt zu halten und scharf aufzupassen, denn gar schnell kam etwas abhanden. Sogar der bereitgestellte Samowar mit den glühenden Kohlen und dem siedenden Wasser konnte in einem unbewachten Moment davongetragen werden. Ich hörte von Einbrüchen und oft schauerlichen Missetaten erzählen, die sich bald in der Stadt, bald in fernerer Umgebung zugetragen hatten. Dieser herrschenden Unsicherheit wegen wurden die Häuser in der Nacht sorgfältig zugesperrt, Fenster und Türen solid verriegelt, verkettet und verbarrikadiert. Wie oft lag ich als Kind, durch irgendein Geräusch draußen aus dem Schlafe geweckt, zitternd unter meiner Decke zusammengekauert, traute mich nicht zu atmen und erwartete schlaflos den Morgen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die persönliche Sicherheit war nicht viel größer als die des Eigentums. Man war gegen den Übermut der „Bosjaks" (Barfüßler) und anderer „Nächsten" nur wenig geschützt. Am Markte verkauften Judenweiber bei ihren Standplätzen „Bulkes" (Weißbrot), „Beugel", Obst und andere Eßwaren. Es kam häufig vor, daß irgendein „Chuligan" (Lümmel) im Vorbeigehen einige Beugel oder anderes Eßbares erwischte, in seinen weiten Mund stopfte und vergnügt kauend fürbas ging. Die Verkäuferin schrie und fluchte ihm nach. Sie war schutzlos. Polizei? — Hm, ihr lohnte es sich nicht, wegen solcher Kleinigkeiten gegen einen Gevatter einzuschreiten. Schritt man aber doch ein, so geschah es in einer, man könnte sagen, patriarchalischen Weise.

Folgendes ereignete sich eines Tages: In unserem Nachbarhause stand ein altes, zerbrochenes Klavier. In meiner freien Zeit pflegte ich oft bei dem alten Klimperkasten zu verweilen und die Saiten, da die Tasten versagten, mit den Fingern, wie eine Zither zu zupfen. Ich sitze eines Tages über das Instrument gebeugt, eine Melodie zusammensuchend und höre plötzlich unser Dienstmädchen schreien. Sie kommt herein und meldet mir bestürzt, man hätte soeben den messingenen Mörser aus der Küche gestohlen. Sie wäre einen Moment abwesend gewesen; zurückgekehrt, hätte sie einen Mann in einem verschossenen grünen Überzieher aus dem Hause kommen sehen. Sie wäre sofort, nichts Gutes ahnend, in die Küche gegangen und hätte entdeckt, daß der Mörser fehle. Der Mann aber sei verschwunden.

Zur Zeit war außer mir niemand zu Hause.

Was tun? — Ich lief hinaus. Die Straße war

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

menschenleer. Ich lief im Galopp auf gut Glück bis zur ersten Kreuzung und spähte aus. Richtig, da ging ein etwa zwanzigjähriger Bursche in einem grünlich-verschossenen Überzieher. Ich holte ihn ein und fragte schüchtern, ob er aus unserem Hause käme? — Er verneinte. — Ich, neunjähriger Bub, stand verlegen und wußte nicht, was zu tun sei. Der Bursche wollte weitergehen. In diesem Momente holte uns aber das Dienstmädchen ein. Sie griff dem Manne resolut in die weiten Taschen seines Überziehers und zog mit Geschrei den Mörser und den Stößel hervor. Blitzschnell warf der Kerl seine defekten Schuhe ab und lief barfuß davon. Es entstand ein Auflauf, man machte Jagd auf den Dieb. Er kam zu Falle, wurde eingeholt, festgenommen und ein Wachmann eskortierte ihn auf die Polizei. Das Mädchen, ich und, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich zu sein pflegt, eine Menge Gaffer, gingen mit. Der arme Teufel von einem Dieb erhielt sofort nach seiner Festnahme vom Wachmann als Vorschuß ein paar tüchtige Ohrfeigen. Auf dem Wege mußte er den Mörser in der einen und den Stößel in der anderen ausgestreckten Hand vor sich hertragen. Wenn er die Arme einzog, munterte ihn der Wachmann von rückwärts durch einen wackeren Stoß auf, damit er die corpora delicti ja deutlich vor sich hinhalte. So kam die ganze Prozession auf die Polizei. Alles wurde zu Protokoll gegeben und dem Diebe sein Nationale abgenommen. Der Kommissär selbst war nicht anwesend. Bis zu seiner Ankunft übte sich noch mancher Wachmann an dem Diebe in der Kunst des Verabreichens von Ohrfeigen. Endlich erschien der Kommissär und nahm persönlich den Mann vor. Er weinte und bat, man

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

möge ihn fortlaſſen, er ſei ein armer Teufel, eine Waiſe, habe weder Vater noch Mutter, habe nichts zu eſſen. Der Kommiſſär bedauerte ihn ironiſch: „Der arme Kerl, hat keinen Vater . . .“ — Er winkte einem Wachmanne. „Gib ihm, er hat keinen Vater . . .“ — und der Wachmann gab ihm ein paar Maulſchellen. „Und auch keine Mutter . . .“ — Er winkte wieder; nochmals Maulſchellen. — „Und gar keine Verwandtſchaft . . .“ — Wieder Maulſchellen. Mit einem Fußtritte wurde er zuletzt hinausgeworfen und man ließ ihn laufen. Er lief aber auch, was ihn ſeine Beine tragen konnten — und die Gaſſenjungen mit Gejohle hinterdrein.

Von markanten Geſtalten unſeres Städtchens blieb mir vorzüglich das Ehepaar Zeitlin in Erinnerung, dasſelbe, in deſſen Hauſe mein Vater, als er nach Gomel kam, Unterricht erteilte. Reb Joſche Zeitlin war ein „Gwir“, ein vermögender, einflußreicher Mann. Sein Äußeres und ſein Benehmen zeigten es deutlich. Von Geſtalt war er mittelgroß und kräftig gebaut. Sein Geſicht, von einem nicht zu großen Barte umrahmt, würde jeden Maler intereſſiert haben. Die Augen waren von buſchigen, ſchwarzen Brauen überhangen und blickten ſcharf und ſtrenge, die Lippen waren dünn und energiſch geſchloſſen. Seine Stimme klang barſch und befehlend. Er wurde reſpektvoll mit „Reb Joſche“ oder „Reb Joſſef“ angeſprochen, ſagte aber ſeinerſeits beinahe allen „Du“. Er ſah dem Phariſäer auf dem Bilde „Chriſtus vor Pilatus“ von Munkacſy täuſchend ähnlich. — Seine Frau hieß Schoſche. Sie war rotbackig und wohlgenährt; man hätte ihr den Wohlſtand angeſehen, auch wenn ſie nicht, ſogar

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

an Wochentagen, mehrere Reihen kleiner Perlen um den Hals getragen hätte. Reb Joſche trug einen teuren Pelz und am Schabbes eine koſtbare Zobelmütze, die ihm ein bojarenhaftes Ausſehen verlieh. Er ſoll übrigens, trotz ſeines dekorativen Ausſehens, zu Hauſe nicht viel gegolten und ganz unter dem Pantoffel ſeiner Frau geſtanden haben. Man ſah die Ehegatten ſchweigend vor ihrem Tuchgeſchäfte ſitzen, er von der einen Seite des Einganges, ſie an der anderen. Alle beide gaben ſehr charakteriſtiſche Geſtalten ab.

Sein Tuchgeſchäft ging gut und genoß den Ruf eines ſoliden, tüchtigen Unternehmens. Als Kaufmann „erſter Gilde" war er auch bei der Obrigkeit angeſehen. Sein Anſehen in der Gemeinde aber baſierte nur auf ſeinem Reichtum. Der Reſpekt, den man ihm zollte, war nicht ideeller Natur, denn ein „Lamden", ein gelehrter Mann war er nicht, wenn auch kein „Ambooretz", kein gänzlich ungebildeter Menſch. Er war der Vorſtand des Bethauſes, der „Gabai", und ſein Platz an der Oſtwand, gleich bei der Bundeslade, war der ehrenvollſte. Allerdings ging der Row, dem ſonſt dieſer Platz gebührte, in ein andres Haus beten. Die Angelegenheiten des Tempels wurden nicht von Reb Joſche ſelbſt, ſondern vom Küſter, dem „Schames", geleitet. Dieſer Schames mit Namen Schmuol Löb, war ſein ausgeſprochener Günſtling und durfte machen, was er wollte. Man ſah den Küſter immer hinter dem Gabai, wie den Schweif hinter dem Kometen. Bei der Gemeinde aber war der Schames wegen ſeiner Eigenmächtigkeiten unbeliebt und man hätte gerne einen anderen angeſtellt geſehen; indes gegen Reb Joſches Willen konnte nie-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

mand aufkommen. Die Unzertrennlichkeit der beiden ward sprichwörtlich und man antwortete in Gomel, gleichviel um was es sich handelte, auf die Frage: Wie bleibt es? — „Josche bleibt der Gabai und Schmuol Löb der Schames", womit man sagen wollte, daß alles beim alten bleibe.

Später, als ich bereits in Wien war und die Kunstakademie besuchte, bekam ich eines Tages unerwartet Reb Josches Zeitlin und seine Frau Schosche zu Gesicht. Er war auf der Durchreise nach Karlsbad und überbrachte einen Brief meines Vaters, der mich bat, mich Reb Josches in Wien anzunehmen und ihm die Stadt zu zeigen. Ich werde hierüber seinerzeit erzählen.

Ein origineller Typus war auch der in unserer Nachbarschaft wohnende Reb Leib Bravermann, der Sodawasser erzeugte. Er war der Witzbold der Gemeinde. Seine Aussprüche, seine „Gleich-Wörtlach", wurden überall herumerzählt und belacht. Der Mann scheint schon vom freien Denken etwas angehaucht gewesen zu sein und dürfte religiös nicht als ganz zuverlässig gegolten haben, obwohl er ein ebensolcher orthodoxer Jude war wie die anderen. Sein Enkelkind besuchte mit seiner Zustimmung das Gymnasium und Reb Leib selbst stutzte sich ein ganz klein wenig seinen weißen Vollbart, gewiß ein sehr bedenkliches Symptom, denn ein frommer Jude soll den Bart sein Leben lang mit keiner Schere in Berührung bringen. Als ihn jemand malitös fragte, wieso ihm der Bart so schön gerade wachse, daß alle Härchen gleich lang wären, gab Reb Leib schmunzelnd zur Antwort: „So, mein Kind, ist es beschert von oben."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als ich nach langer, langer Abwesenheit die Heimat wieder aufsuchte, war Reb Leib Bravermann noch am Leben. Er war zirka fünfundsiebzig Jahre alt, galt weiterhin als Witzbold und Freigeist und machte noch immer seine „Gleich-Wörtlach". Eines Tages begegnete ihm der Vater auf der Straße. Der Vater fragte ihn, wohin er gehe? „Mein Kind, ich bin ein alter Mann, ich muß schon an den Tod denken", gab Reb Leib ächzend auf seinen Stock gestützt zur Antwort.

—„Gehen Sie ins Gotteshaus, gehen Sie beten? —"

„Nein, mein Kind," antwortete Reb Leib, „ich gehe auf den Markt. Kirschen will ich mir kaufen; wer weiß, ob ich die nächste Kirschensaison noch erlebe!" —

Der Mann war ein Philosoph! —

Ein anderer Typus war Kule Maräne.

An Werktagen, meist an einem Donnerstag, kamen zu ihm, verschämt und bemüht, von Fremden nicht gesehen zu werden, arme Frauen, die ein Paket oder ein Bündel brachten. Sie wollten etwas Geld ausborgen, meist zum Zwecke, den Schabbes standesgemäß und nach hergebrachter Sitte begehen zu können. Er lieh diesen Armen Geld gegen ein Pfand, wofür er wöchentliche Zinsen berechnete. Er war ein Wucherer.

Er war zirka vierzig Jahre alt, mittelgroß. Sein Kopf war rund, von spärlichem Bartwuchs. Es ging ihm stets gut und seine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig. Tiefe Falten, welche die Lachmuskeln gebildet hatten, verliehen seinem Gesichte einen gutmütigen Ausdruck; nur die Augen mit den grauen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

runden Pupillen waren katzenartig. Diese Augen konnten sicherlich recht erbarmungslos dareinschauen. Er führte in der Stadt den Beinamen, „der Besdyétnik", der Kinderlose. Gegen mich kleinen Jungen war er stets freundlich. Vielleicht war seine Freundlichkeit nicht uneigennützig, denn er bat mich, wie andere Kinder, für ihn leere „Kästelach" (Schachterln) zu sammeln, auch wenn es nur Zündholzschachteln wären. Er benötigte sie, um die vielen verpfändeten kleinen Gegenstände aufzubewahren, die in einem Kasten schön geordnet und numeriert lagen. Ich sammelte und brachte ihm viele Schachterln, wofür ich wohl kein Trinkgeld bekam, aber er sperrte manchmal den Schrank auf und zeigte mir zum Lohn freundlich lächelnd seinen Inhalt. Er hatte in der Stadt den Ruf, ein „Baalen", das heißt ein Amateur, ein Original zu sein. Für was er sich interessierte, weiß ich nicht genau, aber man fand ihn oft geneigt, für etwas, wofür andere keinen Sinn hatten, eine kleine Ausgabe zu machen. So ließ er sich eines Tages im Hofe aus Brettern ein Klosett zusammenzimmern, belegte den Fußboden mit einem Bastteppich und ließ die Wände mit einer billigen Tapete auskleben. Man muß unsre trostlosen sanitären Verhältnisse gekannt haben, um zu begreifen, wie sehr und warum darob in der ganzen Stadt größtes Aufsehen herrschte. Kulies „Núschnik" bildete das Tagesgespräch. Man erzählte sich gegenseitig von dieser „Liebhaberei" und besonders die Tapete an einem solchen Orte erregte allgemeines Staunen. Viele wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, ob das tapezierte Lokal keine Ausgeburt irgendeiner überhitzten Phantasie sei und Kulie zeigte den Besuchern sein Werk bereitwillig

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und mit gleichem Stolze, wie etwa der Besitzer einer berühmten Galerie seine Sammlung kunstsinnigen Besuchern vorweist. Und die Ungläubigen schüttelten erstaunt den Kopf und murmelten bewundernd und spöttisch zugleich: „Nein, so ein Baalanes, so eine Liebhaberei!" —

Die Genannten und noch manch anderer zählten zu den Wohlhabenden und durften auch an Wochentagen einen Rosinenzimes verzehren, ohne Gefahr zu laufen, als Verschwender verrufen zu werden. Im allgemeinen aber war die Armut der jüdischen Bevölkerung eine erschreckende. Eine große Menge von Menschen, die nicht genug Ernährungsmöglichkeiten fanden, war in diesen Provinzen zusammengepfercht. Sie rissen sich den Bissen buchstäblich gegenseitig aus dem Munde und es war ein Kampf ums tägliche Brot, im wahrsten Sinne des Wortes.

Der größte Teil dieser Leute lebte, wie sie selbst sagten, nur von dem bißchen „Bitochen" (Gottvertrauen). Viele hatten, wie mein Vater, keinen bestimmten Beruf, griffen zu allen möglichen Beschäftigungen und lebten vom Zufall. Der Tag begann mit dem Vertrauen, daß der Herr schon irgendwie helfen werde, und man legte sich mit dem Vertrauen auf seine Hilfe auch für morgen nieder. Man hoffte, wenn es sein mußte, auf ein Wunder, denn täglich, ja stündlich könnte „Moschiach", der Messias erscheinen. Dieses verzweifelte Gottvertrauen hielt sie in ihrer Armut aufrecht. Die Not lehrte diese Menschen beten; sie schärfte ihren Verstand; sie verlieh ihnen die Fähigkeit, Möglichkeiten zu erklügeln, um aus kleinen und kleinsten Gelegenheiten einen, wenn auch winzigen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nutzen für ſich zu ziehen, eine Fähigkeit, die begreiflicherweiſe bei der chriſtlichen Bevölkerung keine Sympathien für ſie erweckte.

Der Bauer iſt in dieſen Gegenden wohl auch arm, aber er hat ſeinen unverrückbaren Beſitz, der ihm jährlich Revenuen trägt. Die Juden beſaßen nichts, ſie wußten buchſtäblich heute nicht, wovon ſie morgen leben ſollten. Trotzdem wurden bei ihnen von der chriſtlichen Bevölkerung Reichtümer vermutet. Der Umſtand, daß man bei den Leuten, die meiſt Handel trieben, das Geld rollen ſah, verleitete zu der Annahme, daß ſie es auch beſäßen. In Wirklichkeit war in den meiſten Fällen der momentane Inhalt der Brieftaſche zugleich das ganze Vermögen ihres Beſitzers. In dieſer allgemeinen Armut galten ſchon meine Eltern für wohlhabende Leute.

Die Gomeler Judenſchaft kleidete ſich ähnlich wie die polniſchen Juden, nur war der Kaftan nicht ſo lang und die Paies hingen nicht als Löckchen, ſondern in geraden Strähnen beim Ohr herab. An der Länge der Paies konnte man die Frömmigkeit des Trägers ermeſſen. Halbaufgeklärte hatten wohl Paies, kämmten ſie aber hinters Ohr, ſo daß es ausſah, als ob ſie keine hätten. Wer gar keine Paies trug, war ein „Apikoires", ein Epikuräer; von ſo einem war nichts Gutes zu erwarten, denn von den abgenommenen Paies bis zum Schweinefleiſcheſſen — iſt nur ein Schritt.

Der Hang zum Luxus, den die Judenſchaft zeigte, dieſer merkwürdige Kontraſt zu ihrer Armut, wird auch dazu beigetragen haben, daß ihr Wohlſtand überſchätzt wurde. Dieſe Menſchen, die ſich nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

dürftig nährten und ſo ärmlich wohnten, ſparten Kopeke zu Kopeke, um ihren Frauen ſchöne Kleider, eventuell Schmuck und Luxusgeräte kaufen zu können. Silberne Schabbesleuchter zu beſitzen, war der ſehnſüchtige Wunſch jeder, auch der ärmſten jüdiſchen Frau. Man ſah oft ſolche blinkende Leuchter aus edlem Metalle vom ärmlichen Mobiliar mancher Hütte abſtechen. Ihre Alltagsgewänder waren wohl mehr als beſcheiden, aber am Schabbes ſah man gar manche Frau im Sammet- oder Seidenkleid oder im Fuchspelz daherkommen. Am Samstag, nach dem Nachmittagsſchläfchen, ging bei ſchönem Wetter die Judenſchaft auf der Chauſſee, der Haupt- und einzigen gepflaſterten Straße des Ortes, ſpazieren, wobei die Frauen die ganze Pracht ihrer Toiletten entfalteten. Vater und Mutter, begleitet von den Kindern, gingen auch eine Zeitlang manierlich auf und ab. Der Vater mit den Händen auf dem Rücken, den Nachbarn „Gut Schabbes“ wünſchend, oder über hohe Dinge diskutierend, denn am Sabbat ſoll man über Profanes nicht ſprechen; die Mutter in ihrem Schabbesſtaat, die Kleider und den Schmuck der anderen Frauen betrachtend und abſchätzend. Während aber die Männer ſich nach der Überlieferung kleideten, machten die Frauen die jeweilige Mode mit und unterſchieden ſich äußerlich von den chriſtlichen Frauen nur durch die traditionelle Perücke. Pelze waren im Winter der Luxus der Männer. Mancher hatte kein größeres Jahreseinkommen, als etwa der Pelz wert war, den er am Leibe trug. In den meiſten Fällen war das Kleidungsſtück aus mühſam erſpartem Gelde angeſchafft. Es war Mode und einer machte es dem andern nach. Die chriſtliche Bevölkerung der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gleichen sozialen Schichten, die, falls sie die Jahreskosten der Sonntagsräusche zusammengelegt hätte, sich sicherlich noch viel schönere Sachen hätte kaufen können, sah diese Zeichen vermeintlichen Wohlstandes mit großer Mißgunst.

Die russische Bevölkerung verstand, trotzdem in diesen Ortschaften mehr als 50% Juden wohnten, kein Wort jüdisch. Dies erhöhte natürlicherweise ihr Mißtrauen; sie glaubten sich beständig verkauft und verraten. Sie empfanden für den Juden zugleich Neid und Verachtung. Seiner schlechten Sprache und seines eigenartigen Aussehens wegen wurde er verspottet. Man war überzeugt, ganz bestimmt etwas Besseres als er, der „Schid", zu sein. Die Unbildung und die Rohheit der slavischen Bevölkerung von dazumal war wohl groß. Den herrschenden Klassen gegenüber tierisch unterwürfig, fühlte sich der Niederste, auf die rohe Gewalt pochend, dem Juden überlegen. Wenn der Jude zu gut gedieh, und es mißfiel den anderen, so konnte ein „Pogrom" veranstaltet werden, alles kurz und klein geschlagen und ausgeplündert werden. Ich persönlich habe durch die Gunst des Schicksals ein Pogrom nicht mitgemacht, will mich daher nicht weiter darüber verbreiten, obzwar meine nächsten Angehörigen darunter zu leiden gehabt haben. Trotz seines gutmütigen Naturells war der erst vor kurzem von der Leibeigenschaft befreite Bauer noch ein großes Tier. Daß ein übermütiger Lümmel einem vorübergehenden Juden ohne Ursache den Hut vom Kopfe schlug, oder ihn vom hochgelegenen Trottoire hinunterstieß, oder in anderer Weise seinen rohen Übermut kundtat, war keine Seltenheit. Die Zivilisation stand bei uns noch auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwachen Beinen. In einen Krakeel sich einzulassen war nicht ratsam, denn dies konnte leicht zu einem Auflauf führen, von dem man nie wußte, wie er ausarten würde. Das ratsamste war, sich ducken und seinen Groll hinunterschlucken. Zurückhaltung wurde aber als Mangel an Mut gedeutet und ermunterte zu weiteren Exzessen.

Die intelligenten Schichten fühlten sich gar überlegen, waren überzeugt, von viel edlerer Rasse zu sein und teilten alle gegen die Judenschaft gerichteten Vorurteile. Es erging ihnen mit den Juden nicht viel anders als diesen mit dem Schweinefleische. Das Schwein war einmal verpönt und man empfand seit der Kindheit gegen alles, was von ihm kommt, nur Widerwillen. Was nutzten dem Schweine die schönsten Koteletten und die feinsten Schinken? — Demjenigen aber, der das Vorurteil abgelegt hatte, mundete das Schweinefleisch ebenso gut wie den Andersgläubigen.

Brachte der Zufall einen Juden und einen Christen gegenseitig näher, so mochten sie sich gut leiden. Der Christ beteuerte aber gewöhnlich: „Du bist eine Ausnahme; wenn alle nur so wären wie du." Man gab sich aber keine Mühe, den anderen näherzutreten und blieb bei seiner vorgefaßten Meinung. So blieb das Nebeneinanderleben dieser verschiedenartigen Menschen ein recht unerquickliches.

Die häufigen Feuerbrände waren eine ständige Gefahr, ein Damoklesschwert, das über der Stadt und ihrer Bevölkerung hing. Neunzig von hundert aller Häuser waren aus Holz gebaut; sie brannten bei der kleinsten Gelegenheit wie Zunder. Das Feuer, das ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einziges Haus ergriff, konnte sich in kürzester Zeit unheimlich ausbreiten und ganze Straßen, ja Stadtteile einäschern. Drei sich periodisch wiederholende Schläge der Sturmglocke meldeten einen Brand. Es ist mir schwer zu beschreiben, wie einem zumute war, wenn man mitten in der Nacht aus tiefem Schlafe durch diese drei Schläge geweckt wurde. Es ging durch Mark und Bein! — Bim-Bam-Bum! — Bim-Bam-Bum! erscholl es von allen Glockentürmen, von allen Richtungen kommend, in verschiedenen Tonarten und Stärken. Es wirkte schauerlich! — Man griff im Finstern nach den Kleidern, fand in seinem Schrecken weder die Kleider noch die Zündhölzchen, tappte mit zitternden Händen, schlotternden Knien und klappernden Zähnen herum, immer in der bangen Angst, das eigene Dach über dem Kopfe brennend zu erblicken. War das Feuer nahe, so mußte man schleunigst die kleinen Kinder in Sicherheit bringen, die Habseligkeiten und das Mobiliar aus dem Hause räumen und verwahren, denn das Feuer konnte plötzlich überspringen und da sein. War der Brand weit, so beruhigte man sich etwas, lief aber sofort hin, zur Hilfeleistung oder zum Gaffen. Es kam eine Menge Volkes zusammen und viele beeilten sich, helfend Hand anzulegen, darunter oft äußerst zweifelhafte Subjekte, denen so ein Brand die schönste Gelegenheit bot, im Trüben zu fischen. Es hieß aufpassen und den Kopf nicht verlieren. Die Mutter war bei diesen Unglücksfällen, die wir mehrmals erlebten, stets sehr tapfer; sie behielt ihre Geistesgegenwart und dirigierte alle Rettungsarbeiten, während der Vater sehr aufgeregt zu sein pflegte und zu nichts zu gebrauchen war. Er half wohl bei den Bergungsarbeiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

oder ſtand Wache, verrichtete aber alles ganz kopflos. Einmal, bei einem Brande, ergriff er den großen Schürhaken, die „Kotzerne", und ließ ihn die ganze Nacht hindurch nicht mehr aus der Hand, als ob er die größte Familienkoſtbarkeit bewachte. Ein andermal half er beim Packen. Es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß er die Perücke der Mutter in den Topf mit Powidl untergebracht und andere Gegenſtände ebenſo witzig wie zweckmäßig verpackt hatte. Wenn ſpäter die ausgeſtandenen Schreckniſſe beſprochen und Vaters Taten aufgezählt wurden, pflegte unter uns eine große Heiterkeit auszubrechen, während der Vater in Verlegenheit geriet. Er mußte ſich aber den Spott gefallen laſſen und lachte ſpäter ſelbſt mit.

Ich wuchs langſam heran und erlernte vom Umgang mit Chriſtenbuben ruſſiſch ſprechen, allerdings recht mangelhaft.

Der geweſene Schüler meines Vaters, Kulie Zeitlin, errichtete in beträchtlicher Entfernung von der Stadt eine Petroleumniederlage. Er hatte meinem Vater ein Stück Boden angeboten, um darauf ein Haus zu erbauen. Es ſollte ein vorteilhaftes Unternehmen für beide Teile werden. Kulie würde im Vater einen zuverläſſigen Menſchen haben, der auf ſeine entlegene Niederlage achtgeben, während für den Vater, der damals ſeinen Getreidehandel betrieb, das Wohnen außerhalb der Stadt auch von Vorteil ſein ſollte. Es würde ſich ihm Gelegenheit bieten, die zu Markte fahrenden Bauern früher als andere Händler anzuhalten und mit ihnen ſein Geſchäft abzuſchließen. Der Vater nahm das Angebot an, obwohl es nicht klug war, ein Haus auf fremden Grund zu bauen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Holzbau wurde binnen kurzem fertiggeſtellt und von unſerer Familie bezogen. Wir wohnten mitten im Felde, jenſeits des bei Gomel vorbeiführenden Eiſenbahnſtranges. Nahe bei unſerem Hauſe ſtand nur eine Windmühle. Unſere einzigen Nachbarn waren der Müller und ſein Sohn, zwei friedliche Menſchen, die in einer Erdhütte hauſten.

Längs des Eiſenbahnſtranges, nicht zu weit von unſerer Wohnſtätte, ſtand ein Wächterhäuschen, bewirtſchaftet von einem jungen Paare, das zwei Kinder hatte. Der ältere, ein Bub in meinem Alter, kam mit ſeinem kleinen Schweſterchen oft gegen unſer Haus und wir ſpielten zuſammen. Der Kleine war ein grauäugiger, flachsblonder Knabe, dem das in geraden Striemen wachſende helle Haar nach ruſſiſcher Art im Genick ſteil geſchnitten war. Seine und ſeines Schweſterchens Bekleidung beſtand aus einem langen leinwandenem Hemde, das in der Taille mit einem Baſtfaden umbunden war. Ich, ſchwarzäugig, das ſchwarze Haar kurz geſchoren, mit den Ohrenlöckchen an beiden Schläfen, in meinem rituellen Kleidungsſtück, dem „Arbikanfes“, mit den langen Quaſten, werde wohl einen ſehr draſtiſchen Kontraſt zum andersraſſigen Freunde abgegeben haben. Nun ſpielten und unterhielten wir uns wohl miteinander, aber verſtändigen konnten wir uns nicht. Er ſprach ruſſiſch, ich jüdiſch. Ich habe aber von ihm die erſten ruſſiſchen Worte erlernt, wenn ich auch erſt langſam und nach und nach auf dieſe oder jene Bedeutung eines Wortes kam.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Vater hatte mit der Zeit auch seinen Getreidehandel, der sich nicht lohnte, aufgegeben. Die Familie war um fünf, sechs Kinder reicher geworden und für so viele Mäuler und so viel zerrissene Hosen zu sorgen, war keine geringe Aufgabe. Er fing wieder an, sich mit allem möglichen zu befassen und begann die Bekanntschaft wohlhabender Nichtjuden zu suchen, bei denen er durch allerlei kleine Dienste und Vermittlungen etwas zu verdienen trachtete. Er lernte auch den Ispravnik, den Bezirkshauptmann von Gomel, Wladimir Grigorijewicz Ostrowsky, kennen und dies bildete einen Wendepunkt in dem materiellen Ergehen meines Vaters und gewann auch Einfluß auf mein eigenes Schicksal.

Ich kenne nicht genau den unmittelbaren Anlaß ihrer Bekanntschaft. Bei irgendeiner Gelegenheit war der Vater dem Ispravnik durch seine Redlichkeit aufgefallen, und von da an bevorzugte ihn der Ispravnik und lieh ihm in Angelegenheiten der Judenschaft sein Ohr. Das Ansehen meines Vaters wurde durch den Besitz des bezirkshauptmännischen Ohres gewaltig gehoben. Man suchte sich mit ihm gut zu stellen. Seine Erwerbsmöglichkeiten wurden dadurch sehr vermehrt. Außerdem zog ihn der Bezirkshauptmann in allen praktischen Fragen, den gesunden Menschenverstand meines Vaters erkennend, zurate und betraute ihn oft mit seinen Privatangelegenheiten.

Mein Vater war eine sehr begabte Natur. Er hatte Sinn und Verständnis für alles mögliche, besaß eine schnelle Auffassung und vorzügliche Fähigkeiten für vieles, besonders für Mechanik. Aber da er in seiner Jugend nichts Praktisches gelernt hatte und schon in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

frühem Alter mit großer Familie belastet war, konnten sich, in dieser Umgebung und unter solchen Verhältnissen seine Fähigkeiten nicht entwickeln.

In meiner Erinnerung lebt er als fünfunddreißigbis vierzigjähriger Mann, mittelgroß, von stolzer aufrechter Haltung. Sein Gesicht zeigte mehr den slavischen als den semitischen Typus: starke Backenknochen, ein breiter Nasenknopf, kluge, lachende Augen, dichter schwarzer Haarwuchs. Der Bart war mehr blond und wuchs in die Breite. Er war blatternarbig. Die Stirne war von frühen Sorgen gefurcht und zwischen den Augenbrauen lag eine senkrechte, tiefe Falte, die seinem Gesichte einen strengen Ausdruck verlieh. Er trug als Kopfbedeckung das „Hütl", die breite Tellermütze, die ihm stets im Genicke saß, was seiner ganzen Figur ein Aussehen gab, als ob er ewig mit einer tiefen Spekulation beschäftigt wäre. Sein Habitus war altmodisch, die Paies aber hatte er einige Jahre nach der Heirat hinters Ohr gelegt und später ganz abgenommen. Ebenso hatte er seinen religiösen Starrsinn früh aufgegeben, wenngleich er für seine Person streng orthodox-gläubig blieb und an den Überlieferungen festhielt. Wegen seines ausgezeichneten Humors war er überall gerne gesehen. Er erzählte meisterhaft. Ich habe auch später selten einen Menschen getroffen, der eine Begebenheit oder eine Anekdote so wiedergeben konnte wie mein Vater. Er verstand, die Pointe kunstvoll herauszuarbeiten, an richtiger Stelle etwas abseits zu geraten und ein charakteristisches Detail einzuflechten, wobei seine Mimik packend war. Dies alles war ihm angeboren, denn von schöner Literatur und der Kunst des Erzählens als solcher, hatte er keine Ahnung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn er einmal eine Geſchichte oder eine Anekdote zum beſten gab, ſo erzielte er große Wirkung und ſtürmiſche Heiterkeitsausbrüche. Es kam auch vor, daß er ein weiſes ſalomoniſches Urteil von ſich gab. Er war eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit.

Es bildete ſich bei mir eines Tages ein Abſzeß am Finger, der mir ſehr weh tat. Ich zeigte ihn dem Vater und beklagte mich, daß gerade am Zeigefinger der Abſzeß ſich habe bilden müſſen, wo er beſonders unbequem ſei.

„Ein Abſzeß iſt überall unbequem", belehrte mich der Vater. „Ob am Zeigefinger, ob am Rücken, ob am Schenkel, überall tut er weh. Es gibt nur ein einziges Plätzchen am menſchlichen Körper, wo er einen nicht geniert. Weiß du, mein Kind, wo dies iſt? — Bei einem andern!" — —

Sein offener Kopf und ſeine talmudiſche Gelehrſamkeit verſchafften ihm weit größeres Anſehen, als ihm ſeiner wirtſchaftlichen Lage nach gebührte. Er wurde oft um Rat gefragt.

Es ereignete ſich einmal, daß in unſerer Nachbarſchaft ein Jude von einem anden einen Hof kaufte. Als der Käufer ſeinen neuerworbenen Beſitz übernehmen ſollte, ſtellte ſich heraus, wie ſehr der Hof verwahrloſt war; die Senkgruben waren voll, die Miſthaufen ſeit Jahren angeſammelt. Der Käufer, der ſich für übervorteilt hielt, beanſpruchte, man möge ihm den zu teuer bezahlten Beſitz wenigſtens im ſauberen Zuſtande übergeben, wogegen der Verkäufer den Standpunkt vertrat, er habe den Hof ſamt allem Zubehör, alſo auch ſamt dem Miſt verkauft, weshalb die Reinigung ihn nichts weiter anginge. Das ganze war eine Bagatelle und in keinem Verhältnis

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

zum Kaufpreiſe. Aber die Parteien verſteiften ſich und gaben nicht nach. Da geſchah es, daß die beiden Juden ſich eines Tages auf der Straße vor unſerem Hauſe trafen und heftig zu ſtreiten begannen. Wenn zwei Juden ſtreiten, pflegt es gewöhnlich ſehr laut herzugehen. Auf den Lärm trat mein Vater aus dem Hauſe. Beide riefen ſein Urteil an, als das eines klugen und im Talmud erfahrenen Mannes.

Der Vater hörte ihnen zu, ſchmunzelte vergnügt und meinte, im Talmud ſei eine Geſchichte erzählt, nach deren Sinn der Fall geſchlichtet werden könne. Beide Teile erklärten ſich ſeinem Spruche unterwerfen zu wollen.

Im Talmud, ſprach der Vater, wird erzählt, daß als Alexander der Große auf ſeinem Eroberungszuge in Kleinaſien weilte, er einmal einer eigenartigen Gerichtsverhandlung beiwohnte, die einen ſcheinbar ſchwierig zu ſchlichtenden Fall behandelte. Ein Mann hatte von einem andern ein Grundſtück gekauft. Als er auf demſelben bauen wollte und zu graben begann, fand er einen Schatz. Er nahm den Schatz, trug ihn zum geweſenen Beſitzer hin und wollte ihm den Fund übergeben, in der Vorausſetzung, daß in dem geringen Kaufpreiſe der koſtbare Schatz ſicherlich nicht mit inbegriffen ſein hätte können. Der alte Beſitzer wollte aber den Schatz nicht übernehmen, mit der Begründung, er habe von deſſen Exiſtenz keine Kenntnis gehabt. Er habe, meinte er, den Grund verkauft mit allem, was drauf und drin war, den Schatz mit inbegriffen, folglich habe er auch keinen Anſpruch auf ihn. Keiner von den beiden wollte, um ſich nicht irgendwie eines Unrechtes ſchuldig zu machen, den Schatz behalten. So kamen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſie vor Gericht, um zu erfahren, wem er von rechtswegen gehören müſſe. — Alexander war höchſt erſtaunt über dieſen ſonderbaren Streit und ſagte zum Richter: „So merkwürdige Prozeſſe ſind in eurem Lande möglich?“

„Und in deinem Lande nicht?“ fragte der Richter.

Alexander erklärte, daß wenn die beiden in ſeinem Lande mit ihrem Prozeß vor Gericht kämen, ſo würde man ſie für verrückt erklären, der Schatz aber fiele dem Könige zu.

Da fragte der Richter: „Scheint die Sonne in deinem Lande?“

Alexander bejahte.

„Und gibt es bei euch Rindvieh?“

Alexander bejahte wieder.

„Nun, da ſcheint bei euch die Sonne dem Rindvieh zuliebe, denn die Menſchen dürften bei euch nicht wert ſein, von ihr beſchienen zu werden.“

„Wie willſt du urteilen?“ fragte Alexander.

„Das Urteil iſt ſchwer,“ meinte der Richter, „aber in dieſem Falle läßt es ſich ſprechen. Der eine hat einen Sohn, der andere hat eine Tochter. Die beiden ſollen heiraten und den Schatz als Mitgift bekommen!“

Mein Vater wandte ſich an die ſtreitenden Juden: „Euer Fall iſt nach dem Sinne dieſer Erzählung in Güte zu ſchlichten. Du haſt einen Sohn und du eine Tochter. Laßt ſie einander heiraten und gebt ihnen die Senkgruben, die Miſthaufen und den übrigen Tineff als Mitgift.“

Unter großer Heiterkeit kam ein Ausgleich zuſtande.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

In unſerer Nachbarſchaft wohnte Reb Moſche Zeitlin, ein Bruder des erwähnten Reb Joſche Zeitlin. Reb Moſche lebte in kleinen Verhältniſſen, genoß aber ſeines mächtigen Bruders wegen ein gewiſſes Anſehen. Er war geiſtig etwas beſchränkt und führte daher den ironiſchen Beinamen „Kopf". Er hieß allgemein „Moſche Kopp".

Reb Moſche erkrankte eines Tages. Der Vater kam, um nach ſeinem Befinden zu ſehen. Reb Moſche klagte über Schwäche. — „Sie waren ſtets ein ſchwacher Menſch", tröſtete ihn der Vater. „Sie hatten immer nur ſo viel Kraft wie eine Fliege, aber dafür ‚Saichel' (Verſtand) wie — ein Ochſe." — Reb Moſche hat dieſes Verhältnis zwiſchen ſeinen körperlichen und geiſtigen Kräften als ein Kompliment aufgefaßt und fühlte ſich geſchmeichelt.

Wir Kinder liebten den Vater mehr als die Mutter, wenngleich wir von ihm gelegentlich tüchtige Schläge bekamen und ihn ſehr fürchteten. Wofür weder Ermahnungen noch Prügel ſeitens der Mutter genügten, dafür reichte ein ſtrenger Blick des Vaters. Wir liebten ihn, weil wir wußten, daß er trotz ſeiner Strenge ein gutes Herz hatte und weil er großzügig war. Galt es für uns neue Kleider oder anderes zu kaufen, ſo wollten wir nur mit dem Vater einkaufen gehen, denn er nahm nur beſte Qualität, ohne Rückſicht auf die Koſten und bei ihm konnte man einen Wunſch leicht durchſetzen. Wir durften in ſolchen Fällen der Mutter den Preis der gekauften Sachen nicht verraten. Der Vater erzählte ihr ſpäter vergnügt, was für einen großartigen Kauf er gemacht habe, die reine „Mezie" (Fund), und nannte die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hälfte des wirklichen Preises. Die Mutter fiel gewöhnlich auf seine Erzählungen herein. Er war aber bei all seiner Gutherzigkeit jähzornig und äußerst reizbar und konnte einer Kleinigkeit wegen außer sich geraten. War er schlecht aufgelegt, so mußte man um ihn einen weiten Bogen machen. In Zorn versetzt, tobte er, stampfte mit den Füßen, schrie, daß er seinen Widersacher totschlagen wolle und machte ein ganz wildes Gesicht dazu. Aber alles ging schnell wie ein Gewitter vorüber. Ebenso leicht, wie erzürnt, war der Vater für eine Sache begeistert, und sobald etwas sein Interesse erregte, war er Feuer und Flamme. Sein Leben lang ein großer Optimist, versprach er sich von jeder neuen Unternehmung goldene Berge und wollte von einem Mißlingen nichts wissen. Trotz seiner vielfachen Unternehmungen hat er es aber zu keinem, auch nur bescheidenen Wohlstand gebracht, woran hauptsächlich die große Familie und die ärmlichen Verhältnisse des ganzen Milieus Schuld trugen.

Die Mutter lebt in meiner Erinnerung in der Gestalt weiter, in welcher ich sie zum letzten Male gesehen habe, als ich nach langjähriger Abwesenheit die Heimat besuchte, als etwa dreiundfünfzig- bis vierundfünfzigjährige Frau. Ich weiß aber noch, wie sie in jüngeren Jahren, vielleicht mit dreißig Jahren, aussah. Ich kann mir ihr Gesicht aus jener Zeit nicht so deutlich, wie das des Vaters vorstellen, erinnere mich aber an die schönen dunklen Augen, die üppigen schwarzen Haare und ihre Gesichtszüge, die gut geschnitten waren. An ihrem charakteristischen Gange konnte ich sie auf große Entfernung und unter vielen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Menſchen erkennen. Sie bildete in jeder Beziehung einen kraſſen Gegenſatz zum Vater.

So lange ich zurückdenken kann, fühlte ſie ſich immer kränklich. Ganze Stöße von Rezepten, Batterien von Fläſchchen und viele ſchöne Schachterln mit Pulvern und Salben aus der Apotheke ſtanden in der Wohnung herum. Dieſe Schachterln machten uns Kindern viel Freude und wir warteten mit Ungeduld, bis ſie leer und uns geſchenkt wurden. An ſeiner Geſundheit herumkurieren, galt übrigens damals für ein Zeichen der Vornehmheit, und die Mutter hielt viel auf ſolchen Schein.

Ihr Leiden war indes ein einfaches, und es bedurfte keines Arztes, um es zu erkennen. Sie hatte elf Kinder zur Welt gebracht, mußte allein dieſen Haufen betreuen, die Wirtſchaft führen, Anteil nehmen an den Sorgen des Vaters über die Beſchaffung der Mittel zur Erhaltung dieſer Horde — alles bei der kärglichen, ärmlichen Nahrung. Sie wurde mit der Zeit wirklich krank und war mit fünfzig Jahren eine alte Frau. Die Ärzte verordneten ihr natürlicherweiſe Pflege und gute Nahrung, eine Verordnung, die wegen des ärmlichen Einkommens nicht leicht durchführbar war.

Dem phantaſievollen Vater gegenüber vertrat die Mutter den praktiſchen Standpunkt und war ſtets auf den „Tachles", den Vorteil, bedacht. Für ſo viele Kinder ſorgen müſſend, galt ihr vorerſt der Nutzen als das Wichtigſte. Gewitzigt durch die übertriebenen, nie in Erfüllung gegangenen Erwartungen des Vaters, belehrte ſie mich, bei jeder Unternehmung im Leben ein „Nein" in der Taſche zu haben, will ſagen, von vornherein auf ein Mißlingen gefaßt zu ſein. Auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

diese Weise sollte ich vorsichtig werden und mir Enttäuschungen ersparen. — Trotz ihrer Nüchternheit hielt sie viel auf Schein und hatte merkwürdigerweise die Neigung, für mehr gehalten zu werden, als sie in Wirklichkeit war. Sie wollte als wohlhabender, als aufgeklärter gelten, weshalb sie trotz ihrer Bigotterie bald aufhörte, ihren Kopf rasieren zu lassen. Auch die Umgangsformen der Aufgeklärten nahm sie an, indem sie zum Beispiel, Männern zum Gruße die Hand reichte, was orthodoxe Frauen sonst nicht taten.

Der Vater war ein unruhig Blut. Er war sich stets dessen bewußt, daß ihm im Leben mehr gebührt hätte, als er in Wirklichkeit erreichte. Es war in ihm etwas von der Verbitterung des unbändig freien Menschen, der Fesseln tragen muß.

Seine freie Zeit verbrachte er meist im Laden seines gewesenen Schülers. Kulie Zeitlins Haus, in dem der Vater freundschaftlich ein- und ausging und wo er gerne gesehen war, war für uns Kinder von einem Nimbus umgeben. Schon das aus Ziegel, und nicht wie alle andern aus Holz hergestellte Gebäude, dünkte uns ein Palast zu sein. Und erst die Einrichtung! Vor den wohlgenährten, dicken Kindern hatte ich Scheu. Sie schienen mir von einer glücklicheren, satteren Rasse zu sein, während ich selbst zu der unterernährten zählte. Mit so wohlgekleideten, rotbackigen Kindern, denen in der Zukunft eine ebenso glänzende Existenz wie die ihrer Eltern beschieden zu sein schien, zu spielen, war wohl zu viel Ehre für mich Proletarierkind. Es zog uns auch zueinander nicht hin. Durfte ich einmal hinkommen, so beschäf-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tigte ich mich hauptsächlich damit, ehrfürchtig die mir prächtig erscheinenden Möbel, das Silber und die übrigen Hausgeräte zu begucken. Kulie war ein schlanker, etwa dreißigjähriger Mann von stark semitischem Typus, mit pechschwarzem Haar und Bart. Er war sehr kurzsichtig. Am Sabbat trug er einen teuern Iltispelz und einen Zylinderhut. Frau Ziepe war ebenfalls von prononziertem jüdischem Typus. Sie stammte aus einem Nachbargouvernement und sprach den Jargon mit fremdem Akzent. Sie „gorgelte", das heißt sie sprach das R aus der Kehle, was uns vornehm und pikant schien. Sie war üppig und wohlgenährt; ihr Gesicht hatte trotz der langen, überhängenden Nase einen gewissen Charme. Kulie war von der Kultur schon etwas mehr beleckt worden als sein und mein Vater. Er kleidete sich nach deutscher Art, ließ seinen Sohn im Gymnasium studieren und nannte ihn nicht bei seinem jüdischen Namen „Schloime", sondern Salomon; das kam allen sehr nobel vor. Der Wohlstand dieser Leute schüchterte mich ein. Ich glaube, es war nicht allein das Interesse für seinen gewesenen Schüler, das den Vater so oft in das Haus Kulie Zeitlins führte.

Ich vermute vielmehr, daß Frau Ziepe meinem Vater nicht ganz gleichgültig gewesen sein dürfte; man soll aber bei dieser Vermutung an nichts Schlimmes denken. In der Sphäre des gutgehenden Geschäfts, in der Gesellschaft der wohlgenährten Frau und ihres Mannes vergaß er die eigene Mühsal, seine eigene ewig kränkelnde Frau, die Sorgen um die Beschaffung der Existenzmittel, und taute auf. Frau Ziepe saß isoliert und züchtig an der Kassa. Der Vater pflegte in der Nähe der Kassa Platz zu nehmen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unterhielt ſie in ſeiner amüſanten Art. Es lag ihm ſicherlich ferne, ihr irgendwie den Hof zu machen, oder gar ihr nachzuſtellen, aber er befand ſich ſcheinbar in ihrer Geſellſchaft ſehr wohl. Zu ihrem Manne ſtand er in einem patriarchaliſchen Verhältnis. Als ſeinen geweſenen Schüler duzte ihn der Vater, Kulie aber ſagte ihm, ſeinen geweſenen Rebe, „Sie", obzwar beide beinahe gleichaltrig waren und Kulje als reicher Mann ſozial hoch über ihm ſtand. Dies „Sie" klang, wie es mir manchmal ſchien, etwas ironiſch. Im allgemeinen ſickerte im Tone Kulies, wie Frau Ziepes, trotz aller Anerkennung, die ſie dem Verſtande und der Gelehrſamkeit des Vaters zollten, etwas Gönnerhaftes durch, denn ſie kamen oft in die Lage, ihm kleine Gefälligkeiten zu erweiſen.

Zu Hauſe verſchwand meiſt die gute Laune des Vaters und kam nur manchmal zum Vorſchein wie ein Sonnenſtrahl vom bewölkten Himmel. Es war, als ob ſich daheim ein grauer Vorhang vor ſeine Seele legte. — Im Laden der Frau Ziepe aber war er wie ausgewechſelt, geſprächig, witzig, geiſtreich. — Ein kluger Mann war er für alles Neue viel zugänglicher als die Mutter.

Es begann indeſſen eine neue Zeit.

Auch in unſer Städtchen hielt die Aufklärung langſam Einzug. Schulen wurden eröffnet, ſeit mehreren Jahren war bereits die Eiſenbahn gebaut worden, die ganz nahe bei Gomel vorbeiführte. Der Verkehr mit der Außenwelt nahm bedeutend zu. Durch die Bahn kam Leben und Verdienſt in die Stadt gezogen; man erhielt mehr Kunde von den Geſchehniſſen in der weiten Welt und das Studium der Schrift hörte all-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

mählich auf, als das einzig erstrebenswerte Ziel zu gelten.

Die Erbauung der Eisenbahn war wohl ein außerordentliches Ereignis für unser Städtchen. Bei schönem Wetter wurde es für die Einwohnerschaft zu einem beliebten Schabbesspaziergang, außerhalb der Stadt zu wandern, um den Bau der Bahn und ihre Gebäude zu besichtigen. Wir gingen auch einmal mit dem Vater dorthin und beschauten mit großer Neugierde eine am Gleise stehende Lokomotive. Keiner hatte noch eine Dampfmaschine fahren gesehen. Es war nicht leicht, sich vorzustellen, daß diese schwere Eisenmasse sich von selbst in Bewegung setzen könne. Eine Frau trat zu meinem Vater, der für die Gomeler Judenschaft, in allem, was Mechanik anbetraf, als eine Kapazität galt und meinte, sie könne nicht glauben, nein, sie glaube es einfach nicht, daß dieses Ungetüm da von selbst sich von der Stelle rühren könne. — „Die Maschine ist noch nicht fertig", erklärte ihr schmunzelnd der Vater. „Sehen Sie, da vorne wird noch eine Deichsel angemacht und da werden die Pferde vorgespannt werden. Der ganze Witz liegt nur in den Schienen."

„Ah, so ist es begreiflich!" rief befriedigt die Jüdin.

Als die ersten Züge verkehrten, durfte die ganze Bevölkerung eine Station weit, von Gomel bis Bieleitze und zurück, gratis fahren und der Vater ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und nahm auch mich mit. Die Wagen waren mit Neugierigen vollgepfropft. Ich stand hinter dem Vater auf seinem Sitze und schaute ängstlich über seine Schulter durchs Fenster. Jeden Augenblick schrie ich auf: — „Tate,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Baum fliegt!" — „Tate, eine Kuh ist vorbeigeflogen!" — Als der Zug die eiserne Brücke über den Sosch hinüberpolterte und man unter sich das Wasser erblickte, während das bei den Fenstern vorbeihuschende Gewirre der Eisentraversen den Kopf schwindelig machte, wird wohl gar manchem gruselig zumute gewesen sein. — Man erzählte noch lange nachher von dem überstandenen Abenteuer mit Schauder und großem Vergnügen.

Als der Vater seinen Handel mit Getreide aufgab, beschloß er, zurück in die Stadt zu ziehen, denn es hätte keinen Zweck mehr, so weit draußen im Felde zu wohnen. Das Haus sollte verkauft werden. Da aber der Grund, auf dem es erbaut war, nicht dem Vater gehörte, so wird er wohl die Baracke nicht vorteilhaft losgeschlagen haben. Kulie Zeitlin, auf dessen Grund sie stand, erwarb sie. Ich glaube aber, daß der gewesene Schüler meines Vaters ihn beim Abschlusse des Handels nicht drückte und ihm die Selbstkosten des Baues vergütete. — Wir zogen wieder irgendwo als Aftermieter ein. Ich kann mich nicht an alle Quartiere erinnern, die meine Eltern in Gomel bewohnten, ebenso, wie ihre Folge mir nicht authentisch im Gedächtnis geblieben ist.

Eine Zeitlang wohnten wir bei einem Photographen. Das Haus kehrte der Gasse seine schmale Seite zu, die Längsfront dem Hofe. Man trat in den Hof durch ein Pförtchen, das im Zaune neben dem Tore angebracht war. Beim Eingang hing tagsüber in Manneshöhe die „Schablone", die Auslage mit den Photographien, die unter Glas verwahrt waren. Über Nacht nahm man die Schablone ins Haus. Unter den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aufnahmen vieler kleinstädtischer Schönheiten und der lokalen Machthaber hing ein größeres mit Farben ausgeführtes Bild, das einen Mann in mittleren Jahren, mit einem kleinen Bärtchen, einer Brille auf der Nase und einem Pelzkragen darstellte, ein Bild, das mir wohlgefiel und mir noch deutlich erinnerlich ist. Es stellte den Vater des Inhabers des Geschäftes dar. Darunter war zu lesen: „Photographisches Unternehmen des Künstlers Schifrin." Im Hofe stand das Atelier, eine verglaste Baracke, in der photographischer Tand herumstand wie: Gemalte Hintergründe, Ballustraden aus Pappe und so weiter. Das Haus war durch den Eingang in zwei Teile geteilt. Der Teil, der gegen die Straße lag, war das eigentliche Geschäft, der Teil gegen den Hof diente als Wohnung. Dort fanden auch wir Unterkunft. Die Geschäftsseite erregte mein größtes Interesse, wegen der Dunkelkammer, der Sanduhr und den vielen Photographien, die dort herumlagen. Man konnte ein Stückchen Kopierpapier erbetteln, auf dem man Lichtbilder von Schlüsseln oder Münzen anfertigte, was sehr unterhaltend war. — Es war uns aber verboten, auf diese Seite hinüberzukommen.

Die Familie des Herrn Schifrin bestand aus seiner Frau und zwei Töchtern, von denen die eine, ein erwachsenes Mädchen, bald heiratete. Die andere war etwa zwölf bis dreizehn Jahre alt und hieß Mascha. Diese Mascha gab sich viel mit mir ab. Sie pflegte für unsere Spiele versteckte Winkel aufzusuchen, kroch mit Vorliebe mit mir auf den Ofen oder sonst in ein verschwiegenes Versteck, wo mir aber nicht ganz behaglich zumute zu sein pflegte. Ein älterer Knabe hätte wahrscheinlich für diese Spiele mehr Interesse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bekundet als ich. Ich unterwarf mich aber ihren Weisungen und spielte so, wie sie es für gut fand. Es geschah immer ihr Wille, nicht der meinige. Ich dürfte damals etwa sieben Jahre alt gewesen sein.

Diese Mascha, ein frühreifes Ding, hat später noch in ganz jungen Jahren eine Liebschaft mit einem Christenburschen begonnen. Sie entlief dem elterlichen Hause und ließ sich taufen. Über ihr weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt geworden.

Der Bezirkshauptmann begann also meinen Vater auszuzeichnen. Er übertrug ihm verschiedene Geschäfte und machte ihn durch seine Gunst zu einer Persönlichkeit, um die man sich bewarb. Unsere materiellen Verhältnisse besserten sich dadurch so sehr, daß wir in die Lage kamen, uns ein Haus zu kaufen. Es war ein kleines, bescheidenes Bauernhaus und bestand nur aus zwei Räumen. Ein primitiver verglaster Vorraum, der aus Brettern zusammengezimmert war, führte in die Küche, in deren Hintergrund ein mächtiger russischer Ofen stand. Der rückwärtige Teil mit dem Ofen wurde durch eine leichte Bretterwand abgeteilt und diente weiter als Küche, während der vordere Raum zum Speisezimmer avancierte. Die zweite Stube wurde ebenfalls geteilt. Der kleinere Teil sollte den Eltern als Schlafzimmer dienen, der größere wurde zum „Saal", in dem nebst ein Paar armseligen Möbeln ein auf einer Lizitation erworbenes altes Kanapee stand. Es war das Prunkstück des Hauses. Dieses Kanapee besaß nur zerbrochene, knackende Federn und seine Polsterung bestand aus lauter Gruben und Beulen. Aber uns Kindern dünkte es besonders köstlich, darauf zu sitzen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In der Nacht schliefen die Kinder alle zusammen auf dem Fußboden des „Saales", wo ihnen ein gemeinsames Lager bereitet wurde. Betten hatten wir keine, es wäre auch für so viele Betten kein Platz vorhanden gewesen.

Zwischen dem Vater und dem Bezirkshauptmann entwickelte sich eine Art Freundschaft, soweit unter so ungleichen Verhältnissen und Menschen in so verschiedener sozialer Stellung eine Freundschaft möglich ist. Der Ritus verbot wohl dem Vater, beim Bezirkshauptmann zu speisen, dafür saßen sie oft zusammen beim Tee und sprachen über das Verschiedenartigste, wobei die ungenügende Kenntnis der russischen Sprache seitens meines Vaters dem Bezirkshauptmann häufig Stoff zu harmloser Belustigung gab.

Dieser Bezirkshauptmann war bemerkenswert. Er war ein mittelgroßer, untersetzter Mann von ungewöhnlich breitem Schulterbau und soll, wie es hieß, über eine Bärenkraft verfügt haben. In seinem Gesichte war nichts Ungewöhnliches, nur der sinnliche Mund, von einem blonden Schnurrbart beschattet, fiel auf. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, hielt Hunde und in seiner Wohnung standen viele Jagdutensilien herum. Er war verheiratet und hatte einen einzigen Sohn in meinem Alter, der das Gymnasium besuchte. — Das Bemerkenswerte an diesem Manne war, daß er — unbestechlich war! — Man denke, was in diesem Milieu ein unbestechlicher russischer Beamter bedeutete! — Sein Wirkungskreis war groß und er hätte, wie viele seiner Kollegen, ein reicher Mann werden können. Er wurde es aber nicht, denn er tat seine Pflicht, auch ohne sich dafür eine „Nehmung"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verabreichen zu laſſen. Er hatte den Ehrgeiz, als ein Mann vom neuen Schlage zu gelten, und bemühte ſich auch den Verkehr mit der jüdiſchen Bevölkerung auf eine aufgeklärte Baſis zu ſtellen. Wenn man bei uns zu Hauſe von ihm ſprach, ſo wurde er reſpektvoll der „Oden", der hohe Herr genannt. Eine Gloriole umgab für uns Kinder ſeinen Namen. Er war der mächtigſte Beamte im Kreiſe und förderte den Wohlſtand meiner Eltern, die jede Gelegenheit ergriffen, um ihre Ergebenheit zu bekunden.

An den jüdiſchen Feſttagen pflegte die Mutter ein Feiertagsgeſchenk für den hohen Herrn und Gönner zu bereiten, das „Prazdnikove". Es beſtand aus nach jüdiſcher Art zubereiteten koſcheren Speiſen. In erſter Linie aus dem berühmten koſcheren Fiſch. Dann gab es einen geſchnittenen Rettich in Ingwer und Honig eingemacht, ein delikates Zubeißen zu einem Schnaps; dann Eierteigkörner in Honig gebacken, die „Teiglach", die bei uns Kindern in hohem Anſehen ſtanden, und andere Leckerbiſſen. Vater und Mutter, manchmal begleitet von den älteren Kindern, trugen die Gaben hin und unterbreiteten ſie dem „Oden" mit dem Wunſche: „Verſpeiſen Sie es zur Geſundheit." — Der Bezirkshauptmann nahm die Gabe dankend entgegen und zog alle leutſelig in ein Geſpräch. Er revanchierte ſich übrigens einmal beim Vater in ſinnreicher Weiſe und machte ihm mit einem Gegengeſchenk viel Freude. Der Bezirkshauptmann ging eines Tages durch alle Geſchäfte der Judenſtadt und ſuchte nach einem ſchönen Exemplar von einem „Tales" (das große Gebettuch, das der verehelichte fromme Jude beim Beten umnehmen muß). Die jüdiſchen Kaufleute gerieten in größte Verwunderung,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

wozu der „Oden", der doch ein Goi war, einen Tales brauchte? — Es sollte ein Geschenk für meinen Vater werden. Auf die Frage, warum der Herr Bezirkshauptmann seinem Günstling gerade einen Tales schenken wolle, antwortete er: „Ich weiß, daß ihr Juden, eingewickelt in diesen Tales, begraben werdet. Ich möchte, daß er einmal mein Geschenk mit ins Grab nehme." — Der Vater hörte von dieser Antwort und erwähnte sie später öfter mit Stolz und Rührung.

Ich war herangewachsen und zirka elf Jahre alt geworden. Es ist wahrscheinlich Wladimir Grigorijewiczs Einfluß zuzuschreiben, daß die Eltern in Erwägung zogen, ob sie mich studieren lassen sollten. Die Mutter dürfte ihren Ehrgeiz, aus mir einen Row zu machen, aufgegeben haben. Sie erstrebte jetzt, mich in einen Laden als Lehrjunge eintreten zu lassen, damit ich mit der Zeit selbst ein Geschäftsmann oder, wie sie dem Bezirkshauptmann gegenüber sich gebildet auszudrücken pflegte, ein „Kommersant" werde. Als acht- bis zehnjähriges Kind mußte ich den Vorwurf hören: „In diesem Alter noch" das elterliche Brot zu essen. Als Beispiel verwies sie mich auf Leibetzke Perlin, das Nachbarkind, der mit zwölf Jahren als Ladenjunge bereits zehn Rubel monatlich Lohn bezog. Der Vater aber war für das Studieren, bestand auf seinem Willen und ich bekam eines Tages einen Gymnasiasten als Lehrer, der mich in allen Weisheiten zu unterrichten begann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein neuer Lehrer war ein sechzehn- bis siebzehnjähriger Bursche, von schlankem Wuchse und sympathischen Äußeren. Er übernahm es, mich für den dritten Jahrgang des Gymnasiums vorzubereiten. Selbst ein Kind armer Eltern, schlug er sich nur mit Mühe durch, seinen Lebensunterhalt und das nötige Schulgeld durch Stundengeben verdienend. Für ein Honorar von vier Rubel monatlich gab er mir täglich eine Lektion. Der Bildungsgrad eines Schülers der fünften Klasse, die mein Lehrer frequentierte, war für unser weltentrücktes Milieu schon ein sehr beträchtlicher. Mein Lehrer genoß daher als Repräsentant der weltlichen Gelehrsamkeit in unserem Hause großes Ansehen. Selbst der Vater, wenn er unsere Unterrichtsstunde aufsuchte, nahm den Hut ab und saß unbedeckten Hauptes, womit er seine freie Gesinnung und seinen Respekt vor der Wissenschaft bekundete. Ich besorgte mein Pensum, hatte jedoch weder an der Arithmetik, noch später an der Algebra, noch am Latein rechte Freude und lernte nur, weil ich mußte.

Von einer bildenden Kunst war mir nichts bekannt, und auch unsre Umgebung weit und breit hatte nie von so einer Kunst gehört. Ich habe wohl vernommen, daß es sieben „Klugheiten" gäbe, die sich großen Geistern erschlössen. Ich konnte aber von den sieben nur zwei aufzählen: „Chochmes horfúeh", die Klugheit der Heilkunst und „Chochmes hamúsike", die Klugheit der Musik. Welches die anderen fünf waren und ob die Klugheit der Malerei oder der Plastik darunter war, wußte ich nicht. Bildwerke hatte ich so gut wie gar keine zu sehen bekommen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wohl gab es bei der orthodoxen Kirche, ein mit gestickten Handtüchern umgebenes Heiligenbild, das unter einem Dacherl stand, aber wir durften es nicht ansehen. Dies wäre eine Sünde gewesen, weshalb ich stets mit gesenktem Blick vorbeiging. Ich schielte gewiß manchmal neugierig hinüber, aber es war dort nicht viel zu sehen. Ein mit rötlicher Farbe gemalter und stark verblaßter Heiliger, ich glaube, der wundertätige Nikolaus. Es lohnte sich nicht, so etwas zu schauen und deshalb eine Bestrafung im Jenseits auf sich zu laden. Dies war für uns ein Götzenbild und wir spuckten beim Vorbeigehen verstohlen und voll Abscheu aus. Ich erinnere mich auch, daß in der Konditorei, in die ich manchmal ging, um für eine Kopeke Zuckerl zu kaufen, ein dunkles Bild an der Wand hing, eine Frau darstellend, die mit verdrehten Augen sich einen Dolch in die entblößte Brust stieß. Ich machte mir über die Entstehung solcher Bilder keine Gedanken.

Indes, genau betrachtet, hatte ich doch schon als kleiner Junge Fühlung mit der Kunst gehabt, wenn ich auch mehr als Käufer und Mäcen, denn als produzierender Künstler auftrat. Eines Tages, ich dürfte damals zirka sieben bis acht Jahre alt gewesen sein, kam ein älterer Knabe zu mir und zeigte mir eine von ihm angefertigte Zeichnung. Sie stellte einen Türken dar, der mit einem Säbel in der einen und einer Pistole in der anderen Hand gespreizt dastand. Das Bild war auf einem Bogen Schreibpapier, mit rotem und blauem Stifte gezeichnet. Es gefiel mir ausnehmend. Ich bekam einen meiner Begeisterungsanfälle und verspürte großes Verlangen, das Bild zu besitzen. Der Knabe war bereit, es mir für drei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kopeken abzutreten. So viel besaß ich aber nicht. Ich versprach zu sparen. Nach einer Woche hatte ich diese Summe von meinem Frühstücksgelde erübrigt, erwarb das Bild und hob es unter meinen Kostbarkeiten auf. Nach einiger Zeit brachte mir der Knabe die Zeichnung eines russischen Soldaten, wieder mit rotem und blauem Stifte bemalt, die ich ebenfalls um die gleiche Summe kaufte. Da meinte der Junge, er wäre imstande, auf einem großen Bogen Papier in der Mitte einen General zu malen und oben eine ganze Reihe russischer und unten eine Reihe türkischer Soldaten, mit Säbel und Pistole in der Hand. Dies könne er aber nicht unter zehn Kopeken machen. Ich war von dieser Idee begeistert, versprach zu sparen, brachte tatächlich die für mich große Summe auf und bekam zu meinem Entzücken das Bild. Den ganzen Tag trug ich es zusammengerollt bei mir, entfaltete es öfter und betrachtete es mit großem Vergnügen. Als es Abend wurde und ich in den Tempel ging, um das Gebet zu verrichten, hatte ich es noch unter dem Arm.

Es war ein schöner Vollmondabend. Der Knabe, der mir das Bild angefertigt hatte, war ebenfalls beim Gebet. Er sagte zu mir, es sei ihm in der Zeichnung ein Fehler unterlaufen, den er ausbessern müsse. Wir sollten hinausgehen, er werde es bei Mondschein besorgen. Nichts Böses ahnend, gab ich ihm das Bild. Er stellte sich draußen mit dem Gesichte zum Mond, hob das eine Bein, breitete den Bogen über den Oberschenkel aus und begann mit einem Stifte hineinzuzeichnen. In diesem Momente tauchte ein fremder Junge auf, riß ihm das Blatt aus der Hand und lief davon. In der Dunkelheit war bald vom Räuber keine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Spur. Ich lief lange erfolglos auf der Suche nach ihm herum und ging dann weinend nach Hauſe, um das ſchöne Kunſtwerk und um meine zehn Kopeken trauernd. Ob dieſer Raub unter den beiden Buben abgekartet war, habe ich nie erfahren. Das Bild wurde mir ſpäter von einem Konſortium von Gaſſenjungen gegen ein entſprechendes Löſegeld wieder angeboten. Ich wollte aber nichts mehr davon wiſſen.

Dies war das einzige Mal geweſen, daß ich als Kind mit der bildenden Kunſt in Berührung gekommen war. Ich bin merkwürdigerweiſe auf die Idee, mich ſelbſt im Anfertigen ſolcher Bilder zu verſuchen, nicht verfallen.

Aus dem Knaben, der die Bilder erzeugte, iſt kein Maler geworden. Er hat ſich einem andern Beruf zugewendet. Der Zufall ließ mich nach Dezennien erfahren, daß er für ein ſchweres Verbrechen zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt worden iſt.

Eine aufgeklärtere Zeitperiode hatte begonnen. Man fing an, ſich dem allgemeinen Studium mit Eifer zuzuwenden. Die Stadt Gomel beſaß jetzt ein eigenes Untergymnaſium. Die Schüler, die eine Uniform trugen, wurden von den Kindern angeſtaunt und viel beneidet. Der Ehrgeiz der heranwachſenden Jugend war teilweiſe nicht mehr darauf gerichtet, ein Row, ſondern ein Doktor oder ein Apotheker zu werden. Jeder Bub wünſchte ſich wohl das Gymnaſium zu beſuchen, hauptſächlich des ſchmucken Rockes von militäriſchem Schnitte wegen und um die Uniformmütze mit den zwei vorne gekreuzten Lorbeerzweigen zu tragen. Die Aufnahme jüdiſcher Schüler aber war mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn dem Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſetze nach durften ſie nur drei Prozent der chriſtlichen Schüler ausmachen. Da aber die Bevölkerung beinahe zu gleichen Teilen aus Chriſten und Juden beſtand, ſo mußten viele Judenkinder ſehnſüchtigſt auf die Gelegenheit warten, ins Gymnaſium aufgenommen zu werden. Ich widmete mich vorerſt mit Eifer dem Erlernen der ruſſiſchen Sprache und ihrer Grammatik und machte gute Fortſchritte. Bald begann ich auch Latein zu lernen. Ich glaubte, der einzige unter meinen Geſpielen zu ſein, der Latein ſtudierte, und war ſehr ſtolz darauf.

Meine kleine Schweſter wurde zur ſelben Zeit im Leſen und Schreiben von einem älteren Geſpielen von mir unterrichtet, mit dem ich wohl eine Zeitlang ſehr befreundet war, momentan aber mit ihm auf Kriegsfuße ſtand. Wir ſprachen demonſtrativ nicht miteinander, obwohl er täglich in unſer Haus kam und ich vor Sehnſucht verging, mit ihm wieder gut zu ſein. Er bereitete ſich ebenfalls für irgendeine Schule vor. Ich wollte ihm mit meinem Latein imponieren und übergab meiner Schweſter einen Zettel für ihn mit den Worten: „Tu porcus.“ Ich gedachte durch die fremden Worte ihm gewaltig zu imponieren. Am Abend nach der Stunde übergab mir meine Schweſter die ruſſiſche Antwort: „Biſt ſelbſt ein Schwein.“ — Der Teufelskerl lernte auch Latein! —

Ich wuchs heran und war nun dreizehn Jahre alt geworden.

Wiewohl ich bereits ſo viel erlernt hatte, um die dritte Gymnaſialklaſſe beziehen zu können, verzögerte ſich doch mein Eintritt in die Schule, einerſeits wegen des beſtehenden numerus clausus, anderſeits aber, weil

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ereigniſſe eintraten, die uns ganz neue Perſpektiven eröffneten. Wladimir Grigorijewicz Oſtrowsky wurde in eine andere Bezirkshauptmannſchaft verſetzt. Er hatte ſich ſeiner Unbeſtechlichkeit wegen viele Feinde gemacht. All die anderen Beamten, die „nahmen", ließen ſich angelegen ſein, den unbequemen Mann loszuwerden. Er bekam die Bezirkshauptmannſchaft Orſcha im ſelben Gouvernement und lud meinen Vater ein, ebenfalls dorthin zu überſiedeln. Der Vorſchlag wurde angenommen.

Im Laufe der Zeit waren beide Großmütter geſtorben. Die Großmutter mütterlicherſeits ſtarb ſchon vor einigen Jahren und nun ſtarb auch die väterlicherſeits. Das Alter, das ſie erreichte, war kein hohes. Sie ward nur etwa fünfundfünfzig Jahre alt. Ihre Geſichtszüge ſind mir nicht mehr erinnerlich, nur ihre eckige Geſtalt ſchwebt mir vor, mit den ewig aufgeſchürzten Ärmeln und den muskulöſen, vom Brotkneten geſtärkten Armen. Ich wüßte nicht viel von ihr zu erzählen. Sie war eine arme arbeitſame Frau, die ſich im Leben rechtſchaffen geplagt hatte.

Sie ſtarb nach kurzer Krankheit an einem Freitagabend, gerade als der Sabbat hereinbrach. Für gewöhnlich wurden die Toten eiligſt begraben, aber wer am Sabbat ſtarb, der mußte ſich ein wenig gedulden und ruhig abwarten, bis der heilige Tag vorüber war, denn wie alles andere, ruhte an dieſem Tage auch die Leichenbeſtattung. Und ſo lag die arme tote Großmutter, mit einem weißen Laken zugedeckt, auf ihrem Bette und ruhte den ganzen Sabbat über; ruhte aus von ihrer langen Mühſal und der harten Arbeit. Ihre Ruhe war diesmal lang. — Der Großvater und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

der Vater saßen schweigend, mit verzagtem Gesichtsausdruck in ihrem Zimmer und würgten hie und da an einem Schluchzen, das ihnen in die Kehle aufstieg. — Am Sabbat soll man aber nicht weinen. —

Der folgende Tag war ein schöner Sommertag. Die jüdische Bevölkerung erging sich am Nachmittag auf der Hauptstraße in ihrem Schabbesspaziergang. In das kleine Gemach drang durch die niedrigen Fenster der Souterrainwohnung, die in der Höhe des Trottoirs lagen, nur ein spärlicher Reflex vom Sonnenlicht. Die Beine der Vorübergehenden verdeckten abwechselnd das Licht und gaben es wieder frei. Es ward dunkler und ward heller und die Schatten der vorbeimarschierenden Beine huschten gespenstig über die weißgetünchte Mauer und über das Bett, auf dem die weiße Großmutter lag. Ich kam und ging, stand einmal beim schweigsamen Großvater, einmal beim Vater, guckte in ihre verzagten Gesichter und mir war ängstlich und unheimlich zumute. — Ich bemühte mich auf das Bett, wo der „Meß" (Tote) lag, nicht hinzusehen, obwohl es meine Blicke unwiderstehlich hinzog.

Kaum, daß der Sabbat vorüber war, noch am selben Samstagabend wurde die Großmutter eiligst auf den Friedhof getragen und bei Fackelschein begraben. Ich ging ein Stück mit dem Zuge und rief abwechselnd mit den Erwachsenen laut und feierlich: „Gerechtigkeit möge ihr voranschreiten!"

Weil der Großvater nun allein mit dem Waisenkind Mascha verblieb, beschloß der Vater, die Waise, die Tochter seiner Schwester in unser Haus aufzunehmen und sie mit seinen eigenen Kindern zu er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ziehen. Sie überſiedelte zu uns. Es war ein kleines, hübſches Mädel, lebhaft und intelligent. Ihrer Gnadenſtellung bewußt benahm ſie ſich, beſonders der Mutter gegenüber, mit viel Takt. Den Vater nannte ſie „Vetter", was im Jargon Onkel heißt, während ſie der Mutter „Muhme" ſagte. Wir Kinder vertrugen uns gut mit ihr. Die Mutter, verbittert durch die ſchweren Sorgen um den Unterhalt ihrer vielen eigenen Kinder, konnte ſich nicht verſagen, manchmal mit der armen Maſcha ein wenig ſchroff umzugehen. Indes, ſie war im Grunde eine gute Frau und hieß es im Herzen ſelbſt recht, daß wir uns der armen Maſcha angenommen hatten. Der Vater war gegen Maſcha gütig und väterlich und machte in keiner Beziehung zwiſchen ihr und ſeinen leiblichen Kindern einen Unterſchied. Maſcha und ich waren gleichaltrig.

Nachbarn, die uns zuſammen ſpielen ſahen, nannten uns im Scherze „Choſen-Kalle" (Bräutigam und Braut). Ich empfand ein intenſives Schamgefühl, wenn ſo eine Bemerkung fiel.

Auch der Großvater überſiedelte nach einiger Zeit zu uns ins Haus. Sein Verdienſt war nach dem Tode ſeiner Frau ein ſehr kärglicher geworden und reichte nicht, um ihn zu ernähren. Der Vater beſtand darauf, daß er das „knellen", das Unterrichten, gänzlich aufgebe und bei uns wohne. Der Großvater war ein ſtiller, bedürfnisloſer Mann, der niemanden ſtörte und niemandem zur Laſt fiel. Er lebte den Reſt ſeines Lebens nur für ſein Seelenheil, hielt peinlich genau alle religiöſen Vorſchriften ein, faſtete ſtrenge jeden Montag und Donnerstag und verbrachte viele Stunden des Tages im Bethauſe. In ſeiner übrigen freien

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Zeit saß er studierend über den Traktaten des Talmud und qualmte dabei ununterbrochen aus seiner Pfeife. Er studierte unter anderem fleißig die Verordnungen, die die Abgaben betreffen, welche man an die Priester und an die Leviten zu leisten habe, wiewohl der Tempel in Jerusalem nicht mehr existierte und es weder Priester noch Leviten gab. Als frommer Mann hoffte er stündlich auf das Erscheinen des Messias. Wenn dieser aber einmal erschienen ist, wird man, wie der Großvater meinte, die Kenntnis dieser Vorschriften gut brauchen können. Die Mutter war auf die Gottesfurcht und auf die Gelehrsamkeit ihres Schwiegervaters sehr stolz, sprach vor fremden Leuten viel und gerne darüber und hoffte im besseren Jenseits noch selbst vom Überschusse seiner gottgefälligen Lebensweise zu profitieren.

Der Vater bekundete seinen Respekt im Umgange mit ihm, manchmal etwas demonstrativ. Es sollte wahrscheinlich von den Kindern bemerkt werden und ihnen als Beispiel dienen. Er hieß den Großvater zu seiner Rechten sitzen, legte ihm den ersten Bissen auf den Teller und bewies ihm auch andere kleine Aufmerksamkeiten, die dem alten Manne sichtbar wohltaten. Selbst kein Raucher, sorgte er, daß der Großvater, der ein leidenschaftlicher Raucher war, stets seinen Tabak habe. Der Alte ließ für gewöhnlich die Pfeife nicht aus dem Munde. Sogar im Schlafe machte er ununterbrochen mit dem Munde Bewegungen, als ob er Rauch einatmete und ausbliese, was uns Kinder sehr belustigte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beiläufig vierzehn Jahre war ich alt, als meine Eltern nach Orſcha überſiedelten.

Orſcha war kleiner als Gomel. Ich erinnere mich aber an dieſe Ortſchaft, obgleich ſie der Zeit nach mir näher liegt, weniger genau.

Der Vater und ich waren als Quartiermacher für die Familie vorausgefahren. Wir logierten vorläufig in einer „Achſanje", eine Art Hotel garnie und knüpften während dieſer Zeit manche Bekanntſchaft an. Die guten Beziehungen des Vaters zum neuen Bezirkshauptmann waren bald allgemein bekannt geworden. Man benahm ſich uns gegenüber mit großer Zuvorkommenheit, ja, es ſah aus, als ob man uns ſchmeichelte und ſich unſrer Geneigtheit zu verſichern ſuchte. Ich ging oft abends mit dem Vater, um den einen oder andern der neuen Bekannten aufzuſuchen und bei ihnen den Tee zu nehmen. Der Vater, der ſeines geſelligen Naturells wegen bald auch hier überall gerne geſehen war, fühlte ſich in der neuen Umgebung ſehr wohl, ich aber kam mir vereinſamt vor. Mir war ſehr bange nach Gomel und nach meinen zurückgelaſſenen Geſpielen, beſonders nach demjenigen, dem ich auf Latein zu verſtehen gegeben hatte, daß er ein Schwein ſei. Ich war überhaupt durch die Überſiedlung aus meinem gewohnten Kreiſe und aus meinen Studien herausgeriſſen, mußte mich am neuen Orte erſt wieder hineinfinden und war vorläufig zu keiner ernſten Arbeit fähig.

Die Zeiten, in denen man Knaben meines Alters verheiratete, waren wohl vorbei. Indes, ich kann mich der Vermutung nicht erwehren, daß der Vater in dieſer Richtung Gedanken hegte und mich mit Vor-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liebe zu denjenigen Bekannten mitnahm, wo kleine Mädels im Hause waren. Ich halte es nicht für undenkbar, daß er bereits nach einer Frau für mich Umschau hielt, wenn auch nicht für sofort. Ich erinnere mich an das Haus eines gewissen Hoffenschäffer, an den er sich nach kurzer Bekanntschaft anschloß. Dieser Mann besaß ein gutgehendes Branntweingeschäft und war, wie mein Vater behauptete, ein „Lamden", ein gelehrter Mann. Er war Witwer und hatte ein einziges Kind, eine Tochter in meinem Alter. Das kleine Mädel zeigte mehr den tartarischen, als den semitischen Typus. Ihr Gesicht mit dem kleinen Näschen war flach, von blasser, elfenbeinener Färbung; die Backenknochen waren stark ausgeprägt, die dunklen Augen ein wenig schief geschlitzt. Sie trug ein eng anliegendes geblumtes Kleidchen und sah nicht ungraziös aus, aber sie gefiel mir nicht. Das Geschäft ihres Vaters ging gut, wie alle Schnapsgeschäfte in Rußland; sie galten für wohlhabend. Hinter dem Schankladen befanden sich leidliche Räume mit einer guten Stube, dem „Saal", wo wir an manchem Abend beisammensaßen und Tee tranken. Die Kleine führte ihrem Vater die Wirtschaft und dürfte ein recht wackeres Kind gewesen sein. Sie sprach ganz gut Russisch. Wir, sie und ich, waren die Repräsentanten der neuen Generation und die Eltern sahen es gerne, ja, waren stolz darauf, wenn wir uns in der Landessprache unterhielten, denn beide waren sie dem Fortschritt zugänglich und gegen das Neue duldsam. Die Kleine und ich pflegten zum Gruß uns gegenseitig die Hand zu reichen und ich erinnere mich noch an ihren festen Händedruck. Das Händereichen war übrigens auch so eine neue Gepflogenheit, denn ortho-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

doxe Juden geben die Hand nur einem Unbekannten oder einem von einer Reiſe Zurückgekehrten, wobei man zum Gruße „Scholem alaichem“ (Friede ſei mit euch) ſagt. Einer Frau reicht man die Hand überhaupt nie. — Wenn die Kleine und ich uns mit einem Händedruck begrüßten, ſchauten ſich die Väter mit einem eigenartigen Lächeln an, aufmunternd und wehmütig zugleich, als ob ſie ſagen wollten: Da ſchau, wie anders die Welt geworden iſt. Der Gedanke, daß dies kleine Mädel mir vielleicht zur „Kalle“ (Braut) auserkoren ſei, erzeugte in mir ein ſchamhaftes Gefühl vor mir ſelbſt und war mir läſtig. Ich dachte übrigens nicht viel darüber nach, was kommen würde, und hätte mich wahrſcheinlich, wenn man ernſt gemacht hätte, mit Händen und Füßen dagegen geſträubt. — Dies alles ſind bloß Vermutungen von mir und vielleicht lag dem Vater der Gedanke an dieſe Verbindung ferne. Mit neunzehn Jahren erhielt ich aber doch einen Heiratsantrag, was mich annehmen läßt, daß man ſchon ein paar Jahre früher auch daran gedacht haben könnte. Übrigens davon ſpäter.

Ein, vielleicht auch zwei Jahre bevor unſre Familie Gomel verließ, erkrankte und ſtarb die jüngere meiner beiden kleinen Schweſterchen, ein hübſches, aufgewecktes, altkluges Kind. Sie klagte eines Tages über Schmerzen im Genick. Man maß der Sache anfangs keine große Bedeutung bei, holte aber den Feldſcher, der an ihr eine Weile herumquackſalberte. Als man ſpäter einen Arzt rief, lag ſie bereits darnieder. Der liebe Gott mag wiſſen, ob die Ärzte die Krankheit erkannt hatten und ob hier überhaupt zu helfen war. Tatſache iſt, daß es dem armen Kinde immer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schlechter ging. Der Arzt verordnete, man solle es in recht viele Birkenblätter einbetten und in Leintücher gut einwickeln. Das Kind war bei vollem Bewußtsein und ließ alles mit sich geschehen. Sein Lager war auf dem köstlichen Kanapee, dem Prunkstück unseres Hauses mit den knackenden Federn aufgeschlagen. Das Kind lag mit zurückgelegtem unbeweglichem Haupte, ganz eingepackt und dürfte sich sehr unwohl gefühlt haben. Es bat oft flehentlich, man möge es frei machen. — Die Mutter berief sich auf die Verordnung des Arztes und redete ihm liebevoll zu, Geduld zu haben.

Ich stand bei der Mutter. — In der Stube herrschte Stille. Die Mutter saß am Krankenlager und wehrte mit der Hand die Fliegen vom Gesichte der Kleinen. Da schrie das Kind auf einmal verzweifelt auf: „Mutter, leb' wohl!" — Es lag etwas Erschütterndes in diesem Schrei. — Die Mutter war sehr erschrocken, wollte aber ihre Seelenpein nicht zeigen. Sie bemühte sich ihrer Stimme einen scherzhaften Ton zu verleihen, als sie sagte: „Wo fährst du hin, mein Kind?"

Da sagte die Kleine ermattet, verzweifelt: „Mutter, ich sterbe!" —

Wie mag der armen Mutter zumute gewesen sein? — Ihr Gesichtsausdruck blieb mir unvergeßlich. Schauder und Hilflosigkeit drückten sich darin aus . . . Der Zustand des Kindes schien aber nicht lebensgefährlich, es war bei vollem Bewußtsein. Sie suchte es zu trösten und redete ihm gütlich zu.

Das Befinden des Kindes verschlimmerte sich aber noch am selben Nachmittag in sehr bedenklicher Weise. Gegen Mitternacht war es bereits in Agonie.

Ich, wie auch die anderen Geschwister, waren durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Krankheit unſerer kleinen Schweſter ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Ich war abends in meiner Ecke auf dem Fußboden eingeſchlafen, gegen Mitternacht aber durch die im Hauſe herrſchende Aufregung wach geworden, ſah eine Weile erſchrocken und ratlos drein, ohne mir der Tragik des Momentes bewußt zu werden, ſtand verſchüchtert herum und ſchlief dann wieder irgendwo ein. Gegen drei Uhr weckte mich die Mutter. Das Kind war tot. —

Die Mutter war in größter Verzweiflung, wie von Sinnen. Sie nahm ihr Plaid um und hieß mich, ſie begleiten. Sie eilte ſo ſehr, daß ich ihr kaum nachkommen konnte. Draußen herrſchte eine angenehme Friſche, die Sterne blinkten hell. Die Mutter lief in eine der Nachbargaſſen, zur Wohnung des Onkels Arel und pochte heftig an die Fenſterläden. Beim Onkel erſchrak man über die nächtliche Störung und fragte, wer es ſei. Die Mutter pochte wieder und ſchrie wie eine Wahnſinnige: „Kommt zu mir, meine Tochter feiert Hochzeit!“ — Onkel und Tante kamen verſtört, nur notdürftig bekleidet heraus und erklärten, ſogleich zu uns kommen zu wollen. — Die Mutter eilte davon und lief, andere Verwandte und Freunde mit demſelben verzweifelten Ruf vom Tode ihres Kindes zu verſtändigen. Es kamen gegen Morgen viele Menſchen in unſerem kleinen Hauſe zuſammen.

Die Mutter hing wohl an allen Kindern mit großer Liebe, die Verſtorbene aber war, ihres altklugen Weſens halber, geradezu das Lieblingskind. Ihre Verzweiflung war groß.

Ich weiß nicht, was ſich in dieſer frühen Stunde noch alles zugetragen hatte. Ich lag wieder müde und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

abgespannt in irgendeiner Ecke auf dem Boden und schlief. —

Am Vormittag desselben Tages wurde die arme Kleine begraben.

Weil Orscha kein Gymnasium besaß, war es nicht leicht für mich, einen Lehrer zu finden. Der ganze Plan, mich studieren zu lassen, erlitt deshalb eine Erschütterung, denn ich hätte in die Fremde geschickt werden müssen, was umständlich und mit großen Auslagen verbunden wäre. Die Mutter nahm ihren alten Gedanken, ich solle in ein Geschäft eintreten, wieder auf.

Sie empfand ihrerseits große Lust, sich zu betätigen, und auf ihr Drängen richtete ihr der Vater einen kleinen Laden ein, in dem sie alles mögliche verschleißte. Sie betrieb das kleine Geschäft eifrig, unterstützt von Masha, die ebenfalls eine ausgesprochen merkantile Ader beaß.

Der Vater eignete sich wenig für den kaufmännischen Beruf. Wenn er die Mutter für kurze Zeit im Geschäfte vertreten mußte, so war er der drolligste Verkäufer, den man sich denken könnte: er riet den Leuten einfach ab, zu kaufen. Es kam eines Tages, während er in der Abwesenheit der Mutter das Geschäft betreute, ein Kunde und begehrte Schuhe. Der Vater stellte das Verlangte auf den Tisch. Als der Kunde sich ein Paar ausgesucht hatte, ersuchte er den Vater, ihm auf Treu und Glaube zu sagen, ob dies Schuhe seien, die man lange tragen könne?

„Das hängt von der Art des Tragens ab", erwiderte der Vater. „Wenn Sie die Schuhe in den Händen tragen werden, so garantiere ich für lebenslänglich;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

wollen Sie sie aber anziehen, so ist es vielleicht besser, Sie gehen ins Geschäft nebenan."

Er übertrieb ein wenig mit dem Erteilen solcher Antworten. Er wußte, daß man sie in der Stadt lachend weitergab, was seiner Eitelkeit schmeichelte. —

Der Vater war ständig außer Haus, die Mutter den ganzen Tag über in ihrem Laden beschäftigt. Ich blieb mir selbst überlassen, ohne Aufsicht, ohne Lehrer und lungerte zu jener Zeit viel herum.

Wir, Mascha, meine kleine Schwester und ich, pflegten Karten zu spielen und leidenschaftlich zu hazardieren. Als Einsatz galten Knöpfe und alte Federn. Wir spielten, bis wir buchstäblich den letzten Knopf, den wir uns vom Kleide abschnitten, verloren hatten. Wir spielten meist vor dem Schlafengehen und oft, wenn schon alles zu Bette war und schlief, zündeten wir heimlich die Lampe an und spielten weiter, manchmal bis in die späte Nacht hinein. Unsere Karten wurden eines Tages gar zu speckig und es war mit ihnen nichts mehr zu beginnen. Wir hatten weder Aussicht, neue Karten zu bekommen noch Geld, uns welche zu kaufen. Ich versuchte dem Übel abzuhelfen und selbst Karten anzufertigen, verschaffte mir dünnes Kartonpapier und zeichnete fein säuberlich alle Karten ab. Die Arbeit gelang mir auffallend gut. Ich war selbst verblüfft, ein solches Kunststück vollbracht zu haben. Dieser unerwartete Erfolg gab mir einen Ruck. Ich machte mich daran, ein Kaiserbild abzuzeichnen, und auch dies gelang mir, wie es mir vorkam, sehr schön. Nun packte es mich auf einmal. Ich begann leidenschaftlich alles, was ich an Bildern auftreiben konnte, zu kopieren, ohne damit irgendeinen Zweck zu ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

folgen, nur aus reiner Freude an der Sache. Ich war nicht wähleriſch; ob es ein ſchlechter Holzſchnitt, ob eine Etikette von einem Bonbon oder einer Kompottbüchſe war, alles war mir gut genug. Der Vater, der für techniſche Beſchäftigung ein ausgeſprochenes Intereſſe hatte, ſchaute anfangs meinem Treiben neugierig zu, da er aber ſah, daß ich meine ganze Zeit damit verbrachte und ihm das Zeichnen keine nützliche Beſchäftigung zu ſein ſchien, verbot er mir ſchließlich das Herumſchmieren auf das ſtrengſte.

Der Vater war um dieſe Zeit wohl ſelbſt in bezug auf mich wankelmütig und wußte nicht recht, was er mit mir vor hatte. Er war für ſeine Perſon mit der Inſtallierung am neuen Platze beſchäftigt und hatte keine Zeit, ſich mit mir zu befaſſen. Ich wuchs ganz undiſzipliniert heran, war ungehorſam und ſtörriſch. Mit der einzigen Erziehungskunſt, mit dem Prügeln, war bei mir nichts auszurichten. Ich war eigenſinnig wie ein Dackel, hörte auf niemand und widerſprach allen. Ich ſcherte mich nicht viel um das väterliche Verbot und ſetzte meine Tätigkeit fort, ſobald der Vater aus dem Haus ging.

Um mir Papier und Bleiſtifte für meine Zeichnungen anzuſchaffen, brauchte ich öfter Kleingeld, denn das mir zugewieſene Taſchengeld war ein ſehr geringfügiges. Aber ſchon viel früher, als ich ſolche Paſſionen noch nicht hatte, half ich mir aus meinen Geldnöten, indem ich der Mutter Geld aus der Taſche ſtahl. — Jawohl, ich pflegte bereits als ſieben- bis achtjähriger Junge der Mutter die Börſe aus dem Kleide zu nehmen und zu ſpekulieren, wieviel vom

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kleingelde ich mir aneignen könnte, ohne daß man den Diebſtahl bemerkte. Ich erriet gewöhnlich das richtige Maß, denn die Mutter iſt niemals daraufgekommen, daß ihre Kaſſe nicht ſtimmte. Allerdings entnahm ich nie auf einmal eine größere Summe als zwanzig Kopeken. Es war gut für die arme Mutter, dieſe kleinen Diebſtähle nicht bemerkt zu haben. Sie wäre ſicherlich darüber ſehr unglücklich geweſen. Aber ich wurde dieſer kleinen Vergehen wegen ebenſowenig zum Diebe, wie durch den Schnaps, den ich ſchon im Kindesalter zu trinken bekam, zum Säufer. Scheinbar wird aus einem Menſchen ſchließlich und endlich doch nur das, was aus ihm werden m u ß. Um meine Ausgaben für Zeichenmaterial beſtreiten zu können, griff ich wieder in die Börſe der Mutter, immer vorſichtig darauf bedacht, nicht erwiſcht zu werden.

Eines Tages erfuhr ich von einem bekannten jungen Mann, der als talmudiſch und auch als weltlich gebildet galt und der in der Gouvernementsſtadt gelebt hatte, daß es auf der Welt Schulen gäbe, wo das Zeichnen gelehrt würde, und daß diejenigen, die ſchöne Bilder zu zeichnen und zu malen verſtänden, in der Welt ihr Auskommen fänden. Sofort war ich Feuer und Flamme und beſchloß, in ſo eine Schule zu gelangen. Dieſer junge Mann war auch auf die illuſtrierte Zeitſchrift „Niva“ (im Stile der Gartenlaube) abonniert und lieh mir einen alten Jahrgang dieſer Zeitſchrift zur Durchſicht. Ich blätterte in dem Buche und geriet in großes Entzücken über die ſchönen Bilder. Ich hatte Ähnliches noch niemals geſehen. Mit Feuereifer begann ich alles nachzuzeichnen, was mir gefiel, und vernachläſſigte von nun an vollſtändig jedes andere Studium. Der Vater verbot mir wiederholt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Schmiererei und drohte, als ich nicht gehorchte, mich aus dem Hause zu jagen.

Um diese Zeit geschah es aber, daß er in Angelegenheiten des Bezirkshauptmannes eine sechswöchentliche Reise antreten mußte. Dies war Wasser auf meine Mühle. Mit verdoppeltem Eifer ging ich an die Arbeit und trieb es diese sechs Wochen wie toll. Ich aß nicht, ich schlief nicht, saß immer bei meinen Bildern und kopierte nach den schlechten Holzschnitten, Generäle, Prinzen und Erzbischöfe und was noch alles an Bildern in der Zeitschrift war. Ich ging manchmal erst um drei Uhr zu Bett und um fünf Uhr saß ich schon wieder bei der begonnenen Arbeit, glücklich, meiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen zu können. Leider war niemand da, der mir über meine Zeichnungen etwas Nützliches sagen und mich leiten hätte können. Die Mutter ließ mich gewähren. Sie war mir gegenüber machtlos. Ich gehorchte ihr nicht.

Es ist merkwürdig, daß ich mir keine Rechenschaft zu geben suchte, auf welche Weise so schöne Bilder, wie diejenigen, welche ich kopierte, entstanden sein mögen. Ich nahm sie als Tatsachen, als ob sie seit Erschaffung der Welt dagewesen wären. Nach der Natur zu zeichnen ist mir nicht eingefallen, und keiner aus meiner Umgebung brachte mich auf diese Idee. Der Gegenstand, mit dem ich mich befaßte, lag zu sehr außerhalb des allgemeinen Interessenkreises; niemand wußte hier Bescheid. Ich war gänzlich isoliert, ohne jede Anleitung, nur auf mich angewiesen und mußte jedesmal das Pulver erst selbst erfinden.

Ich begann, mich lebhaft für die vorhandenen Zeichenschulen zu interessieren und erfuhr, daß auch in Wilna eine solche Schule bestehe. Eines Tages nahm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

ich einen Stoß meiner Zeichnungen, ſteckte ſie in einen Umſchlag und ſandte dieſelben an den Direktor der Zeichenſchule in Wilna mit der Bitte, ein Gutachten über meine Arbeiten abzugeben und einen Proſpekt der Schule einzuſenden. Ich bekam nach einiger Zeit Antwort und der Proſpekt lag bei. Man ſchrieb mir, nach den eingeſandten Arbeiten nicht urteilen zu können, ob ich Talent habe. Ich möge, falls ich die Mittel beſäße, nach Wilna kommen und in die Schule eintreten, da werde man es beſſer ſehen.

Heute weiß ich, daß meine damaligen Zeichnungen Schmierereien waren, wie ſolche von vielen Jungen verfertigt werden, daß ſie zu keinem Schluſſe auf meine Fähigkeiten berechtigten. Einzig mein Feuereifer und meine Ausdauer ſprachen zu meinen Gunſten. Ich deutete aber damals den Brief ſehr zu meinem Vorteil, war überzeugt, daß meine Bilder bewundert wurden und daß man mir nicht zumutete, ſelbſt, ohne fremde Hilfe die Zeichnungen angefertigt zu haben, deshalb wolle man mich in der Schule haben, um zu ſehen, ob die Arbeiten tatſächlich von meiner Hand ſtammten. Ich triumphierte!

Als der Vater von ſeiner Reiſe zurückkehrte, zeigte ich ihm den Brief und ſagte meinen Kommentar dazu. Meine Initiative und meine Ausdauer machten Eindruck auf ihn. Daß es ſtaatliche Schulen gäbe, wo man ſich mit ſolchen „Spielereien“ beſchäftigte, war für ihn ganz neu und unfaßbar.

Wladimir Grigorijewicz Oſtrowsky beſtätigte meinem Vater, der ihn um Rat anging, die Möglichkeiten eines ſolchen Berufes und riet, einen Verſuch mit mir zu machen.

Der Vater war noch unſchlüſſig, die Mutter ganz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entchieden gegen dieſen exotiſchen Beruf. Ich aber ließ nicht locker. Nachdem ich mich vergewiſſert hatte, daß man jederzeit in die Schule eintreten könne, beſchloß ich ſofort nach Wilna zu fahren. Der Vater war dagegen und meinte, ich ſolle bis September warten, bis das neue Schuljahr beginne. Derweil könnte man ſich die Sache noch überlegen und Herrn Oſtrowsky gelänge es vielleicht währenddeſſen, etwas zu meinen Gunſten zu unternehmen.

Wir befanden uns im April. Ich wollte vom Warten nichts wiſſen und beſtand darauf, auch gegen den Willen des Vaters ſofort nach Wilna zu fahren. Der Vater fragte ironiſch, woher ich die Mittel für die Reiſe nehmen wolle? Ich gab ihm meine Entſchloſſenheit kund, wenn nötig, meine Taſchenuhr zu verkaufen und ſchon in den nächſten Tagen wegzufahren. Ich würde mich ſchon irgendwie durchſchlagen. — Der Vater war betroffen. Er wußte, wie ſtörriſch ich war und daß ich imſtande wäre, das Geſagte auszuführen. Da fragte er, einen wie hohen Betrag ich für meine Uhr zu bekommen glaube? — Ich wußte bereits, wieviel die Reiſe nach Wilna koſtete, und antwortete: „Zehn Rubel will ich für die Uhr!“ — Er griff in die Brieftaſche, gab mir zehn Rubel und nahm mir die Uhr weg.

Dieſe Uhr hatte ich, als ich nach orthodoxem Ritus mit dreizehn Jahren großjährig wurde, von ihm zum Geſchenk bekommen. Er hat ſie ſorgfältig aufgehoben und übergab ſie mir ſpäter wieder, als ich nach vier Jahren, um die Kunſtakademie zu beziehen, nach Wien reiſte.

Die Eltern hatten, als ſie meine Unbeugſamkeit einſahen, nachgegeben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es wurde beſchloſſen, mich nach Wilna fahren zu laſſen, und zwar in Begleitung der Mutter, die mich hinbringen und dort inſtallieren ſollte. Das Schuljahr endete Mitte Juni. Sie gedachten die Auslagen für dieſe wenigen Monate zu riskieren. Die Eltern glaubten, daß man ſchon in dieſer kurzen Zeit würde feſtſtellen können, ob ich begabt ſei und hofften möglicherweiſe durch die Verleihung eines Stipendiums mein Studium gefördert zu ſehen. Meine Eltern waren arme Leute und es war für ſie gewiß nicht leicht, mich auch nur für drei Monate hinzuſchicken, denn ſie hatten außer mir noch fünf Kinder, die Waiſe Maſcha und den Großvater zu ernähren.

Eines ſchönen Nachmittags trat ich in Begleitung der Mutter die Reiſe nach Wilna an. — —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Obwohl diese Reise von größter Wichtigkeit für mich war, sind die näheren Umstände der Abreise, sowie der Reise selbst meinem Gedächtnis entschwunden. Ich weiß nur noch, daß wir mit der Eisenbahn bescheidentlich dritter Klasse fuhren, und daß die Fahrt sehr lange dauerte. Weder der Charakter der Gegend, durch die wir reisten, noch die Orte, wo wir Aufenthalt nahmen, sind mir erinnerlich. Ein einziges Moment blieb mir plastisch im Gedächtnis. Wir waren Nachts am Bahnhof der Gouvernementstadt Minsk angelangt und mußten hier längere Zeit auf Anschluß warten. Es dürfte gegen zehn Uhr gewesen sein. Ich befand mich zum ersten Male auf dem Bahnhof einer so großen Stadt und schaute neugierig auf das Gedränge. Viele, die sich da herumtummelten, begafften die Ankunft und die Abfahrt der Züge. Sie spazierten auf und ab, besahen sich das ankommende und abfahrende Volk und ich gaffte meinerseits auf das für meine Begriffe großstädtische Publikum. Da kamen zwei Mädchen, die ihrer Schönheit halber meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselten. So schöne Wesen hatte ich noch niemals gesehen. Die Eleganz und die Schönheit der beiden machten auf mich einen tiefen Eindruck. Ich staunte, wie sehr eine großstädtische Bevölkerung sich von Kleinstädtern unterscheidet. Die Mädchen gingen mehrmals auf und ab und ich beguckte ihre Schönheit mit großem Wohlgefallen.

Zwei Nächte blieben wir unterwegs. Die Über-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

müdung wird wohl der Grund gewesen sein, warum ich mich an die näheren Umstände unserer Ankunft in Wilna so gut wie gar nicht erinnere.

Der Mutter wurde schon in Gomel eine „Achsanje" empfohlen, in der wir absteigen sollten. Es war ein Logis für arme Leute, ein Massenquartier. Ich war von der weiten Fahrt und den ungewohnten schlaflosen Nächten wie zerschlagen und bat, man möge mir ein Bett machen, damit ich mich niederlegen könne. Mein Wunsch war aber zu dieser frühen Abendstunde schwer durchführbar, weil die Bettstellen in denselben Räumen, die dem allgemeinen Durchgange dienten, aufgestellt wurden. Die Wirtin meinte, ich möge mich einstweilen auf ein Sofa niederlegen, bis für alle die Zeit zum Schlafengehen komme. Ich befolgte ihre Weisung, machte es mir bequem und verfiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Bis jetzt war an mir niemals eine Neigung zum Nachtwandeln beobachtet worden, in dieser Nacht aber benahm ich mich ungewöhnlich. Nachdem ich einige Zeit auf dem Sofa in ruhigem, tiefen Schlaf gelegen hatte, sprang ich plötzlich auf, ging zu einer Türe, über der ein der Wirtin gehörender Plaid hing und nahm ihn herunter. Die Wirtin wunderte sich, wozu ich wohl ihren Plaid nähme? — Auch die Mutter sah erschrocken meinem Gehaben zu, denn sie merkte, daß ich schlief. Ich raffte meine abgelegten Kleidungsstücke zusammen, legte sie auf den ausgebreiteten Plaid und band dessen Enden zusammen. Mit dem Bündel ging ich, im Negligée wie ich war, in die Küche und steckte mit Hilfe eines Schürhakens das Paket in den großen Backofen. Dann ging ich ins Vorzimmer, setzte mich neben eine Holzkiste auf den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kalten Fußboden nieder, legte die Arme auf die Kiſte und ſchlief ruhig weiter. Man hob mich auf und trug mich auf meinen Platz zurück, ohne daß ich des ganzen Vorganges gewahr geworden wäre. Als die Mutter mir am nächſten Morgen von meinem merkwürdigen Betragen erzählte, glaubte ich, ſie ſcherze. Als ſie aber erwähnte, daß mir beim Zuſammenraffen meiner Kleider ein Gegenſtand aus der Taſche gefallen war, den ich aufgehoben und in die Taſche zurückgeſteckt hätte, da mußte ich das ganze glauben, denn dunkel erinnerte ich mich, in der Nacht etwas auf die Erde fallen gehört zu haben. Ich wußte nur nicht, wann und unter welchen Umſtänden.

Ich ging am nächſten Tag, die Zeichenſchule aufſuchen. — Ich habe heute keine Vorſtellung mehr von dem Bilde der Straßen und Plätze, die ich ſah. Ich weiß nicht, ob die Stadt altertümlich war, oder ob Neubauten ihr das Gepräge gaben. Ich finde es verwunderlich, weil von Städten, die ich ſpäter zu ſehen bekam, bei mir jedesmal eine ſcharf eingeprägte Erinnerung über den bildlichen Eindruck zurückblieb. Daß der erſte bildliche Eindruck der Stadt Wilna bei mir verwiſcht worden iſt, erkläre ich mir damit, daß ich zu jener Zeit noch nicht verſtand, zu ſehen, denn das was man bewußt mit Verſtändnis anſchaut, prägt ſich dem Gedächtnis ganz anders ein, als das unbewußt Geſehene.

Die Hauptſtraße ſah den Abbildungen großſtädtiſcher Veduten ähnlich, die ich aus meiner illuſtrierten Zeitſchrift kannte und bewunderte: vielſtöckige Häuſer, weitlaufende Perſpektiven, Paſſanten, Droſchken, Equipagen. Es mutete mich impoſant an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Schule befand sich hinter dem städtischen Museum und der Eingang, der am Ende eines langen Hofes lag, war nicht leicht aufzufinden. Das Gebäude dürfte einmal ein Kloster gewesen sein. Lange Korridore passierend betrat ich voll Respekt und Neugierde das Vorzimmer, einen mittelgroßen, weißgetünchten, einfachen Raum mit gewölbter Decke. Eine Türe rechts führte in die Schule. Einige Stufen führten zu einer anderen Türe empor, durch die man zur Wohnung des Verwesers der Schule gelangte. An den Wänden hingen lebensgroße männliche Akte in Öl gemalt und ein großes Bild, eine Dame darstellend, im Begriffe, sich zu entkleiden, um ins Bad zu steigen, scheinbar eine Kopie. Es waren Arbeiten gewesener Schüler der Wilnaer Zeichenschule, die von der Akademie in Petersburg als Musterarbeiten der Schule zugewiesen wurden. Ich betrachtete, während der Diener mich meldete, diese Bilder mit großer Neugierde und vieler Hochachtung.

Ich muß hier etwas zurückgreifen und einen Umstand erwähnen, den ich beinahe vergessen hätte. Der Kurator des Wilnaer Generalgouvernements, Geheimer Rat S., ein hoher Beamter des Unterrichtswesens, war eines Tages auf einer Inspektionsreise in Gomel gewesen, gerade zur Zeit, als ich mich eifrigst mit dem Zeichnen befaßte. Der Bezirkshauptmann zeigte ihm meine Arbeiten und der Geheimrat versprach sich für mich zu interessieren und den Verweser der Zeichenschule auf mich aufmerksam zu machen, was auch geschehen war, so daß mein Name dem Leiter der Schule nicht nur aus meinem eigenen Brief von einst bekannt war. Der Verweser der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeichenschule war ein Maler namens Ivan Petrowitsch Trutneff. Er war ein großer, stattlicher, kräftig gebauter Mann, mit einem typisch russischen Gesicht. Sein in die Breite wachsender Bart war graumeliert, das längliche Haar nach rückwärts gekämmt. Er war etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt. Er trug eine schwarze Brille, weil er, wie ich später bemerkte, auf einem Auge gänzlich blind war. Seine Hände, die stark mit Haaren bewachsen waren, ließen auf große körperliche Kraft schließen. Er kam ins Vorzimmer. — Die Erscheinung des Mannes und noch mehr sein Amt flößten mir einen gewaltigen Respekt ein. Ich bin während unserer Unterredung sehr aufgeregt gewesen und wüßte heute nicht mehr anzugeben, mit welchen Worten ich mich vorstellte. Ich war des Umganges mit Menschen nicht kundig, weshalb die Art, wie ich mich Ivan Petrowitsch zu erkennen gegeben habe, sicherlich sehr drollig gewesen sein dürfte. Herr Trutneff lächelte, sagte „ah! ah!", halb freundlich, halb spöttisch, setzte sich im Vorzimmer zum Tische des Schuldieners, ließ sich das Schülerverzeichnis vorlegen und trug mich in das Heft ein, nachdem er mir mein Nationale abgefragt hatte. Ich erhielt Bescheid, mit dem regelmäßigen Schulbesuch zu beginnen und mit Papier und Zeichenrequisiten ausgerüstet am nächsten Tage wiederzukommen.

Trutneff war, wie ich mich später überzeugen konnte, ein gütiger Mensch. Seine etwas ironische, herablassende Art war nicht böse gemeint. Seine Ironie, die er noch eine Zeitlang mir, ebenso wie anderen gegenüber, bewahrte, war berechtigt, wenn man bedenkt, daß von all den hoffnungsvollen Jünglingen, die jahraus, jahrein seine Schule besuchten, nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein ganz verschwindend kleiner Bruchteil es zu etwas gebracht hat. Man darf auch nicht vergessen, daß Leute in seiner Stellung von Eltern überlaufen werden, die in ihren Kindern große Talente vermuten und prophezeit haben wollen, daß aus ihren Sprößlingen bestimmt große Künstler werden würden.

Ich kam am nächsten Tag, ausgerüstet mit einem Reißbrett, Papier und Kreide in die Schule. —

Der Raum, in welchem der Zeichenunterricht erteilt wurde, war ein etwa zwanzig Meter langer, hoher Saal, der aus mehreren großen Seitenfenstern Licht erhielt. Zwischen Fenster und Fenster war bis zur Hälfte der Saalbreite eine Querwand aufgestellt. An langen schwarzen Tischen saßen junge Burschen, meist Anfänger, mit ihrer Arbeit beschäftigt. Tiefer rückwärts war ein großer Teil des Saales frei. Dort standen auf langen, an der Wand angebrachten Gestellen, Gipsabgüsse nach antiken Köpfen und Figuren. Eine Figur stand auf einem Postament, um das die im Zeichnen bereits vorgeschrittenen Schüler saßen und nach dem Gips zeichneten. An der Wand stand ein Kasten, in dem Vorlagen und andere Riquisiten aufbewahrt waren. In einer großen langen Vitrine, links vom Eingang, lagen Arbeiten der Schüler. Eine Auslese dieser Arbeiten pflegte von Zeit zu Zeit an die Akademie nach Petersburg geschickt zu werden, wo sie in Schülerausstellungen vorgeführt und eventuell prämiiert wurden. Die Wände waren mit solchen von der Akademie mit einer „lobenden Erwähnung", oder gar „silbernen Medaille" ausgezeichneten Arbeiten behängt. Ein Stilleben, einen gipsernen Jesuskopf und ein aufgeschlagenes Buch darstellend,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kam mir besonders naturgetreu vor. Viele dieser Zeichnungen dürften wirklich sehr gut gewesen sein.

Die Unterrichtsmethode, wenn eine solche überhaupt in dieser Schule bestand, war folgende: Man ließ den Schüler eine Zeitlang nach Vorlagen zeichnen, und zwar einzelne Gesichtsteile wie: Nasen, Lippen, Augen und so weiter. Wenn dies überwunden war, gab man ihm Köpfe, ebenfalls nach Vorlagen zu zeichnen. Später bekam er ein Gipsornament nach der Natur, noch später eine Relieffigur und zuletzt einen antiken Kopf. Man glaubte diese Reihenfolge einhalten zu müssen.

Ich hatte mich lange vor Schulbeginn eingefunden und wartete mit Ungeduld auf das Erscheinen des Lehrers. Ivan Petrowitsch ging zum Kasten und holte einen Stoß Vorlagen hervor, wählte eine, die ein Paar wulstiger Lippen darstellte und übergab sie mir. Ich war enttäuscht und verstimmt über die geringe Einschätzung meiner Fertigkeiten. Zu widersprechen und um eine andere Arbeit zu bitten, traute ich mich aber nicht. Ich setzte mich zu einem der leeren Tische und machte mich lustlos an die Arbeit.

Das Schuljahr endigt in Rußland Ende Mai. Wir befanden uns im April. Diese Spanne Zeit von zirka sechs Wochen befaßte ich mich mit dem Kopieren der „Originale". Ich brachte es bis zu einem kleinen Ornament nach Gips, das ich recht schmierig und recht lieblos anfertigte.

Ivan Petrowitsch strengte sich mit dem Unterrichte nicht allzusehr an. Wenn er in die Klasse kam, so setzte er sich gewöhnlich, nach einem Rundgang, den er vorher machte, gleich beim Eingang auf einen der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwarzen Tische und während er mit den Beinen in der Luft baumelte, schaute er, über seine schwarze Brille hinweg, nachdenklich in den Saal. In dieser Stellung verblieb er oft stundenlang. Die andächtige Stille, die während seiner Anwesenheit in der Klasse herrschte, wurde nur hie und da von einem scharfen charakteristischen Hüsteln Ivan Petrowitschs unterbrochen. Von Zeit zu Zeit trat schüchtern ein Schüler an den Tisch heran und bat den Lehrer, seine Arbeit zu besichtigen. In solchen Fällen stieg Ivan Petrowitsch vom Tische, oder aber er sagte: „Ein andermal" und baumelte weiter mit den Beinen. — Scheinbar war er der Meinung, daß, wem es beschieden sei, ein Künstler zu werden, der würde es schon werden, auch ohne daß er ihm korrigierte. — Er hatte recht. —

Das Schuljahr sollte in einigen Tagen zu Ende gehen. Ich hatte ein Ornamentblatt fertiggestellt, eine Arbeit, die mich sehr unbefriedigt ließ, denn ich sah wohl, daß sie hart und unsauber gezeichnet war. Ich fühlte zwar, daß man es anders, schöner hätte machen können, wußte aber nicht, wie dies anzupacken sei. Die Hoffnung, eine interessantere Aufgabe zu bekommen, trieb mich, mit dieser Schluß zu machen. Ich trug meine Zeichnung zum Lehrer hin und sagte schüchtern: „Ivan Petrowitsch, ich bin fertig!"

Ivan Petrowitsch saß auf dem Tische, mit dem Oberkörper vorgeneigt, mit den stark behaarten Händen den Tischrand umfassend. Er sah über die schwarze Brille zu meinem Blatte hin, streifte flüchtig mit seinem Auge meine Zeichnung und sagte, ohne seine Stellung zu verändern, langsam, freundlich und spöttisch: „Fertig? — gut, — fahre nach Orscha!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies beinahe, ohne meine Arbeit anzusehen. — Mir war zum weinen. Ich verneigte mich verlegen und zog ab.

So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Ich wußte gewiß, daß ich ein Anfänger bin, aber ich hoffte auch in der Schule etwas von der Bewunderung zu genießen, die ich zu Hause unter den Laien, die meine Arbeiten besichtigten, erregte. Früher zeichnete ich wenigstens Generäle, Prinzen, Erzbischöfe. Diese herrenlosen Nasen und Lippen aber, von denen man nicht einmal wußte, wem sie angehörten, und das langweilige Ornamentblatt trieben mich zur Verzweiflung. — Mir war sehr trübe zumute. —

Die Mutter war, nachdem sie mich versorgt hatte, zurück nach Hause gefahren. Ich blieb in der Achsanje wohnen, wo ich für volle Pension fünfzehn Rubel monatlich zu zahlen hatte. Diese Summe war für unsere Verhältnisse zu hoch. Da die Ferien bis gegen Mitte August dauerten, schien es den Eltern sinnlos, für mich, in der schulfreien Zeit so große Ausgaben zu machen. Sie schrieben deshalb, ich solle nach Hause zurückkehren. Schweren Herzens, weil ich nicht sicher war, Wilna wiederzusehen, fuhr ich zurück nach Orscha. Ich schämte mich, meine armseligen Zeichnungen mitzunehmen, warf sie weg und sagte zu Hause, sie wären, einer Vorschrift gemäß, in der Schule verblieben.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie diese erste Ferienzeit verging und womit ich mich beschäftigte. Ich weiß nur, daß meine fragliche Rückkehr in die Schule mir viel Sorge bereitete. Ich mußte wieder

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

harte Kämpfe mit den Eltern beſtehen, weil ſie mich nicht fortlaſſen wollten. Denn, obwohl meine Eltern eigentlich ſelbſt nicht wußten, was ſie von mir erwarteten, ſo waren ſie nichtsdeſtoweniger dadurch, daß mein Probeaufenthalt in der Schule keinen greifbaren Erfolg aufwies, entmutigt. Es gelang mir aber, ſie umzuſtimmen und meinen Willen durchzuſetzen. Die Hoffnung meiner Eltern war jetzt der Geheimrat S., von dem ſie annahmen, daß ſein Intereſſe für mich mit meinen Fortſchritten erwachen würde. Allerdings traute man ſich nicht, bei einer ſo hohen Perſönlichkeit ſich bemerkbar zu machen und wartete beſcheidentlich.

Gegen Ende Auguſt fuhr ich, diesmal in Begleitung des Vaters wieder nach Wilna.

Ich wurde bei einem Bruder meiner geweſenen Wirtin eingemietet, der mich für zwei Rubel monatlich als Bettgeher aufnahm. Mein neuer Quartiergeber bewohnte mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern ein einziges großes Zimmer. Eine Ecke dieſes Raumes, durch einen Ziehvorhang abgeteilt, diente den Wohnungsinhabern als Schlafzimmer; der Reſt war Küche, Wohn- und Speiſezimmer zugleich. Das Meublement war einfach und armſelig. Ein mit Wachsleinwand überzogenes Sofa ſollte meine Schlafſtelle ſein. Der Vater hoffte, daß es möglich ſein werde, bei verſchiedenen Einſchränkungen, die ich mir auferlegen könnte, mit der Hälfte des Betrages, den ich bis jetzt verausgabte, oder mit noch weniger auszukommen, was ſich tatſächlich als möglich erwies.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich kam wieder in die Schule. — —
Ivan Petrowitſch empfing mich wohl freundlich, aber wieder etwas ironiſch und ſetzte mich zu einem Gipsornament hin. Ich zeichnete dieſe langweiligen Ornamente mit dem gleichen Eifer etwa, wie man Rizinusöl einnimmt. Wir war zumute, wie einem Dackel, dem man ein Stück Brot reicht, während er auf dem Tiſche den Braten riecht. Der freie Platz im Hintergrunde des Zeichenſaales, wo die vorgeſchrittenen Schüler um einen antiken Kopf zeichnend herumſaßen, war meine Sehnſucht. Ich wünchte mir, ſchon ebenſoweit zu ſein. Ich hatte aber wenig Ausſicht bald dorthin zu kommen, denn es gelang mir nicht die Vorſtufe zu überwinden, eine ſaubere Ornamentzeichnung anzufertigen.

Ja, dort rückwärts ſah es ganz anders aus, als an unſeren ſchwarzen Tiſchen. Dort ſtand ein ſchöner, ganz weiß getünchter Gipskopf, ſcharf beleuchtet von der abgeblendeten großen Petroleumlampe und die Schüler, die herumſaßen, machten den Eindruck von ernſten Männern, die ſich mit einer ernſten Sache abgaben. Sie hielten ihr Zeichenbrett zwiſchen die Knie geklemmt, lehnten von Zeit zu Zeit den Oberkörper zurück und beſahen prüfend ihre Arbeit, hie und da mit der Zeichenkreide, die ſie im ausgeſtreckten Arm hielten, die Verhältniſſe nachmeſſend und kontrollierend. Wenn einer von uns, die dort vorne ſaßen, ſich ein wenig in die Nähe dieſer geheiligten Plätze wagte, ſo geſchah es nur vorſichtig und auf den Zehenſpitzen. Das Zuſehen wurde aber nicht geduldet und man pflegte mit einem barſchen „paſchol won!“ (ſchau, daß du fortkommſt!) zurückgewieſen zu werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Ich ging eines Tages ſchüchtern zum Lehrer hin und ſagte: „Ivan Petrowitſch, ich will auch den Kopf dort zeichnen.“

Er guckte mich über die Brille an und antwortete gelaſſen: „Schau dir den an!“ — und nach einer Pauſe: „Was du nicht alles möchteſt — nein, das gibt es nicht!“ — Ich zog verlegen ab.

Eines Tages brachte ich einen großen Bogen Zeichenpapier und ſetzte mich reſolut, ohne weiter jemand zu fragen, zum Gipskopf hin. Die anderen wollten mich wegweiſen, fragten, ob Ivan Petrowitſch es erlaubt habe. Ich ſcherte mich um niemand und begann mit Eifer den Kopf abzuzeichnen.

Ivan Petrowitſch blieb glücklicherweiſe einige Tage aus. Als er wiederkam, verweilte er bei einem Rundgang kurze Zeit hinter mir und betrachtete ſchweigend meine Arbeit. Mir blieb der Atem ſtecken: wird er mich wegweiſen? Muß ich zurück? — Aber nein, er ſagte nichts, hüſtelte und ging zu ſeinem Tiſch. Als ich meine Zeichnung fertig hatte, ſetzte er mich ſelbſt zu einem andern Kopf, als gehörte ich unter die erwachſenen und vorgeſchrittenen Schüler. Ich war die herrenloſen Naſen und langweiligen Gipsornamente für immer los.

Während ich in der Stille meines Ateliers dieſe Zeilen ſchreibe, ſteigen vor mir die Geſtalten meiner Schulgenoſſen aus jenen Tagen auf; damals noch halbe Kinder oder hoffnungsvolle Jünglinge. — Wo ſind ſie? Wer iſt noch am Leben? — Wie mögen ſie wohl heute ausſehen? — Wie mag das Schickſal dieſen oder jenen zerzauſt und entſtellt haben? . . . Iſt welchen von ihnen auch nur ein Teil ihrer Träume zur Wirk-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichkeit geworden? — Wer hat es zu Ruhm und Ansehen gebracht? — —

Da war der rotblonde, übermütige Wladimirow, ein etwa sechzehnjähriger Bursche, schlank und sehnig, voll Sommersprossen. Er blickte mit seinen grauen Augen jeden herausfordernd an, immer bereit, seinem Nächsten ins Gesicht zu lachen, oder ihn zu verulken. Wem es nicht paßte, der sollte sich nur mit ihm herumprügeln. In der zottigen Pelzmütze, der Bluse aus grauem Tuch mit versilberten Knöpfen und den Röhrenstiefeln, sah er sehr keck und charakteristisch aus. Ich hatte anfangs Angst vor dem raufluſtigen Burschen, der die Eigenliebe seiner Kollegen nicht schonte und einen Juden gerne beschimpfte. Aber gerade Wladimirow war derjenige von all meinen Schulkameraden, mit dem ich mich später am meisten anfreundete. Von ihm wird noch die Rede sein. Er bezog nach Jahren die Kunstakademie in Petersburg und ich hörte später, er habe ein paar gute Genrebilder gemalt.

Ein gewisser S. stammte aus der gleichen Gegend wie ich, aus der Gouvernementstadt Mohileff. Als ich nach Wilna kam, besuchte er die Zeichenschule bereits seit etwa zwei Jahren. Er war klein von Wuchs, breitschulterig, stark brünett. Den Jüngeren gegenüber trug er Selbstbewußtsein und Überlegenheit zur Schau. Der starke Bartwuchs, der meist unrasiert blieb, verlieh seinem Gesichte das Aussehen einer mit Mohn bestreuten Mehlspeise. Er war zirka drei bis vier Jahre älter als ich. Auf ihn, mit dem ich später an der Kunstakademie in Wien zusammen war, werde ich auch noch zurückkommen.

Auch vom stillen, bescheidenen K., mit dem ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

ebenfalls ſpäter in Wien gemeinſam die Akademie beſuchte, wird noch die Rede ſein.

Es waren ihrer viele, Juden und Chriſten durcheinander. Alle wollten, hofften und träumten, Künſtler, ja, große Künſtler zu werden.

Die jüdiſchen und die chriſtlichen Schüler vertrugen ſich nicht allzuſchlecht, wenn auch nicht ſehr gut. War der Jude talentvoll, ſo wurde ſeine Begabung reſpektiert, wiewohl er nicht immer gegen die Rohheit des einen oder anderen der chriſtlichen Mitſchüler geſchützt war. Soviel ich mich erinnern kann hat es aber in der Schule nicht allzuviel Krakeel gegeben.

Wir arbeiteten täglich von acht bis zwölf Uhr vormittags; von fünf bis ſieben Uhr abends zeichnete man bei Lampenlicht.

Ich ging früh zu Bett und ſtand zeitig auf. Morgens bereiteten meine Quartiergeber den Samowar, von dem ich mir ſoviel heißes Waſſer nehmen durfte als mir beliebte. Ich braute mir eiligſt einen Tee und mein Eifer, in die Schule zu kommen, war ſo groß, daß ich, um keine Zeit zu verlieren, mein Frühſtücksbrot in die Taſche zu ſtecken und unterwegs zu verzehren pflegte. Im Winter, wenn die Kälte ſtreng war, wir hatten manchmal bis zu zweiunddreißig Graden unter Null, mußte ich meiner fadenſcheinigen Kleidung wegen eine ſehr raſche Gangart anſchlagen, wollte ich nicht ganz erfroren in der Schule anlangen.

Trutneff war nicht unſer alleiniger Lehrer. Er hatte einen Aſſiſtenten, namens Römer, einen baltiſchen Deutſchen. Römer war etwa vierzig Jahre alt, von mittelgroßem Wuchſe, feiſt, mit einem Stier-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nacken. Sein Geſicht erhielt mit der Zeit von den vielen Spirituoſen, die er ſich einverleibte, eine kupfrige Farbe. Die grauen, runden Augen ſtachen aus dieſem kupferfarbigen Geſicht eigentümlich hell heraus und leuchteten merkwürdig. Seine Korrektur beſtand aus Stichworten, die er ſtoßweiſe hervorbrachte, wobei er die Gepflogenheit hatte, exaltiert mit den Händen zu fuchteln. Er war beim Korrigieren in der Wahl ſeiner Worte nicht wähleriſch, meinte es aber ſcheinbar nicht böſe. Vielmehr dürfte er, weil er oft betrunken war, beſtrebt geweſen ſein, durch kräftige Ausdrücke den Stil ſeiner Rede zu verſchönern. Es war nicht leicht, den Zuſammenhang dieſer abgeriſſenen Worte zu finden, und zu erraten, was er denn eigentlich ſagen wollte. Er pflegte am Schluß ſeiner Belehrung mit Nachdruck zu fragen: „Verſtehſt du?“ — und rollte dabei ganz wild mit den Augen. — Man hielt aber trotz allem viel auf ein Wort von Römer, denn es hieß, er ſei ein beſſerer Maler als ſelbſt Ivan Petrowitſch. Ob dies der Wahrheit entprochen hat, iſt mir aus eigener Wahrnehmung nicht bekannt geworden.

Römer brachte von Zeit zu Zeit ein Modell in die Schule, ſetzte ſich in eine Ecke beim Fenſter und malte. Begreiflicherweiſe erregte ſeine Arbeit unſere Neugierde in höchſtem Maße. Er ſetzte ſich aber immer ſo, daß die vorübergehenden Schüler nichts zu ſehen bekamen und duldete nicht einmal, daß man auch nur einen Seitenblick hinwerfe.

Dilettanten und Anfänger pflegen gewöhnlich dem Material eine ganz beſonders große Bedeutung beizulegen. Sie glauben, wer auf dem feinſten, beſten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Papier, mit der besten Kreide zeichnet, wer das teuerste Requisit verwendet, der müsse auch die schönste Leistung zustandebringen. Auch wir legten auf das Zeichenpapier und seine Beschaffenheit großes Gewicht und suchten uns das Blatt bei dem Händler stets äußerst sorgfältig aus. Wenn ein Schüler eine neue Sorte Papier oder eine neue Kreide brachte, so pflegte man ihn zu umringen, das Material genau zu untersuchen. Jeder gab sein Gutachten ab und man wartete voll Spannung, wie sich die Neuheit bewähren werde.

Eines Tages trat Römer zu uns und zeigte einen Bogen Zeichenpapier, dessen Qualität er rühmte. Das Papier stammte von auswärts und war in Wilna nicht zu haben. Er stellte uns zum Abzeichnen die Büste des Laokoon auf ein Piedestal hin und sagte stoßweise und barsch, wie er gewöhnlich sprach: „Beste Konturzeichnung — der Bogen Papier."

Also ein Preiszeichnen. —

Der Preis war nicht hoch, aber gerade hoch genug, um unsere Ambition aufzuwühlen. Wir setzten uns zur Büste: S., K., ich und noch einer. Als Römer nach einigen Tagen unsere Arbeiten besah, ging er zum Kasten, holte den Bogen Papier und übergab ihn, ohne ein Wort zu sagen, mir. —

Es war für mich eine große Genugtuung. Ich war ja gewissermaßen ein Eindringling unter den älteren Schülern, die destomehr über die Verleihung des Bogens gekränkt zu sein schienen, als sie sich durch einen Grünschnabel zurückgesetzt fühlten. Von diesem Tage an verlor ich, wie mir schien, für eine Zeitlang ihre Zuneigung, was ich an manchen Kleinigkeiten zu fühlen bekam.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Viele meiner Schulgenoſſen waren ebenſo wie ich von Haus aus arm und waren trotz ihres jugendlichen Alters auf eigenen Erwerb angewieſen. Das Zeichnen von Portraits nach Photographien war für uns alle eine Quelle kleiner Einnahmen. Es fanden ſich in Wilna Liebhaber, die das eigene Konterfei oder das ihrer Eltern nach einer Photographie lebensgroß gezeichnet haben wollten. Auch ich fand Gelegenheit mit ſolchen Portraitzeichnungen, deren Fertigſtellung etwa eine Woche Zeit in Anſpruch nahm, ein bis zwei Rubel zu verdienen, und ich wäre zufrieden geweſen, wenn ich auf die Dauer Aufträge gehabt hätte, was aber leider nicht der Fall war.

Mit meiner Wohnung hatte ich es gut getroffen. Ich weiß heute nicht mehr, welchen Beruf mein Quartiergeber, der tagsüber immer außer Haus war, ausübte. Er war ein etwa fünfundzwanzig bis dreißigjähriger Mann, von geringer Bildung, jähzornig, der ſehr laut ſprach und viel herumpolterte.

Die Frau war eine „Krämerke", das heißt Verkäuferin in einem Laden und kam für gewöhnlich im Laufe des Tages ebenfalls nicht nach Hauſe. Ihre beiden kleinen Kinder tummelten ſich tagsüber bei ihrer Schwägerin in der gegenüberliegenden „Achſanje" herum, ſo daß ich beinahe immer allein und ungeſtört in der Wohnung ſein konnte.

Ich bekam den Quartiergeber an Wochentagen nur morgens und abends zu ſehen. Am Freitag aber pflegte er ſchon am Nachmittag zu Hauſe zu ſein. Da war er gewöhnlich aufgeräumter Laune, ſprach beſonders laut und ſchrie kräftig mit ſeinen beiden Buben, zwei ungezogenen, verwöhnten Rangen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

herum. Die Aussicht auf das „Vergnügen des Sabbats" machte den kräftigen jungen Mann guten Mutes und auch die Frau, die den Freitagnachmittag zu Hause verbrachte, ging dem „Sabbatvergnügen" frohgemut entgegen und wirtschaftete mit vor Aufregung geröteten Backen.

Meine Verpflegung besorgte ich in eigener Regie. Meine Kost bestand aus einfachen Nahrungsmitteln wie: Brot, Heringen, Topfen, Butter. Warmes aß ich selten. War einmal meine Kassa zufällig reicher bestellt, so kaufte ich selbst oder ließ mir durch meine Wirtin ein Stück Fleisch besorgen, das man für mich in der „Achsanje" bereitwillig kochte und mir hinaufschickte. In der Achsanje behielt man mich in guter Erinnerung. Ich war während meines sechswöchentlichen Aufenthaltes bei den Eigentümern und Stammgästen beliebt geworden. Meine ständige gute Laune, mein lebhaftes Temperament, die vielen lustigen Schnurren und Geschichten, die ich zu erzählen wußte, würzten die Tafel und die Stammgäste verlangten, ich möge zurückkehren und mich auch weiter dort verpflegen. Die Wirtin, eine gutherzige Frau, meine bescheidenen Verhältnisse kennend, trug mir eines Tages an, mir den Mittagstisch gratis zu gewähren, da, wie sie lachend sagte, ihre Gäste drohten, sich zu verlaufen, wenn der „kleine Judele" nicht mehr zum Essen hinkäme. Ich lehnte ihr Anerbieten dankend ab, konnte aber nicht verhindern, daß sie mir am Freitagabend zu Ehren des Sabbats ein schönes Stück vom Sabbatfisch hinaufschickte. Dies mußte ich mir schon gefallen lassen, da die gute Frau eine Zurückweisung des Fisches als persönliche Kränkung aufgefaßt hätte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diese Freitagabende waren für mich, besonders in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in der Fremde, recht traurig. Später gewöhnte ich mich daran, wie man sich an alles Gute und Böse gewöhnt.

Meine Quartierfrau pflegte, wie ich schon erzählte, am Freitag schon zeitig nachmittags nach Hause zu kommen, um die Mahlzeiten für den Abend und den morgigen Tag zu bereiten und um die Kinder zu pflegen. Der Mann kam an diesem Nachmittag ebenfalls zeitig nach Hause. Abends, aus dem Tempel zurückgekehrt, begrüßte er nach alter Sitte die Engel, und die Familie setzte sich zum gedeckten Tisch und nahm vergnügt die Schabbesmahlzeit ein. —

Mir aber pflegte um diese Zeit recht traurig zumute zu werden. Ich war des Familienlebens noch nicht entwöhnt. Die feierlich-patriarchalische Weise, in welcher der Sabbat in einem jüdischen Hause begangen wird, war noch frisch in meiner Erinnerung. Ich konnte mich von meinen Quartiergebern nicht als ewigen Schabbesgast einladen lassen, weggehen aber wäre nicht schicklich gewesen, denn die beiden während der Woche abgehetzten Menschen wollten ihren Ruhetag genießen und legten sich bald zu Bett. Der Zweck meines Weggehens zu einer Stunde, wo jeder Jude zu Hause bleibt, wäre dabei gar offenkundig gewesen. Mein Abendbrot mußte ich schließlich auch einnehmen. So saß ich denn beim Fenster, mit dem Rücken zu meinen Quartiergebern gewendet, verzehrte auf dem Fensterbrett, da kein zweiter Tisch im Hause war, meine bescheidene Mahlzeit und fühlte mich arm und heimatlos. Der Fisch aus der Achsanje kam nicht immer, weil am Markte nicht jeden Freitag Fisch zu bekommen war. Ich kaufte mir, wenn die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kaſſa gut ſtand, zu Ehren des Sabbats ein Stück koſchere Wurſt, die mir gar lecker ſchmeckte, oder verzehrte einen Hering als Erſatz für den Fiſch. Ich konnte mich damals noch nicht entſchließen, nicht koſchere Wurſt zu eſſen, obzwar ſie mindeſtens ſo ſchmackhaft wie die koſchere und zweimal ſo billig war, einerſeits, weil noch die zu Hauſe eingeimpften Anſichten wirkten, und andrerſeits, weil meine Quartiergeber, fromme Leute, nicht geduldet hätten, daß ich „trefe" ins Haus bringe. Es wäre auch unklug von mir geweſen, denn ich würde riskiert haben, durch eine ſolche Gottvergeſſenheit ihr Wohlwollen zu verſcherzen.

Es tauchen vor mir die vielen Tage der Not und Armut auf, die vielen Momente, in welchen ich das Wohlwollen meiner Nächſten wohltuend empfunden habe. Ich war klein und arm. Wer mir Freundliches erwies, wer mir ein Stück Fiſch ſchickte, wer mich an ſeinen Tiſch lud, tat es gewiß nicht aus Eigennutz. Wem war an mir armen, kleinen Jungen gelegen? — Und viele Jahre lebte ich noch in Beſcheidenheit und Dürftigkeit, ſelbſt nicht in der Lage, anderen Gutes zu erweiſen. Wenn ich nun die Vergangenheit vor meinem geiſtigen Auge paſſieren laſſe, wenn ich der vielen einfachen Menſchen gedenke, mit denen ich auf meinem Schickſalsweg zuſammenkam, werde ich gewahr, daß ich das Glück hatte, keinem gemeinen Menſchen zu begegnen. Ich traf auch Menſchen von weniger guter Handlungsweiſe, aber die Blätter meiner Erinnerung ſind ſauber, kein Blatt von der Erinnerung an eine Gemeinheit verunſtaltet. — Merkwürdigerweiſe höre ich jetzt, in beſſeren Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hältniſſen lebend, oft und viel von menſchlicher Schlechtigkeit ſprechen, behaupten, daß alles menſchliche Tun nur auf Eigennutz und Vorteil baſiere. — Und dies noch von Menſchen, welche gar nicht in die Lage kamen, die Güte ihrer Nächſten einmal beanſpruchen zu müſſen. — Was treibt die Menſchen zu dieſer Selbſtverleumdung? — Was läßt ſie behaupten: Homo homini lupus? —

Meine Beobachtungen im Leben gehen allerdings dahin, daß zuweilen auch der beſte Menſch böſe Momente haben kann. Ich denke, ſo wie auch der edelſt gebildete Körper ſeine Notdurft verrichten muß, ſo ſcheint auch die Seele ihre Zeiten zu haben, in denen ſie nach Gemeinem verlangt. Haben wir das Pech vom Schickſal zu einer ſolchen Stunde mit unſerem Nächſten zuſammengebracht zu werden, zu einer Zeit, wo ſeine Pſyche abweſend iſt, ſozuſagen ein gemeines Bedürfnis verrichten will, ſo kann es paſſieren, daß auch der Gütige ſich nicht ſo beträgt, wie wir es von ihm erwarteten. — Wer ſo zu denken verſteht, ſchützt ſich vor Verbitterung.

Zu dieſer Zeit widmete ich mich ausſchließlich dem Zeichnen und legte alles ſonſtige Lernen beiſeite. Nebſtbei las ich viel. Ich las planlos, was mir gerade unter die Augen kam. Alles Erreichbare, was Bezug auf die bildende Kunſt hatte, wurde aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, geradezu mit einem Heißhunger verſchlungen. Kunſtſchriftſteller Staſſow, ſchrieb damals ſeine Artikel im „Europäiſchen Boten“ und ich, ebenſo wie die anderen angehenden Maler, laſen ſie mit großer Gier. In Verhältniſſen, wie ich ſie geſchildert habe, aufgewachſen, dünkte mich ein Kunſt-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schriftsteller ein Wegweiser, ein Führer, ein Vater der Künstler zu sein, ein Mann, der es mit dem Löffel gegessen habe, und ich nahm alles Geschwätz, jede Äußerung einer oft recht unverständigen subjektiven Meinung, worauf gewöhnlich alle sogenannte Kunstkritik hinausläuft, für lauter Belehrung, wie es leider Gottes bis auf den heutigen Tag der größte Teil des Publikums hinnimmt. Stassow zog beständig gegen das Motto: „L'art pour l'art" los, behauptete, die Kunst müsse mitten im Leben stehen, ein Gut für alle sein, Nutzen bringen, auf soziale Übel aufmerksam machen und so weiter und so weiter und strich in den Ausstellungen diejenigen Kunstwerke heraus, die durch ihren tendenziösen Inhalt zu „denken" gaben. Wir jungen Leute lasen und glaubten es und faßten gegen alles Klassische, das wir übrigens gar nicht kannten, von vornherein eine große Abneigung.

Wenn ich auch heute noch der Ansicht bin, daß junge Leute sich mit klassischer Kunst nicht zu früh befassen sollen, aus dem einfachen Grunde, weil sie sie noch nicht fassen können, weil das Erhabene, das Einfache erst dem ganz reifen Menschen sich erschließt (wenn es sich ihm überhaupt erschließt), so sehe ich doch ein, daß diese Theorien, wie wir sie aus den damaligen Kunstrezensionen aufnahmen, uns sehr schädlich sein mußten.

Diese Zeit ist die Ursache meiner tiefen Verstimmung gegen das viele kunstschriftstellerische Geschwätz unserer Tage, das aus so vielen Kunstbüchern und Zeitschriften sich über uns ergießt, gegen das ich später in manchem Zeitungsartikel in schroffster Weise Stellung genommen habe. Neunundneunzig Prozent all derjenigen, die heutzutage über Kunst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſchreiben und rezenſieren, verfügen über keinerlei Fachkenntniſſe und haben infolgedeſſen im vorhinein nicht das Vermögen, die ſpezifiſche Seite eines Kunſtwerkes einzuſchätzen. Wenn ſie die Schönheit von Form und Farbe tief fühlten und verſtänden, wenn ſie dasjenige ſähen und empfänden, was man mit Worten nicht wiedergeben kann, was man bildlich darſtellen muß, um den Beweis zu erbringen, daß man es geſehen und gefühlt hat, ſo würden ſie ſelbſt bildende Künſtler und nicht Schriftſteller geworden ſein. So aber ſind ſie ewig in Gefahr, ein X für ein U zu nehmen, und machen in Wirklichkeit ihr Leben lang nichts anderes, als ein Publikum und vielleicht auch ſich ſelbſt irrezuführen. — Indes, dieſe Lektüre hatte auch ihre nützliche Seite. Wir erhielten durch die Berichte Kunde von Kunſtwerken, die irgendwo in der Welt von Künſtlern geſchaffen wurden. Unſer Streben wurde dadurch angeeifert, und wir nahmen uns vor, mit der Zeit es ebenſo zu machen, den Meiſtern nachzueifern.

Ein Künſtler ſtand als leuchtendes Beiſpiel vor uns. Das war der Bildhauer Antokolsky, der zu jener Zeit berühmteſte Bildhauer Rußlands. Sein Name wurde häufig genannt und man begegnete ihm oft in den Zeitungen. Jede Notiz, die über ihn erſchien, wurde von uns mit großer Begierde verſchlungen. Er war aus Wilna gebürtig und hatte es, wiewohl er ein Kind armer Eltern war, zu großem Anſehen und großen Ehren gebracht. Er war Jude. Eine Selbſtbiographie Antokolskys, im „Europäiſchen Boten" veröffentlicht, ging als abgegriffenes Heft unter uns von Hand zu Hand und machte großen Eindruck auf mich. Die Biographie erzählte auch von Rjepin, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Bauernburſche und Studien- und Altersgenoſſe Antokolskys war.

Warum ſollte es nicht auch für uns möglich ſein, das zu erreichen, was ein armer Judenburſche und ein Bauernſohn erreicht hatten? — Warum ſollten nicht auch wir einmal von Kaiſern und Königen beſucht werden, die uns Aufträge erteilten, uns ihre Anerkennung ausdrückten? — Barg aber die Zukunft ſo ſchöne Möglichkeiten, ſo brauchte man die armſelige Gegenwart nicht zu beachten, denn „Durch den Mühlſtein muß die Frucht paſſieren, ſoll das Brot daraus entſtehen.“ —

Das erſte Schuljahr verging.

Ich fuhr über die Ferien wieder nach Hauſe und langte ein wenig ausgehungert und verwahrloſt in der Heimat an.

Die Verhältniſſe der Meinigen waren die gleichen geblieben wie früher. Sie blieben arm, wiewohl die Familie unterdeſſen wieder um ein Kind, um ein Mädchen ſich bereichert hatte.

Die Eltern konnten ſich mit meiner exotiſchen Berufswahl noch immer nicht abfinden. Die Mutter nörgelte an mir herum, der Vater machte ſeine ironiſchen Bemerkungen, obwohl er einen gewiſſen Reſpekt vor meiner Beharrlichkeit empfand, wenn auch er nicht recht begriff, was ich denn eigentlich erreichen wollte.

Unſere ganze Umgebung war durch meine Berufswahl intrigiert und wandte ſich oft um Auskunft an den Vater, der in den Augen ſeiner Mitbürger zu den Menſchen zählte, bei denen man Verſtändnis für alles vermutete. Nachbarn fragten ihn einmal, was es denn

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

für ein Beruf sei, den ich erwählt habe, und überhaupt, was dies sei: Kunst? — Er wisse es selbst nicht, gab er zur Antwort. Es scheine etwas zu sein, wofür ein gewöhnlicher Mensch ebensowenig Verständnis habe, wie etwa ein Kastrat für Liebe; mit welch trefflicher Bemerkung er große Heiterkeit auslöste.

Die allgemeine Neugierde für mich war eine sehr rege. Besonders für die nützliche Seite des Berufes interessierte man sich sehr. Von den intelligenten Schichten erfuhr man, daß Kunstwerke hoch eingeschätzt und oft mit großen Summen bezahlt würden. Es ist begreiflich, daß in dieser Armut die hohen Ziffern den größten Eindruck machten und ich wurde einmal gefragt, ob es wahr sei, daß man ein Bild auch zum Beispiel mit zehntausend Rubel bezahle? — Man strich sich die Bärte und schmatzte erstaunt mit den Lippen, als ich die Summe als nicht übertrieben bezeichnete. — Nun wollte man wissen, ob ein solches Kunstwerk m i t oder o h n e Rahmen so hoch bezahlt werde? — Auf meine Frage, welche Rolle der Rahmen bei einem so hohen Betrage spielen könne, meinten die Fragesteller: Man kann nicht wissen, im Rahmen könnte ein Kleinod, oder für neuntausend Rubel Diamanten und Perlen eingefaßt sein! — Als ich erklärte, daß auch das nackte Bild so hoch bewertet werden könne, gab es wieder ein Kopfschütteln und lautes, verwundertes Schmatzen mit den Lippen. Einer fragte: „Nun, w e r, w e r bezahlt für sowas soviel Geld?“ — Worauf der Vater treuherzig erwiderte: „Gibt es denn wenig meschuggene Menschen auf der Welt?“ —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es gab wieder Kampf mit den Eltern, die mich zum Verzicht auf einen weiteren Schulbesuch bewegen wollten, denn sie hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, mich einen gewöhnlichen bürgerlichen Beruf ergreifen zu sehen.

Ich hatte während der Ferien den Bezirkshauptmann gezeichnet und meine Leistung genoß Anerkennung. Mit ein paar anderen Zeichnungen verdiente ich sogar etliche Rubel, womit ich den Eltern beweisen zu können glaubte, daß mein Beruf nicht ganz brotlos sei. Dies imponierte ihnen aber wenig, denn der Verdienst war karg und unregelmäßig. Sie redeten mir beharrlich zu, ich solle zu Hause bleiben. Diesmal half der „Oden", der Bezirkshauptmann. Er verständigte meinen Vater, daß auf seine Intervention hin ein reicher Wilnaer Buchhändler, ein Herr S—n, sich bereit erklärt habe, mir ein Stipendium auszusetzen in der Höhe von sechs Rubel monatlich. Ich nehme an, daß diese Stipendium-Verleihung seitens des Herrn S—n, nicht meines Talentes wegen geschehen war, denn er kannte mich nicht und hatte nie eine Arbeit von mir gesehen. Entweder war er dem Herrn Ostrowsky gegenüber irgendwie verpflichtet, oder es schien Herrn S—n nützlich, ihn sich für die Zukunft zu verpflichten. Für mich aber waren die Motive des Herrn S—n nicht so wichtig wie das Stipendium selbst, das mir auf einmal einen materiellen Rückhalt gab. Bei meiner kärglichen, bescheidenen Lebensführung konnte mit dem ausgesetzten Betrage der größte Teil meiner Ausgaben gedeckt werden. Den Rest, durfte ich annehmen, mit eigener Arbeit verdienen zu können. Ich fuhr also wieder nach Wilna, froheren Mutes denn je.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Ich bezog mein altes Quartier und begann wieder regelmäßig und fleißig in die Zeichenschule zu gehen.

Von meinem Kollegen Wladimirow habe ich schon gesprochen. Er war das Kind eines russischen Vaters und einer englischen Mutter. Die Mutter war tot. — Der Vater war Schriftsteller, Mitarbeiter der „Nowoje wremja". Durfte er sich schon manches herausnehmen, weil er sehnig und stark war, was einem Jungen unter Jungen viel Ansehen verleiht, so genoß er in der Schule durch den Umstand, daß sein Vater mit Ivan Petrowitsch befreundet war, geradezu eine Ausnahmsstellung. So durfte er sich erlauben, seinem Übermut freien Lauf zu lassen. Er ging in den Pausen zwischen den Zeichnenden herum und wessen Arbeit ihm nicht gefiel, der mußte sich seine spöttischen Bemerkungen ins Gesicht gefallen lassen. — Ich erinnere mich heute nicht mehr an die unmittelbare Ursache unseres Näherkommens. Sicherlich war der Anlaß von meinen Zeichnungen ausgegangen, die ihm Achtung einflößten, weil sie besser waren als die seinigen. Auch, daß ich zu den ganz wenigen jüdischen Schülern gehörte, die ein gutes, reines Russisch sprachen, dürfte ihn für mich eingenommen haben. Wir besichtigten oft gemeinsam die Arbeiten der Mitschüler und tauschten schnurrige Bemerkungen aus. Auch ich pflegte um ein scharfes Wort nicht erst in Verlegenheit zu geraten. So hatten wir uns bald angefreundet. Er lud mich eines Tages ein, ihn zu besuchen und ich nahm die Einladung mit Genugtuung an.

Mit meiner Lebensweise verglichen, lebte der Junge wie ein Prinz. Ein eigenes großes Zimmer, dessen Wände mit Flinten und Jagdtrophäen behangen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

waren, denn er jagte leidenschaftlich, die er mir mit Stolz zeigte, war zu seiner Verfügung. Er nahm ein Gewehr von der Wand und wir gingen in den Garten. Ich konnte zum ersten Mal eine Feuerwaffe in der Nähe besehen und ließ mir den Mechanismus erklären. Eine Scheibe wurde aufgestellt, und als Wladimirow sah, daß ich Interesse für die Waffe habe und mich nicht fürchte (er glaubte, ein Judenbub müsse unbedingt Angst vor einer Flinte haben), ließ er mich zu meinem großen Vergnügen nach der Scheibe schießen und als ich mehrmals gut traf, schien seine Zuneigung zu mir sichtbar zuzunehmen.

Er stellte mich seinem Vater vor. Der alte Wladimirow war ein sympathischer, etwa fünfundvierzigjähriger Mann mit gütigen grauen Augen und intelligenten Gesichtszügen. Der Sohn dürfte mehr nach der englischen Mutter geraten sein, denn er sah seinem Vater gar nicht ähnlich. Der Alte reichte mir die Hand, sagte freundlich: „Die Freunde meines Sohnes sind auch meine Freunde" und lud mich ein, zum Mittagstisch zu bleiben.

Ich ward sehr verlegen. Zum erstenmal sollte ich mit so feinen Leuten an einem Tische sitzen. Ich wußte nicht, ob ich mich zu benehmen wissen würde — und dann waren es ja Christen, die sicherlich nicht koscher aßen. — Der alte Wladimirow erriet teilweise meine Verlegenheit und meinte lächelnd: „Oder erlaubt es Ihnen Ihr Gesetz nicht?" — Der junge Wladimirow grinste. — Ich dankte und nahm tapfer die Einladung an.

Ich kann nicht behaupten, daß mir, bevor ich den ersten Bissen schluckte, ganz geheuer zumute war. Ich hielt mir aber das Lächerliche meines Vorurteiles vor,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bedachte, wie ich doch einmal das koschere Essen werde aufgeben müssen und brachte glücklich die Bissen hinunter. Ich überzeugte mich bald, daß „trefe", christliche Kost, wenn auch etwas anders zubereitet, nicht schlechter schmecke als „koschere", jüdische Kost, und griff wacker zu. Ich hatte übrigens Glück, weil nur Rindfleisch auf den Tisch kam. Wäre mir gleich bei der Premiére Schweinefleisch vorgesetzt worden, wer weiß, ob ich soviel Mut aufgetrieben und mich nicht vor meinen neuen Freunden blamiert hätte.

Wladimirow, mit dem ich bis zum Abgang aus der Schule in guten kameradschaftlichen, wenn auch nicht überschwenglichen Beziehungen blieb, sagte mir oft: „Du bist ganz anders als die anderen Juden." —

Wie oft noch habe ich später im Leben die gleiche Bemerkung, die eine Auszeichnung für mich sein sollte, zu hören bekommen und immer, wenn ich meine Lober fragte, wodurch ich mich so sehr von den andern Juden ihrer Bekanntschaft unterscheide? stellte sich heraus, daß ich der einzige Jude war, den sie kannten. Ich war auch der einzige, mit dem Wladimirow verkehrte. Die anderen jüdischen Kollegen wollte er nicht näher kennen lernen. — Ich lehnte sein Kompliment ab und versicherte ihm, die anderen seien genau solche Saujuden, wie ich einer wäre.

S benahm sich mir gegenüber ein wenig von oben herab und hielt sich abseits. Vielleicht war ich ihm zu jung, um mit mir Kameradschaft zu pflegen. Vielleicht hatte ihn mein Erfolg mit dem Bogen Zeichenpapier verstimmt. Es sah jedenfalls aus, als ob er irgendeinen Groll gegen mich hegte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

K. der in der Schule zu den Begabteſten zählt, war um wenige Jahre älter als ich. Er war ein ſtiller reſervierter Burſche von ſchlankem Wuchſe, ſtark brünett. Erſcheinung und Benehmen riefen den Eindruck eines ſehr ſchüchternen Menſchen hervor. — Er gehörte zu dem Typus Menſch, an dem Zeit und Verhältniſſe keine merklichen Spuren hinterlaſſen. Nach dreißigjährigem Aufenthalt in deutſchen Landen ſah er noch genau ſo aus wie in der Wilnaer Schule, nur etwas älter geworden. Wie er in Rußland die Landesſprache nur mäßig beherrſchte, ſo erlernte er ſpäter auch die deutſche Sprache nicht. Dem Juden wird ein großes Anpaſſungsvermögen nachgeſagt. K. könnte als klaſſiſches Beiſpiel für das Gegenteil dienen. Er war wortkarg. Sprach er, ſo war ſeine Stimme leiſe und klanglos. Die Fingerſpitzen an den Mund geführt, pflegte er, bevor er ſprach, dumpf zu hüſteln, um ſeine ſtets merkwürdig belegte Stimme zu reinigen. Manchmal entſchlüpfte ihm zum Beginn ſeiner Rede ein kleiner quietſchender Laut aus der Kehle und es konnte paſſieren, daß die durch den gegen ſeinen Willen entſchlüpften Quietſcher hervorgerufene Verzögerung ihn veranlaßte, das, was er ſagen wollte, ſich noch einmal zu überlegen und eventuell auf das Weiterſprechen zu verzichten. Man mußte in ſolchen Fällen ſich mit dem Quietſcher allein zufriedengeben, ohne zu erfahren, was er ſagen wollte. — In Wirklichkeit war er nicht ſo ſchüchtern, wie er ausſah. Er war ambitiös. — Ein weicher Menſch, auf den man leicht Einfluß gewinnen konnte, war er, wie alle weiche Menſchen bockbeinig. Er aß zu jener Zeit nur koſcher und trug ſtändig unter der Weſte das rituelle Kleidungsſtück, das „Arbekanfes“,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

mit den langen Quaſterln, den „Zizes". Als er ſpäter mit mir an der Kunſtakademie in Wien ſtudierte und alle konfeſſionellen Vorurteile aufgegeben zu haben ſchien, trug er noch immer dieſes koſchere Kleidungsſtück unter ſeiner Weſte, obzwar Schweineſpeck (!!) ſein Lieblingseſſen war. Es dauerte lange, bis ich ihn von der Lächerlichkeit ſeines Tuns überzeugte. Er motivierte das Tragen des „Arbekanfes" mit einem ſeiner alten Mutter gegebenen Verſprechen. — Es hatte aber keinen Sinn, ein Verſprechen zu halten, wenn man den Grund, warum es abgenommen worden war, durch ein ſo ſchweres rituelles Vergehen wie das Schweinefleiſcheſſen, geradezu verhöhnte.

K. war aus einem Nachbargouvernement gebürtig. Ebenfalls ein Kind armer Eltern, dünkte er mich, weil er ein beſtimmtes, für unſere Verhältniſſe erkleckliches Fixum von zu Hauſe erhielt, ſchon recht wohlhabend zu ſein. Unter dieſen ärmlichen Verhältniſſen bedeutete ein Mehrbetrag von wenigen Rubel ſchon viel. K. und ich traten bald in ein gutes Verhältnis zueinander.

Ich gedachte damals meine Lebensführung abzuändern. Die Geſchichte von Sparta, die ich zu jener Zeit geleſen hatte, machte großen Eindruck auf mich. Sie überzeugte mich, daß wer als rechter Mann gelten wolle, keine andere als eine ſpartaniſche Lebensweiſe führen dürfe. In punkto Praſſen brauchte ich mir ſicherlich keine großen Beſchränkungen mehr aufzuerlegen, da lebte ich ſchon ſpartaniſch genug, aber mir ſchien, man müſſe zum Beiſpiel nicht auf einem mit Wachsleinwand überzogenem Sofa ſchlafen, denn dies könnte zu Verweichlichung führen. Ich wollte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

es mit der harten Erde verſuchen. Ich fegte eines Abends eine Stelle des Bodens rein, breitete mein Leintuch darüber und legte mich ohne Polſter und ohne Decke nieder. Wenn mir des Nachts zu kalt wurde, deckte ich mich mit meinem Mantel zu. Zeitig morgens ging ich bei jeder Temperatur in den Hof zum Brunnen hinunter, wuſch mich mit dem eiskalten Waſſer und lief, naß wie ich war, durch den Hof in den erſten Stock, wo ich wohnte, um mich erſt dort abzutrocknen. Der Hausmeiſter ſah meinen täglichen, oft auch bei bitterer Kälte vollführten Waſchungen zu und gab laut ſeiner Bewunderung für meine Schneidigkeit Ausdruck. Ich geſtehe, daß mir dieſe Bewunderung des Hausmeiſters ſehr wert war und daß ſie die eigentliche Triebfeder war, die mich veranlaßte, dieſe närriſchen und gefährlichen Waſchungen nicht ſo bald einzuſtellen. Es ſchmeichelte mir gar ſehr, ſelbſt vom Hausmeiſter, der gewiß eine Autorität war, für ſo einen Mordskerl angeſehen zu werden. Was vollbringt der Menſch nicht alles, wenn er ſpürt, daß man auf ihn ſchaut! — So trieb ich es eine Zeitlang zur Verwunderung meiner Quartiergeber, die mich, ſamt den Spartanern, glatthin für meſchugge erklärten.

Mit Herannahen der ſchönen Jahreszeit verabredeten K. und ich, zeitig aufzuſtehen und noch vor dem Schulbeginn ins Freie ſpazieren zu gehen. Wir planten, unſer Frühſtück im Freien einzunehmen, zu dem wir von den in die Stadt zu Markte gehenden Bauern die Milch kaufen wollten. Die Idee war gewiß ſehr vernünftig, aber eine Schwierigkeit war zu überwinden. Ich war trotz meiner ſpartaniſchen Lebensweiſe ein großer Schläfer. Von ſelbſt konnte ich nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeitig aufſtehen, alſo mußte man mich wecken. Um meine Quartiergeber nicht zu ſtören, erfand ich eine eigene Weckmethode: auf der harten Erde zu ſchlafen wollte mir auf die Dauer nicht behagen und ich ſchlief bereits ſeit einiger Zeit wieder auf meinem Sofa. Das war vielleicht nicht ſo hart, wie es einem ſo überzeugten Spartaner gebührte, aber immerhin hart genug. Dieſes Sofa ſtand beim Fenſter. Ich band mir eine Schnur um das Handgelenk und ließ die Schnur durch das etwas offengelaſſene Fenſter in den Hof hinunterhängen. K., der das Amt eines Weckers übernahm, kam zeitig früh, zog an der Schnur und rüttelte mich auf dieſe einfache Weiſe auch aus dem tiefſten Schlafe. Wir nahmen eine Flaſche für die Milch mit und verſteckten, nachdem wir Milch gekauft und unſere Mahlzeit eingenommen hatten, die leere Flaſche im Gehölz, um uns ihrer auch am nächſten Tage bedienen zu können. — So machten wir es öfter bei ſchönem Wetter. Unſere Jugend und die Beſcheidenheit unſerer Anſprüche geſtattete uns, vergnüglich in den Tag hineinzuleben.

Auch das zweite Schuljahr verging.

Einen Unterricht im eigentlichen Sinne gab es in der Schule nicht. Von Römer, der vormittags anweſend war, hörte man beinahe nie etwas, das man als eine Belehrung hinnehmen konnte. Seine Unzufriedenheit aber gab er auf rohe und ungeſchlachte Weiſe kund. Er lobte niemand. Ivan Petrowitſch kam ſelten, und von ihm, der immer von einer gleichmäßigen, herablaſſenden Freundlichkeit war, hatte man als Lehrer ebenfalls ſo gut wie nichts. Dies wäre ſchließlich kein Unglück geweſen, ja, vielleicht war

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

es gut, daß es gerade so war. Aber man denke sich in meine Lage hinein. Ich war in einer Umgebung aufgewachsen, die von Kunst keine Vorstellung hatte, hatte niemals ein wirkliches Kunstwerk gesehen und wäre mir ein Kunstwerk zu Gesicht gekommen, ich hätte es wahrscheinlich noch gar nicht verstehen können, denn wie sollte der Unreife und Beginnende begreifen, was der Reife und Große, eine Intelligenz, die unter unzähligen Generationen einmal vorkommt, gewirkt und geschaffen hatte, wie sollte er in „die hohe Weisheit der Einfachheit" ohne Rat, ohne Anleitung eindringen? — Kluge und sachliche Vorträge über Wesen und Aufgaben jeder Kunst hätten wir damals hören sollen. Das junge empfängliche Gemüt würde viel davon profitiert haben. Wir aber wurden gänzlich vernachlässigt, zu keiner künstlerischen Arbeit angehalten, zu nichts angespornt. Ich und die andern mußten auf alles erst mit der Nase anstoßen, um dessen gewahr zu werden, alles sozusagen aus dem eigenen Finger saugen. In der Schule war unser Hauptaugenmerk auf die zeichnerische Kalligraphie gerichtet. Nicht Form, nicht Inhalt der Zeichnung, sondern die saubere Ausführung und Retuschierung, die „Tuschowka", wie wir es nannten, war die Hauptsache, auf die wir unsere ganze Aufmerksamkeit richteten. Dies ist nur natürlich, denn immer versteht und schätzt der Unwissende die schöne Handschrift mehr als den Inhalt des Geschriebenen. Wir saßen oft Tage bei unserer Arbeit und taten nichts anderes, als mit dem spitzen Gummi jedes schwarze Tüpfelchen herauszufangen oder mit der feingespitzten Kreide die weißen Fleckchen zu retuschieren. Keine Anleitung, kein Ansporn, jeder in dieser Wild-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nis nur seinem Instinkt überlassen. — Es war ein Jammer!

Es ging gegen das Ende meines zweiten Schuljahres.

Ich wußte vom Hörensagen, daß Künstler landschaftliche Studien anzufertigen pflegten. Ich wollte es ebenso machen. Eines schönen Nachmittags nahm ich meine Mappe unter den Arm und ging ins Freie, um den Schloßberg zu zeichnen.

Mein erster Versuch, eine Landschaft anzufertigen, bewies, wie ungewöhnlich, ja wie verblüffend primitiv mein malerischer Gedankengang war. Was ich zustandebrachte, war geradezu kannibalisch schlecht zu nennen.

Jenseits des Wilia-Flusses befand sich ein Wäldchen, in dessen Mitte ein Hügel, der Schloßberg genannt, sich erhob. Die Spuren eines einst vom litauischen Fürsten Gedimin erbauten Schlosses waren oben zu sehen. — Mein Bild hätte im Vordergrund den Fluß, jenseits des Flusses eine Gruppe Häuser und im Hintergrunde den Schloßberg zeigen sollen, dasjenige Objekt, das mir am interessantesten und malerischesten vorkam, ja, dem zuliebe ich überhaupt das ganze Unternehmen wagte, denn ich wollte ja eine Ansicht des Wilnaer Schloßberges herstellen. —

Die Aufgabe, die ich mir stellte, war für einen ersten Versuch eine komplizierte. —

Ich ließ mich an einem geschützten Plätzchen nieder und begann zu zeichnen.

Von Perspektive hatte ich keine Ahnung, ja, das Wort selbst hatte ich noch niemals gehört. — Ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſagte zu mir: Was intereſſiert dich hauptſächlich an dem Bilde? — Der Schloßberg. — Folglich muß er den größten Platz im Bilde einnehmen, am größten und am deutlichſten erſcheinen und am ſchönſten ausgeführt ſein; alles andere iſt Beiwerk. — Die Folge war, daß ich die Größenverhältniſſe der Objekte nicht ſo zeichnete wie ſie ſchienen, ſondern wie ich ſie in Wirklichkeit wußte. — Die Zeichnung wurde unwahrſcheinlich und bizarr. — Ich betrachtete ſie mit Unbehagen und konnte nicht ausfindig machen, woran ſie krankte. Ich zeigte ſie ſpäter S. Er lachte mich aus, ſprach zu mir von Perſpektive und ſagte, daß die Verhältniſſe ganz verhaut wären: Der Berg im Hintergrund ſei viel zu groß, die Häuſer im Vordergrund viel zu klein. Ich ſtritt heftig mit ihm und wollte nicht zugeben, daß die Häuſer vorne, die viel kleiner als der Berg ſeien und mich weniger intereſſierten, nur weil ſie vorne ſtänden, im Bilde größer ſein ſollten als der Schloßberg, der hoch ſei und dem ja mein ganzes Intereſſe gelte. Warum machte ich das Bild? — Weil ich den Schloßberg zeichnen wollte. — Folglich, und weil er ſo umfangreich ſei, müſſe er den meiſten Platz im Bilde einnehmen. Dieſe Argumente ſchienen mir durchaus folgerichtig und ich hielt ſtarr an meiner Anſchauung. —

Wir wandten uns an Ivan Petrowitſch. — Er gab dem S. recht. — Ivan Petrowitſch ging in ſeine Wohnung, die bei der Schule lag und holte ein Buch über Perſpektive, das er mir zur Einſicht nach Hauſe lieh. Nun ging mir ein Licht auf! —

Dieſe Epiſode bezeugt, wie ſehr ich an der Vernachläſſigung meiner Bildung und meiner Erziehung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in den frühen Jugendjahren zu leiden hatte — und ich leide daran noch bis auf den heutigen Tag.

Die vielen konfeſſionellen Äußerlichkeiten, die jeder fromme Jude ſehr ernſt nimmt, die aber mit dem Kern des Glaubens keinen ſichtbaren Zuſammenhang haben, hafteten niemals feſt an mir. Ich ließ ſie ſchon in der erſten Zeit meines Wilnaer Aufenthaltes ſo gut wie gänzlich unbefolgt. Das Herunterſagen der langen Gebete in hebräiſcher Sprache, früh, zur Veſper und abends, das „dawenen", langweilte mich ſeit jeher. So lange ich im Elternhauſe war, mußte ich alle Diſziplinen einhalten, denn zu Hauſe bekam man, bevor man nicht „gedawent" hatte, kein Frühſtück. Ich, der immer ſehr raſch ſprach, als ob ich befürchtete, es könnte mir die Möglichkeit genommen werden, das Gedachte auszuſprechen, ſchlug beim „dawenen" ein geradezu raſendes Tempo an. Der knurrende Magen und der Gedanke an das bevorſtehende Frühſtück ließen mich ſogar der Verſuchung nicht widerſtehen, die eine oder die andere Stelle zu „überhüpfen". Die Mutter überwachte mich und paßte oft auf, ob ich auch alle vorgeſchriebenen Gebete hergeſagt hätte; ſie ſchüttelte über mein Tempo mißbilligend den Kopf und ermahnte mich häufig, mich nicht ſo ſehr zu beeilen. Ich ſuchte ſie beim Murmeln der Gebete durch hie und da laut ausgeſprochene Stichworte zu überzeugen, daß ich alle vorgeſchriebenen Kapitel durchgenommen hätte.

Auch das Veſper- und Abendgebet war ſehr ausgedehnt, und das lange Dankgebet nach jeder Mahlzeit ſtand, wie ich in meiner Unvernunft dachte, in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

keinem Verhältnis zu dem wenigen, wofür man so überschwenglich dankte. Diese Gebete, welche wunderschöne Stellen enthalten, habe ich erst später als reifer Mensch schätzen gelernt. Als Kind verstand ich ihren Sinn nicht, wiewohl ich der hebräischen Sprache genügend mächtig war, um ihren Wortlaut zu übersetzen.

Jetzt, in Wilna, von niemand beaufsichtigt, ging ich schon seit langem nicht mehr ins Bethaus, hielt keinen Sabbat und keinen Feiertag und ging auch an jüdischen Festtagen in die Schule, weil ich es gerne tat und nicht durch Zeitverlust hinter meinen christlichen Kollegen zurückbleiben wollte. Ich hätte an solchen Tagen gerne auch zu Hause gearbeitet, mußte aber meine frommen Quartiergeber berücksichtigen, die eine Entweihung des Sabbats wahrscheinlich nicht geduldet hätten.

Wenn auch in Wilna die orthodox-jüdischen Sitten und Bräuche wohl überall eingehalten und auch mit Eifer befolgt wurden, so griff doch bei der jüngeren Generation das freie Denken immer mehr um sich. Man konnte schon einen jüdischen jungen Mann mit dem Spazierstock in der Hand, oder mit Büchern unter dem Arm am Samstag auf der Straße antreffen, ohne daß er durch diese Entweihung des Sabbats ein allzu großes öffentliches Ärgernis erregte. Allerdings wäre derjenige, der sich erlaubt hätte, im Judenviertel am Samstag mit einer brennenden Zigarette auf der Straße zu erscheinen, sicherlich beschimpft, vielleicht auch mißhandelt worden, denn am Sabbat zu rauchen war ebenso verpönt als Schweinefleischessen. Eine demonstrativ zur Schau getragene Mißachtung der heiligen Vorschriften aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

faßte jeder fromme Jude als eine persönliche Herausforderung auf.

Viele junge Leute waren indes schon so weit, daß sie es wagten, am Sabbat eine Zigarette anzuzünden, doch geschah es im Verborgenen und sie selbst überlief dabei eine Gänsehaut ob ihrer Gottlosigkeit. Wer den Mut dazu aufbrachte, kam sich selbst als ein Kulturkämpfer und Nihilist vor. — Es gehörte auch wirklich Mut dazu! —

Ich erinnere mich, weil ich gerade von solcher Art Beherztheit spreche, wie zu jener Zeit bei uns zu Hause im Bekanntenkreise einmal die Rede von Geistesgegenwart war. Man erzählte Beispiele eigenen oder fremden Mutes, was einem selbst zugestoßen war oder was er von anderen erzählen gehört hatte. Der Großvater ergriff das Wort und gab folgende Geschichte zum besten:

Als er noch jung war, wurde er eines Tages berufen, dem Sohne eines „Jeschuwnik", eines am Lande vereinzelt wohnenden Juden, Unterricht zu erteilen, wofür er Kost, Quartier und eine gewisse Summe Geldes in Barem als Lohn erhielt. Das Leben am Lande behagte dem Großvater sehr; besonders die Kost war beim Jeschuwnik ausgezeichnet. Es wurden oft schmackhafte Gerichte aufgetragen, Leckerbissen, wie er sie noch nie zu essen bekommen hatte. Das Haus war, wie es sich von selbst versteht, streng rechtgläubig. — Eines Tages wurden bei der Mahlzeit gefüllte Teigtascherl aufgetragen und eine Schüssel saueren Rahmes daneben gestellt. Man forderte den Großvater auf, den Anfang zu machen. — Wenngleich er ein solches Gericht noch niemals zu essen be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kommen hatte, verstand er, daß die Taschcrl, bevor man sie in den Magen beförderte, in den Rahm eingetunkt sein wollten. Er tunkte ein und biß ab. — Wer kann sein Entsetzen beschreiben, als er in dem abgebissenen Teigtäschchen eine — Grieben (!) entdeckte. — Man denke eine Griebe! — Fleisch! — Fleisch in Milch eingetunkt! — (Dies ist vom Gesetze strenge untersagt.) Er hätte sofort den Bissen von sich geben mögen, so stark war sein Abscheu gewesen. Aber blitzschnell erwog er, daß man in einem frommen jüdischen Haus doch unmöglich ihm einen so bösen Streich spielen konnte, erfaßte, daß irgend etwas Unaufgeklärtes dahinterstecken müsse und schluckte tapfer nicht nur den Bissen hinunter, sondern aß auch weiter und ließ sich's schmecken. — Seine Gastgeber sahen ihm abwartend und schmunzelnd zu. —

Die Sache klärte sich dahin auf: Am selben Tage war ein großer, fetter, ein Kapitalstück von einem Karpfen im Teiche gefangen worden, aus dessen Haut die Grieben angefertigt worden waren. (Fisch darf mit Milch genossen werden, dies ist keine Sünde.) Man kombinierte die Grieben mit dem Rahm, um sich einen Scherz mit dem Lehrer aus der Stadt zu machen und ihm einen Schrecken einzuflößen. — Diese Tat wurde vom Großvater als Beweis eines beherzten Draufgängertums angeführt und die Zuhörer, die in seine Lage sich besser hineindenken konnten als der freundliche Leser, zollten seinem Mute ihre volle Anerkennung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unter der ſtudierenden ruſſiſchen Jugend herrſchte große Kameradſchaft. — Man half und unterſtützte ſich gegenſeitig womit man nur konnte. Wenn es dem einen einmal mangelte, ſo ging er zum andern, der mit ihm gerne, was er momentan beſaß, teilte. Wer mit Geld nicht helfen konnte, half mit Naturalien. Ich habe dieſes herzliche Verhältnis ſpäter unter meinen Wiener Akademiegenoſſen bitter vermißt. Der Egoismus der Großſtädter berührte mich ſehr peinlich; aber davon ſpäter.

Wir kamen häufig bei dieſem oder jenem Kollegen zuſammen, bei dem wir gemeinſam Tee tranken und über Fragen, die uns intereſſierten, diſputierten.

Klein und ſchmächtig, dürfte ich damals noch halb wie ein Kind ausgeſehen haben. Die Erwachſenen behandelten mich wohlwollend, von oben herab, protegierten mich gewiſſermaßen. Ich aber beteiligte mich an allen Debatten und ſtritt heftig auch mit den älteſten Kollegen, ſo daß ich mich oft in großen Eifer hineinredete. Ich war voll zappeligen Ehrgeizes, der mir aus allen Poren herausguckte, und möglicherweiſe wirkte ich auf manche Mitſchüler, beſonders auf diejenigen, die nicht die Energie auftrieben, um mitzueifern, nicht anziehend. Jedes Geſpräch war für mich eine Reibungsfläche, an der ich mich ſtets bis zum Glühen erhitzte. Ich argumentierte, erfand Gleichniſſe und konnte durch die zähe Verteidigung meiner Anſichten, weil es oft den Anſchein erregte, als ob mir mehr um das Rechtbehalten als um die Sache ſelbſt zu tun wäre, die Mitſprechenden zur Verzweiflung treiben.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Es würde zu weit führen, von vielen meiner Mitschüler erzählen zu wollen, aber über diesen oder jenen, den ich nach so langer Zeit mir noch lebhaft vergegenwärtigen kann, werde ich einige Worte sagen. Nicht weil diese Studiengenossen irgendeinen sichtbaren Einfluß auf mein Schicksal übten, sondern weil sie typisch das Milieu, in dem ich mich bewegte, veranschaulichen.

Ein gewisser B. wollte Bildhauer werden. Er war zwei, drei Jahre älter als ich, von mittelgroßem Wuchs, breitschultrig, und schien zur Korpulenz zu neigen. Frühzeitig sproß ihm ein dichter, schwarzer Bart, den er nicht allzuoft rasierte. Er hatte das selbstsichere Auftreten eines Menschen, der sich seiner Begabung bewußt und von ihrer Bedeutung durchdrungen ist. Er kleidete sich in eine Bluse aus grauem Tuch, mit Metallknöpfen und einer Tellermütze, nach Art der Hochschüler, als welcher er dem äußeren Habitus nach scheinbar zu gelten anstrebte. Man begegnete ihm öfter auf der Straße mit einem Stoß Bücher unter dem Arm. Er behandelte mich mit herablassendem Wohlwollen. Ich hörte ihm oft zu. Er führte gerne hochklingende Namen im Munde, wie: Spencer, Hegel, Buckle und es kehrten häufig Worte, wie: Zivilisation, Emanzipation, und ähnliche auf-ion wieder, deren Sinn mir nicht immer klar war. Ich verdächtige ihn, daß der Sinn dieser Worte auch ihm selbst nicht immer klar war, und daß ihm drauf ankam, Sand in die Augen zu streuen, was übrigens damals, und wahrscheinlich auch noch heute viele taten und tun. Er sprach schlecht russisch, was er damit erklärte, daß er aus den baltischen Provinzen stamme und daheim seine Umgangssprache

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Deutſch war. Aber auch Deutſch ſprach er ſehr mangelhaft, weil er, wie er ſagte, durch die ruſſiſche Sprache und ihren täglichen Gebrauch behindert wurde, gut Deutſch zu ſprechen. So hinderte ihn die Kenntnis, oder beſſer geſagt, die Unkenntnis der einen Sprache am Erlernen der andern.

Nach vielen, vielen Jahren ſuchte er mich eines Tages in Wien auf. Ein korpulenter Mann mit ſchwarzem, breitem Vollbart, etwas exotiſch gekleidet: tief ausgeſchnittene Weſte, kein ganz ſauberes Hemd, ſchwarzer Gehrock und darüber ein Havelock, — ſo ſtand er vor mir und guckte mich mit ausgeſtreckter Hand, gutmütig lächelnd an. Ich erkannte ihn ſofort.

B.!

Wir ſchüttelten uns die Hände.

Er war in vieler Herren Länder geweſen und ſprach verſchiedene Sprachen, aber alle gleich ſchlecht. Mit mir unterhielt er ſich Ruſſiſch und ſeine Ausſprache und ſeine drolligen Redewendungen wirkten geradezu beluſtigend. Er hatte Reproduktionen nach ſeinen Werken bei ſich, zeigte und erläuterte ſie mir mit der Behaglichkeit eines Mannes, der von ſeiner Leiſtung eine hohe Meinung hat, mit dem Erreichten zufrieden und von ſeiner eigenen Bedeutung überzeugt iſt.

Er war auch jetzt noch in Manieren und Benehmen der typiſche Oſtjude. Er blieb mehrere Stunden bei mir ſitzen, fragte alles, auch was man nicht fragen ſoll, und endigte damit, mir Ratſchläge zu erteilen, wie und was ich malen ſolle, um das Weſen der wahren Kunſt zu erfaſſen. Ich begann ungeduldig zu werden über die vielen Fragereien und die un-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erbetenen Ratschläge, hegte das Verlangen, ihn loszuwerden und wurde ein wenig unfreundlich, was er übrigens nicht merkte. Da sagte ich ärgerlich, daß eine Sprache ordentlich sprechen zu erlernen sicherlich weniger schwer sei, als das wahre Wesen der Kunst zu erfassen. Wie könnte ich aber Vertrauen zu seinen Ausführungen haben, wenn ich ihn die russische Sprache so entsetzlich mißhandeln höre? — Er ward etwas gekränkt und antwortete: „Na, hören Sie, ich spreche ja Russisch korrekt nach der Grammatik." — „Gewiß sprechen Sie nach der Grammatik," pflichtete ich ihm lachend bei, „aber leider nicht nach der russischen, sondern nach der hebräischen!" — Nach etwa vierstündigem Verweilen entschloß er sich endlich zu gehen.

Ohne in der Kunst etwas Besonderes geleistet zu haben, ist er ein nützlicher Mensch geworden und hat es später verstanden, sich eine Existenz und sogar eine angesehene Stellung zu verschaffen.

Da war noch einer, ein bescheidener, stiller Bursche, dessen Name mir entfallen ist. Er war Anfänger und besuchte mich, der ich schon zu den Vorgeschrittenen gehörte, von Zeit zu Zeit, um mir eine Arbeit vorzuzeigen oder einen Rat von mir einzuholen.

Ich trank, wie alle Russen, gerne Tee. Täglich lief ich mehrmals mit einer Blechkanne über die Gasse und holte aus dem gegenüberliegenden Teehaus für eine halbe Kopeke eine Kanne voll kochenden Wassers, für ebensoviel Geld Tee und Zucker. Ich bereitete mir eine Essenz, die ich immer wieder frisch aufgoß, biß stückelweise den Zucker ab und war,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

reichlich mit dem Waſſer und ſparſam mit dem Zucker umgehend, mit Tee verſorgt.

Eines Nachmittags beſuchte mich dieſer Kollege. Ich wollte ihm mit einer Schale Tee aufwarten, bemerkte aber, daß die Eſſenz ſchon gänzlich verbraucht war; es war kein Tee mehr, ſondern nur noch warmes Waſſer. Mich quaſi entſchuldigend ſage ich ſcherzhaft: „Sie bekommen einen beſonders feinen Tee."

„Wieſo?" fragt er.

— „Sehen Sie denn nicht, wie klar der Tee iſt?"

„Warum iſt er ſo klar?", fragt er etwas einfältig.

„Das iſt die feinſte Teeſorte, der berühmte ‚Imperatorentee'," ſage ich ſcherzhaft. „Den trinkt nur der Kaiſer von China!"

„Woher haben Sie ‚Imperatorentee'?" fragt er.

„Vom chineſiſchen Botſchafter", erkläre ich, im Glauben, daß er den Scherz verſtehe und darauf eingehe.

Nach einiger Zeit beſuchte mich derſelbe Kollege wieder. Die Teekanne ſtand, wie gewöhnlich, auf dem Tiſche und diesmal war die Eſſenz noch nicht verbraucht. Ich ſchenkte ihm einen Tee ein, der friſch und kräftig gefärbt war. Er trank, zerdrückte den Tee auf der Zunge, ſeine Naſenflügel vibrierten, als ob er den Duft des Getränkes einſaugen und prüfen würde. Nachdem er einige Male geſchluckt hatte, fragte er ſchüchtern: „Das iſt nicht mehr von dem feinen Tee, nicht wahr?"

„Von welchem feinen Tee?", wunderte ich mich. —

„Ich meine den Imperatorentee", ſagte er treuherzig, „ den Sie tranken, als ich Sie letzthin beſuchte."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

„Ach ja, der Imperatorentee!" rief ich beluſtigt, „der hat Ihnen wohl gepaßt, das war ein Tropfen, was?" —

„Großartig", verſicherte er.

Ich ſtaunte, wie verſchieden der Geſchmack ſein könne. Mir zum Beiſpiel ſchmeckte dieſer Tee nur wie gewöhnliches Waſſer. Was denn ihm ſo ſehr daran gemundet hätte?

„Ja, das Aroma!" meinte er, „das war ja ganz beſonders delikat!"

Sancta simplicitas!, der einfältige Burſche hatte den Scherz nicht verſtanden und gewann wahrhaftig dem warmen Waſſer ein „Aroma" ab! —

Eine große Wißbegierde ging damals durch das junge Geſchlecht. Die Jugend warf ſich mit allem Eifer auf das weltliche Studium. Die chineſiſche Mauer, mit der das Judentum ſich umgeben hatte, wurde nach und nach eingeriſſen. In den Mittel- und Hochſchulen machte man den Juden noch immer Schwierigkeiten, weshalb ſehr viele junge Leute außerhalb der Schule lernten, in der Hoffnung, ſpäter zur Maturitätsprüfung zugelaſſen zu werden und irgend einmal eine Hochſchule beziehen zu können. Es wimmelte von lernluſtigen Gelehrſamkeitskandidaten. Die jungen Leute ſtanden ſich gegenſeitig nach Kräften bei. Wer lernbegierig aber mittellos war, konnte mit Sicherheit annehmen, einen Lehrer zu bekommen, denn der Kenntnisreiche unterrichtete gerne und ohne einen Lohn zu beanſpruchen oder zu erwarten den minder Wiſſenden.

Auch die rechtgläubigen Juden erwieſen ſchon einem dem weltlichen Studium ergebenen jungen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Manne beinahe dasſelbe Entgegenkommen wie dem Talmud ſtudierenden „Bocher“. So erinnere ich mich, daß bei meinen Eltern, die, beſonders was die Mutter betrifft, ſehr orthodox geſinnt waren, zu jener Zeit ein junger Gymnaſiaſt „Täg“ aß, das heißt er wurde an einem beſtimmten Tage der Woche bei uns verpflegt, ein Unterſtützungsſyſtem, das früher nur den „Bocherim“ zugute kam. An andern Tagen aß er täglich bei einer anderen Familie. Auf dieſe Weiſe war ihm die Sorge um die Ernährung genommen. Selbſt weniger bemittelte Leute kamen in die Lage, ihrem Nächſten durch die Gewährung eines „Tages“ eine wirkſame Hilfe zukommen zu laſſen. Die Wohlhabenden gründeten Vereine, um der ſtudierenden Jugend hilfreich beizuſtehen. So beſtand auch in Wilna ein „Verein zur Unterſtützung armer jüdiſcher Studierender“, der für unbemittelte Mittelſchüler das Schulgeld entrichtete und auch monatlich kleine Beträge verlieh. Auch ich bewarb mich um die Hilfe des Vereines und Ivan Petrowitſch ſtellte mir eine warme Empfehlung aus. Mein Anſuchen wurde berückſichtigt. Man bewilligte mir zuerſt zwei Rubel, ſpäter, weil Ivan Petrowitſch gar gute Auskunft über mich erteilte, drei Rubel monatlich. Nun hatte ich bereits ein Fixum von neun Rubel monatlich. Im Laufe des Jahres ſchickte auch der Vater einige Male je einen Dreirubelſchein, „einen Beitrag zu deinen Ausgaben“. Es reichte zur Not für meine beſcheidene Lebensführung. Nur war das Einkaſſieren meiner Unterſtützungen läſtig, ja etwas demütigend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein Stipendiumgeber, Herr S—n, war Buchhändler und gehörte zur wohlhabenden jüdiſchen Intelligenz. Etwa ſechzig Jahre alt, mittelgroß, mit ſchönem weißen, reichen Haar, das er nach rückwärts gekämmt trug, und einem weißen, halblangen Kinnbart, ſah er patriziermäßig und vornehm aus. Sein Mund nahm, wenn er lächelte, eine Stellung ein, als ob er pfiffe. Seine großen, grauen Augen phosphoreſzierten eigentümlich und ſahen auch im Schatten durchſichtig und leuchtend aus.

Mein Stipendium nahm ich am erſten jeden Monats in Empfang, und zwar von ihm perſönlich. Er wohnte im ſelben Hauſe, in dem ſeine Buchhandlung den Straßentrakt einnahm, hinten im Hofe. Es ſchien mir nicht ſchicklich und es fehlte mir auch der Mut, beim „Paradeeingang", der nur für vornehme Beſuche da war, anzuläuten. Ich ging daher vom „Schwarzen Eingang", durch die Küche.

Ich denke, es iſt überflüſſig zu ſagen, wie knapp meine Kaſſa gegen Ende des Monats beſtellt zu ſein pflegte und wie ſehnſüchtig der Erſte erwartet wurde. Das Geld am Erſten nicht erhalten, hieß eventuell einen Tag hungern zu müſſen. Herr S—n war am ſicherſten um drei Uhr, nach dem Speiſen anzutreffen. Um ihn nicht zu verſäumen, pflegte ich ſchon eine halbe Stunde vorher dazuſein. Das Hausperſonal, die Köchin und die Stubenmädchen kannten mich bereits und benahmen ſich mir gegenüber gönnerhaft und nachläſſig zugleich. Die Mädchen kamen und gingen mit den gefüllten Schüſſeln an mir vorbei und es paſſierte, daß ſie vergaßen, den armen Studenten, der beſcheidentlich in einer Ecke ſtand und wartete, anzumelden. Wenn ich dann nach langem Warten mich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

schüchtern erkundigte, ob Herr S—n endlich zu sprechen wäre, erfuhr ich, daß er schon weggegangen war. Ich mußte in solchen Fällen noch einmal kommen und wieder warten. Dies Antichambrieren war widerlich.

Eine häufig gebrauchte, von jedem Russen gerne im Munde geführte Redensart sagt: „Dulde, Kosak, wenn du Häuptling werden willst." — Ich geduldete mich.

Herr S—n ließ mich gewöhnlich in sein Zimmer bitten, stellte an mich freundlich einige konventionelle Fragen und überreichte mir die sehnsüchtigst erwarteten sechs Rubel, worauf ich verlegen und schüchtern mich zu empfehlen pflegte. — Er hat mich niemals an seinen Tisch geladen, nie mich aufgefordert, ihm meine Arbeiten vorzuweisen. Für mich aber wäre ein solches Ersuchen seinerseits eine Genugtuung und eine Aufmunterung gewesen. Er zeigte überhaupt kein weiteres Interesse für mich. Was ihn bewogen hatte, mir das Stipendium zuzuwenden, ist mir niemals bekannt geworden. Ich war in ewiger Sorge, daß diese lieblos gewährte Unterstützung mir eines Tages, aus irgendwelchen Gründen plötzlich entzogen werden könnte und atmete jedesmal erst erleichtert auf, wenn ich die für mich so wichtige Summe in Händen hatte.

Die andere Unterstützung von drei Rubel mußte ich auf eine nicht weniger unangenehme Weise einkassieren.

Ein Herr F., von Beruf Bankbeamter, war der Kassier des Vereines und bei ihm holte man sich am ersten jeden Monats die Beträge. Er war ein etwa vierzig- bis fünfzigjähriger Mann von kleinem Wuchse, mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kurzem, grauem Vollbart. Er schielte auf einem Auge, was seinem Blick einen harten, befremdenden Ausdruck verlieh, war aber ein recht entgegenkommender, freundlicher Herr. Um ihn nicht zu versäumen mußte man ebenfalls früher kommen und auf ihn warten. Diese Gänge verursachten mir Aufregung und Herzklopfen. Ich erinnere mich noch heute, wie ich jedesmal pochenden Herzens, mit kalter Nase und kalten Fingerspitzen ins Zimmer trat. Ich weiß selbst nicht, weshalb es mich so sehr aufwühlte.

Die Wohnung des Herrn F. lag im ersten Stockwerke eines alten Hauses. Aus dem Vorzimmer trat man ins Speisezimmer, ein Raum, der nach gewöhnlichem spießbürgerlichen Geschmack eingerichtet war. Die Hausfrau, die nicht sehr ästhetisch aussah, ihr Körper glich (nach Heine) zwei übereinander gelegten Erdäpfeln, bot nicht immer einen Sessel an. Beim Tische sitzend, befaßte sie sich meist mit irgendeiner Arbeit oder trank Tee. Sie ließ sich gewöhnlich mit den jungen Leuten in einen „Schmuß" ein und sprach viel, wobei sie ihre Unterlippe stark vorschob, während ihre Stimme vor Selbstgefälligkeit und gönnerhaftem Wohlwollen förmlich troff. Sie ging mir mit ihren schmalzigen Redensarten und weil sie beim Sprechen keine Pausen machte, dabei entsetzlich jüdelte, stets „wir" statt ich sagte und sich scheinbar als große Wohltäterin fühlte, obwohl sie nicht von dem Ihren gab, stark auf die Nerven. Aber was sollte ich machen? — Ich wollte ja ein Häuptling werden, also mußte ich mich gedulden. Zwei Töchter und ein Sohn, ein Gymnasiast, kamen und gingen und beachteten nur wenig uns arme Jungen, die wir bei der Türe standen oder saßen. Sie waren schon an den An-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

blick der unterstützungsbedürftigen Studenten gewöhnt. Manchmal ließen sie sich mit uns in ein Gespräch ein und wir fühlten uns geschmeichelt, mit ihnen sprechen zu können, denn sie dünkten uns als höhere Kulturmenschen. Gar groß war die Armut in der wir lebten, und die F. schienen uns schon reiche, vornehme Leute zu sein. Ich sage wir, weil wir gewöhnlich um unseren monatlichen Beitrag entgegenzunehmen, zu zweit kamen; zu zweit ertrug es sich leichter.

Die F. waren übrigens gute Geschöpfe; für ihre Manieren durfte man sie nicht verantwortlich machen; sie verstanden es nicht besser. Hatte es ein Schützling des Vereines zu einem Erfolg gebracht, so erzählten sie davon voll Stolz und Freude.

Wieder war ein Jahr vergangen.

Die Ferien verbrachte ich zu Hause in Orscha. Ich weiß auch diesmal nicht, womit ich mich während dieser Ferien beschäftigte. Ich erinnere mich nur, daß ich, um mich meinen Gedanken zu überlassen, große, ausgedehnte Spaziergänge machte. Es war eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich, auf einem Flecke ruhig bleibend, nicht denken konnte. Je länger aber und je weiter ich marschierte, desto mehr rollten die Gedanken und je mehr ich mich ihnen überließ, eine desto raschere Schrittart mußte ich anschlagen. Ich pflegte tatsächlich mehr spazieren zu laufen als zu gehen. Dies gab häufig meinen Angehörigen Anlaß zum Spott. Hatte ich einen Stoff zum Nachdenken gefunden, der mein Interesse wachrief, so war ich für meine Umgebung blind und taub. Wenn ich auf der Straße Menschen und Tieren auswich, so geschah es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur instinktiv. Diese Eigenschaft, von einem Thema ganz gefangen genommen, für alles Umgebende blind und taub zu werden, ist mir fürs Leben geblieben. Ich konnte auch im Zimmer stundenlang auf- und abgehn und dachte mich gewöhnlich so intensiv in meinen Stoff hinein, daß ich, irgendwie gestört, wie aus einem schweren Traum zu erwachen pflegte. Dieses Auf- und Abgehen mit vorgeschobenen Lippen und krauser Stirne, ohne mich um jemand zu kümmern, erregte begreiflicherweise das Befremden aller.

Ich malte mir im Geiste die Zukunft aus. Ich sah riesengroße Leinwanden und auf einem Gerüst einen Maler, verhältnismäßig klein wie eine Fliege, bei den Leinwanden herumkrabbeln, denn ich glaubte für große Kunst gehörten unbedingt große Dimensionen. Der Maler — das war ich. Selbstverständlich erregten meine Werke und mit ihnen ich, das Staunen aller. — Aber so zu Fuß bewundert zu werden genügte mir nicht. Ich ritt auf einem feuerigen Roß durch die Straßen meiner Heimatstadt und während alle mich anstaunten, neigte ich mich vom Rosse und sprach freundlich und leutselig mit diesem und jenem. Ich weiß heute nicht mehr, welche Themata ich in meinen Bildern zu verarbeiten gedachte, sie waren aber immer umfangreich und tendenziös. Ein Stoff, an den ich damals dachte, blieb mir im Gedächtnis. Es sollte eine „Etappe" werden. Eine Etappe nennt man in Rußland einen Sträflingschub, der zu Fuß von Ort zu Ort befördert wird. Ich sah oft so einen Trupp müder, abgespannter, verwahrloster, schlecht genährter Menschen, aus den verschiedenartigsten Typen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Raſſen, wie ſie nur Rußland bieten kann, zuſammengewürfelt, gefeſſelt, müde, von ebenſo abgehetzten, müden Soldaten begleitet, die kotige Straße entlang wandern. So einen unglücklichen Menſchenhaufen wollte ich einmal in einem Bilde darſtellen. Dieſes Thema, das ich leider niemals gemalt habe, ſpukte mir viel im Kopfe herum.

Zur glänzenden Zukunft, die ich mir ausmalte, gehörte natürlich auch eine Hofequipage, die ich im Geiſte vor unſer beſcheidenes Haus vorfahren ſah. Ein livrierter Diener tritt ein und meldet mir: Seine Majeſtät, der Kaiſer wünſche mich dringend ſofort zu ſprechen. Iſt ſteige in die Equipage und fahre davon, von allen bewundert und beneidet.

Ich erſann auch Situationen, die mir Verdruß bereiteten und dachte mich oft in vielen Ärger hinein, ſo ſehr, daß ich tatſächlich für einige Zeit brummig und ſchlecht gelaunt ward. Auch dieſe Eigenſchaft, am Unwahrſcheinlichen, künſtlich Erdachtem mir die Laune zu verderben, beſitze ich heute noch. Mit ſolchen und ähnlichen, bald kindiſchen, bald ernſten Vorſtellungen befaßte ich mich viel.

Vorübergehend litt ich auch zu jener Zeit an Anfällen von Schwermut. Ich hätte keinen Grund angeben können, warum mir manchmal ſo ſchwer ums Herz war. Ich konnte ſtundenlang durch das Zimmer auf- und abgehen, nur mit Mühe das Schluchzen unterdrückend. Die Mutter drang in ſolchen Fällen beunruhigt auf mich ein, ich möge ihr mitteilen, was mir fehle, ob mir vielleicht etwas zugeſtoßen ſei? — Aber ich konnte ihr nichts anvertrauen, ich kannte ja ſelbſt den Grund meiner Traurigkeit nicht. — Dieſe Anfälle vergingen bald.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es hat auch eine Periode gegeben, in welcher der Gedanke an den Tod mich sehr bedrückte. Mit dem Gedanken an den Tod stand ich auf und mit ihm legte ich mich nieder. Alles kam mir eitel, unnütz und zwecklos vor. Alles mündete ja in den Tod. Keine frohe Begebenheit, kein in Erfüllung gegangener Wunsch, konnte mich recht aufheitern. Wozu, was nützte dies alles? — Sterben müßte man doch. Ich stand wie unter einer Zwangsvorstellung. Auch diese Bedrückung wich nach und nach.

Meine Eltern mieteten damals ein geräumiges Haus, das der Witwe eines Popen gehörte, die selbst im Hofe in einem Flügel wohnte. Die Popin besah oft und gerne meine Zeichnungen. Ich hatte damals nach einem schlechten Holzschnitte eine Kopie nach Defreggers Bild angefertigt, das in der Wiener Akademischen Galerie hängt: In einer Herberge schenkt ein junger Wanderer einem hübschen Dirndl aus seiner Feldflasche ein Gläschen Schnaps ein, während einige Bauern lächelnd zuschauen. Die Popin fragte mich, was das Bild vorstelle? — Das Mädchen, meinte ich, scheint dem jungen Manne einen Dienst erwiesen zu haben und er schenkt ihr zum Lohn dafür einen Schnaps ein. Diese einfache Erklärung dürfte ich aber in drollige Worte gefaßt haben, denn die Popin lachte sehr. Sie ließ sich von mir das Bild zu ihrer Belustigung mehrmals zeigen und erläutern, ja sie bat mich sogar einmal, als sie Gesellschaft hatte, auch ihren Gästen das Bild zu zeigen. Als alle das Bild in Augenschein genommen hatten, meinte die Popin: „So, jetzt erklären Sie uns, bitte, das Bild.“ Ich begann mit meiner Erläuterung und die Popin wälzte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſich vor Lachen und auch die Männer ſchmunzelten vergnügt.

Die Popin hatte einen Sohn, etwa zwei bis drei Jahre älter als ich, der das geiſtliche Seminar beſuchte. Dieſer und ein Freund von ihm luden mich eines Tages ein, mit ihnen in den Wald jenſeits des Dnjepr zu gehn, um Beeren zu ſammeln. Ich war jenſeits des Fluſſes noch niemals geweſen und griff freudig die Einladung auf. Als wir an den Fluß kamen, beſtanden meine Begleiter darauf, nicht mit der Fähre, ſondern mit einem kleinen Kahn, einem ſogenannten „Seelentränker" den Fluß zu überſetzen. Ein ſolches Abenteuer ſchien mir ſehr gewagt, aber ſie hörten nicht auf meinen Einſpruch, ſetzten mich beinahe mit Gewalt in den Kahn und ſtießen ab. Das Herz fiel mir in die Socken. Das ungewohnte Element unter mir, die Strömung, die ſchaukelnden Bewegungen des Bootes riefen bei mir ein Gefühl größter Unſicherheit hervor, ein Gefühl, das nichts anderes als große Angſt war, was ich aber um keinen Preis zugegeben hätte. Ich erwartete jeden Moment, daß das Boot umkippen und wir ertrinken würden. Den beiden Begleitern machte meine Furcht großen Spaß. Sie trachteten mich noch mehr zu ängſtigen, indem ſie den Kahn heftig ſchaukelten. Ich dachte, wir müßten alle gleich untergehen. — Wir kamen aber alle glücklich ans andere Ufer und auch zurück. Da ließ ich mir zeigen, wie man das Ruder handhabt und fuhr ganz allein mit Gruſeln und großem Vergnügen über den Dnjepr hin und zurück. Ich gewann ſeit damals am Waſſerfahren ein großes Wohlgefallen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jenseits des Dnjepr befand sich ein Kloster, dessen Archimandrit (Prior) meinen Vater kannte, den er hie und da mit Kommissionen betraute. Das Kloster lag mitten im Flachland. Es nahm sich mit seinen grünen Zwiebelkuppeln eigenartig und malerisch aus. Eines Tages gedachte ich das Kloster abzuzeichnen. Ich ging an den Fluß, löste einen angebundenen „Seelentränker" und ruderte mich auf die andere Seite hinüber. Dort angekommen, setzte ich mich auf einen Baumstumpf, schlug mein Skizzenbuch auf und wollte mit meiner Arbeit beginnen. Ich war im landschaftlichen Zeichnen nach der Natur noch sehr unbeholfen und wußte nicht recht, wie eine so komplizierte Arbeit anzupacken wäre. Ich begann oben bei den Kreuzen und gedachte langsam, Stück für Stück, wie ich es vor mir sah, abzuzeichnen.

Ich hatte kaum die Kreuze skizziert, als eine scharfe Stimme fragte: „Was machst du hier?" — Ich sah mich erschrocken um. Hinter mir stand ein Mensch von typisch russischem Aussehen, mit Vollbart, in Röhrenstiefel und dem Hemd über den Hosen. Er sprach herrisch in obrigkeitlichem Tone, sah aber wie ein Muschik, wie ein Bauer aus.

Der Störung wegen geärgert, auch gekränkt, weil er mir „du" sagte, antwortete ich unfreundlich: „Was geht denn das dich an?" —

„Was machst du da?" fragte er nochmals mit dröhnender Stimme.

„Siehst du nicht? ich zeichne."

„Das ist nicht erlaubt", erklärte er kurz. „Wer bist du?"

„Warum ist das nicht erlaubt?" fragte ich, ohne seine Frage zu beantworten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

„Uns ist befohlen, die Ufer des Dnjepr zu bewachen und niemand zu erlauben, weder Notizen, noch Kopien, noch Vervielfältigungen oder sonstige Vermerkungen zu machen. Komm mit!"

„Ja, wer bist du denn eigentlich?" fragte ich.

„Ich bin der Klosterkoch", antwortete er. „Komm mit!"

„Wohin soll ich mitkommen? Laß mich in Ruhe, ich will meine Zeichnung fertigmachen."

Aber der Mann bestand darauf, mich ins Kloster zum Verhör abzuführen. Es handelte sich scheinbar um den Übergriff eines einfältigen Menschen, der sich verdienstlich machen wollte. Ich mußte mich fügen. Da der Prior meinen Vater kannte, war mir nicht sehr bange, wenn auch ich etwas eingeschüchtert worden war. Wir machten uns auf den Weg und erreichten bald das Kloster.

Im Klosterhofe standen zwei Novizen mit hohen schwarzen Mützen auf dem Kopfe. Der Koch ging zu ihnen hin und berichtete ihnen über seinen Fang.

Die Mönche beguckten mich, falteten gottergeben die Hände und ich hörte, wie sie sagten, er solle mich zum Archimandriten führen. Ich wurde durch byzantinische Seiten- und Winkelgänge zu einer Treppe gebracht und in den ersten Stock geführt. Hier war die Wohnung des Priors. Der Koch ließ mich im Vorzimmer warten und ging in den nächsten Raum, wo der Archimandrit sich aufhielt. Der Prior war sehr schwerhörig. Ich hörte, wie er auf ihn lostrompetete: „Hochehrwürdiger Herr! Ich habe einen Sozialisten gefangengenommen, einen Spion, einen Nihilisten. Er saß am Ufer des Dnjepr und verfertigte Notizen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeichnungen, Kopien und Vervielfältigungen aller Art! Was soll mit ihm geschehen?"

Der Prior kam, verwundert mit den Lippen schmatzend, ins Vorzimmer. Er war ein hochgewachsener, etwa fünfzigjähriger Mann, mit kleinem schütteren Vollbart, mager, von asketischem Aussehen. Er trug einen schwarzen Talar und an einer Kette ein großes goldenes Kreuz auf der Brust. Mit gefalteten Händen kam er auf mich zu: „Um Gotteswillen, was haben Sie angestellt?" —

„Hochehrwürdiger Herr," schrie ich zu ihm empor, „nichts habe ich angestellt, ich wollte nur das Kloster abzeichnen. Sie kennen ja meinen Vater, den E—n".

„Ach, sind Sie sein Söhnchen, das Maler werden will?" frug er sehr freundlich, „gehen Sie, mein Sohn, zeichnen und malen Sie, was Sie wollen". Er entließ mich in freundlichster Weise, zum nicht geringen Erstaunen des übereifrigen Koches, der während der Unterredung den Ausgang bewachte und scheinbar ein ganz anderes Resultat erwartet hatte.

Die Ferien waren vergangen.
Ich kehrte zurück nach Wilna. Mein drittes Schuljahr begann.

Das Zeichnen nach den gipsernen Köpfen war mir schon längst langweilig geworden. Ich hätte mich gerne im Naturkopfzeichnen versucht. Aber das Arbeiten nach lebendem Modell war nicht leicht einzurichten. Ivan Petrowitsch hätte wohl nichts dagegen gehabt, ja, es wäre ihm sogar willkommen gewesen, es verliehe ja der Anstalt selbst einen höheren Anstrich, wenn man dort das Studium nach der Natur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

betriebe, aber der Schule ſtanden für ſolche Zwecke keine Mittel zur Verfügung. Das Zeichnen nach der Natur war nur zu ermöglichen geweſen, wenn wir Modelle für eigene Rechnung ſtellten.

Um bei meinem kargen Einkommen die Ausgaben leichter tragen zu können, aſſoziierte ich mich mit zwei anderen vorgeſchritteneren Kollegen und machte mich auf die Suche nach Modellen.

Gerne hätte ich einen ſchönen alten Judenkopf gezeichnet, aber bis auf den heutigen Tag bringt man einen orthodoxen Juden leichter durch das Öhr einer Nadel als zum Modellſtehen. Gelingt es auch manchmal, ſo gehört immerhin große Geduld und eine zähe Überredungskunſt dazu, um allein die Präliminar-Verhandlungen mit ſo einem ſpröden Modell zu erledigen.

Ich ſehe eines Tages auf der Straße einen Juden, deſſen charakteriſtiſcher Kopf mir ſehr gefällt. Der Mann ſcheint arm zu ſein und ein kleiner Verdienſt müßte ihm willkommen ſein. Ich ſuche unauffällig, um den Mann herumzugehen, um ihn von allen Seiten genau zu betrachten. Dann nähere ich mich ihm und wünſche einen guten Tag. Dem Manne waren aber die verdächtigen Umkreiſungen ſeiner Perſon ſchon aufgefallen.

„Was wollen Sie von mir?“ fragt er mißtrauiſch.

Ob er mir nicht Modell ſitzen möchte?

„Was wollen Sie?“ —

„Abzeichnen, abmalen will ich Sie“, erkläre ich.

Schon waren etliche gaffende Juden zu uns getreten und an dieſe gewendet, fragt mein Modell erſtaunt, wie um Schutz bittend: „Was will er von mir?“ —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun wendet sich einer aus dem Publikum in vermittelndem Tone an mich: „Verzeihen Sie, was wollen Sie von dem Manne da?" —

Ich sage nochmals, was ich von dem alten Juden wünsche.

Der Vermittler versteht mich und erklärt dem anderen: „Er will Sie ‚arob chapen', photographieren will er Sie."

Das Wort „photographieren" macht mein Modell erst recht mißtrauisch. Er zieht verächtlich die Schultern hoch und erklärt mit einer wegwerfenden Handbewegung, daß er sich nicht photographieren lasse.

Ich bemühe mich, ihm auseinanderzusetzen, daß es sich um keine Photographie handelt.

„Wozu brauchen Sie das?" fragt er noch immer mißtrauisch.

Ich erwidere, daß ihm gleichgültig sein kann, wozu ich es brauche; für ihn sollte doch die Hauptsache sein, dabei etwas zu verdienen. — Er besteht aber darauf, ich möge ihm sagen, wozu ich es brauche.

Ich beginne, ihm auseinanderzusetzen, daß ich angehender Maler bin. Er beispielsweise ist Botengänger, dies ist sein Geschäft und ich bin Maler, dies ist mein Geschäft. Ich „chape arob", ich male die Menschen ab. — Der Mann ist aber durch meine Erklärung nicht befriedigt. Scheinbar vermutet er, daß ich mit der Malerei irgendeinen geheimen Zweck verfolge.

Während wir verhandeln, sammeln sich um uns immer mehr und mehr Zuhörer an. „Gehen wir," sagt einer aus dem Haufen, „er macht Ansichtskarten, er macht ‚choisik'". (Das heißt ich will sie verspotten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Es zirkulierten damals Anſichtskarten mit gehäſſigen Judenkarrikaturen.)

Ich will auf den Mann nicht ſo leicht verzichten, denn ſein Kopf intereſſiert mich. Ich bemühe mich, ihm klar zu machen, daß von verſpotten keine Rede ſein könne, denn ich ſelbſt bin ja Gottſeilob und Dank, ein jüdiſch Kind. Ich verſpotte die Juden nicht, ich zeichne nur zu meinem Studium.

Es ſieht aus, als ob meine Worte Eindruck gemacht hätten.

Jetzt kommt die Honorarfrage aufs Tapet. Ich mache mein Angebot. Der Mann weiß noch gar nicht, was er zu leiſten haben würde, aber er findet, daß ich ihm zu wenig biete. Ich beſſere mein Angebot etwas auf und nun ſcheint es, als ob wir uns einigen ſollten. Auf einmal frägt mein zukünftiges Modell wieder mißtrauiſch geworden: „Nu, und warum wollen Sie ausgerechnet mich arob chapen?“ —

Ich erkläre ihm, daß mir ſein Kopf beſonders gut gefällt.

Gelächter bei den Herumſtehenden. Man beginnt, den Mann zu frozzeln: Man hätte gar nicht gewußt, daß er eine ſolche Schönheit, ein „Parſchön“ wäre. Mein Modell, durch den Spott ärgerlich geworden, zeigt mit dem Finger auf einen Nebenmann und ſagt: „Malen Sie lieber ihn ab“, läßt mich ſtehen und geht davon. —

Voll Verdruß über die verlorene Mühe gehe ich meines Weges. Da höre ich hinter mir rufen und eilige Schritte, der Mann kommt mir nachgelaufen. Ich freue mich, denn ich glaube, er hätte ſich's überlegt und ich kriege doch noch mein Modell, aber nein— er hatte bloß vergeſſen, mich zu fragen, ob

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

ich hier gebürtig, oder von auswärts zugereist sei? —

Auf jüdische Modelle mußten wir verzichten. Wladimirow und ich holten uns aus dem christlichen Versorgungshaus für alte Leute Modelle. Diese stellten keine langen Fragen und waren froh, auf so ruhige Art etwas Geld für einen Schnaps zu verdienen. Sie kamen uns nicht teuer zu stehen und ich konnte mein Verlangen nach der Natur zu zeichnen, befriedigen, ohne mich in Unkosten zu stürzen.

Ich glaube damals etliche gute Köpfe gezeichnet zu haben, ich dürfte mich aber in eine Manier hineingearbeitet haben.

Ivan Petrowitsch besserte mir einmal eine Zeichnung aus, wobei er mich aufmerksam machte, ich möge die Formen nicht zu sehr abrunden, daß ich vielmehr die Flächen herausfinden und betonen solle. In diesem Sinne nahm er einmal meine Arbeit vor und zeichnete eigenhändig etliche scharfe Striche hinein. Was er sagte, leuchtete mir ein, denn ich sah, daß die Zeichnung durch seine Korrektur an Charakter und an Kraft gewonnen hatte. Nun machte ich jetzt ständig Jagd auf die „Flächen", begann sie überall herauszuspüren und tat schließlich des Guten zu viel, so daß meine Zeichnungen, obwohl ich über ein gesundes Formgefühl verfügte, zerknittert und überarbeitet auszusehen begannen.

Eine Mappe mit meinen Arbeiten aus jener Zeit ist mir später in der Akademie gestohlen worden. Ich fasse den Diebstahl, der bestimmt von einem Ateliergenossen ausgeführt worden war, als ein Kompliment auf. Er nahm mir aber leider die Möglichkeit nachzu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

prüfen, ob meine heutige Meinung über meine damaligen Arbeiten den Tatsachen entspricht. Ein kleines Selbstporträt, das ich damals angefertigt hatte, das mich mit der Tellermütze auf dem Kopfe darstellte, dürfte gut gewesen sein. Es ist ebenfalls mit der Mappe verloren gegangen. Ich hoffe, daß diese gestohlene Mappe doch noch irgendeinmal und irgendwo zum Vorschein kommen wird.

Ich durchwachte damals, beim Lichte meiner Petroleumlampe, arbeitend die Nächte hindurch, bis zum Morgengrauen. „Die Nachtzeit ist zum Lernen geschaffen", heißt es irgendwo im Talmud. In der Nacht war es ruhig, man wurde durch nichts und durch niemand gestört. Es erfüllte mich beim Arbeiten eine stille, reine Freude.

In der Schule war alles beim alten. Ivan Petrowitsch blieb gleich vornehm und freundlich, strengte sich aber mit dem Unterricht nicht sehr an. Römer war oft betrunken. Von allen beiden war so gut wie nichts zu erlernen.

Von Zeit zu Zeit besuchten Ivan Petrowitsch Petersburger Akademiker, gewesene Zöglinge unserer Schule, die wir voll Ehrfurcht anstaunten. Der Hochschüler im allgemeinen, der „Student", war ja der Mann, zu dem wir emporschauten. Schon allein der Anblick eines solchen jungen Mannes in der schmucken offiziersähnlichen Uniform war für uns ein Genuß. Die persönliche Bekanntschaft gar mit einem Hochschüler gereichte jedem zur großen Ehre.

Die Hochschüler waren in unseren Augen nicht allein die Träger der Kultur, sondern sie waren auch Männer, die von den Behörden ständig im Auge be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

halten wurden. Sie befaßten sich mit Politik, sprachen von „politischer Ökonomie" und andern hohen Dingen, und man raunte sich mit Bezug auf diesen oder jenen das Wort „Sozialist" zu, ein Wort, bei dessen Klang alle ein Schauer der Neugierde und der Ehrfurcht überlief.

Eines Tages kam zu uns in die Schule ein Akademiker, ein gewisser Pjotrowsky auf Besuch, derselbe, von dem die schöne Zeichnung des Christuskopfes mit dem aufgeschlagenen Buche stammte, die mir am ersten Tage meines Schulbesuches so vorteilhaft aufgefallen war. Er kannte Wladimirow von früher her, und dieser machte mich mit ihm bekannt. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, einer solchen Persönlichkeit vorgestellt worden zu sein und war mir der mir erwiesenen Ehre bewußt. Pjotrowsky war ein lieber Kerl. Wir waren bald auf gutem kameradschaftlichem Fuß.

Wir suchten am Nachmittag eines schönen Tages gemeinsam Wladimirow auf. Als wir den Garten seines Hauses betraten, erblickten wir ihn mit der Flinte in der Hand dahinschleichen, wie ein Indianer hinter einem Wild. Er winkte uns, uns ruhig zu verhalten. Plötzlich stand er still, legte an, ein Schuß krachte und wir hörten ihn ärgerlich ausrufen: „Gefehlt!" — Er hatte auf einen gelben Kater gepirscht, der unter den Singvögeln seines Gartens Schaden anrichtete. Wladimirow ließ ab vom Kater und lud uns ein, in einer schönen schattigen Laube Platz zu nehmen. Die geladene Flinte stellte er schußbereit zu seiner Rechten. Wir begannen vergnüglich zu plaudern. Pjotrowsky erzählte vom akademischen Leben, Wladimirow gab Jägerlatein zum besten. Der laute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ruf: „Zuckeriger Froßt!“ zeigte uns die Anwesenheit eines Gefrornes-Mannes in der Nähe an. Wladimirow ließ ihn eintreten, kaufte einen großen Teller voll Gefrornes, um seine Gäste zu bewirten und wir begannen, vergnüglich zu naschen. Da sprang Pjotrowsky plötzlich auf und schrie wie toll: „Der gelbe Kater!“ — Wladimirow packte die Flinte und stürzte in den Garten. Ich wollte ihm nach, aber Pjotrowsky winkte mir schelmisch beim Gefrornen zu bleiben. — Als Wladimirow von der erfolglosen Pirsch zurückkam und den leeren Teller vorfand, verstand er, daß er einem Scherze aufgesessen war. Wir lachten alle drei ganz kannibalisch.

Ich bezog ein neues Quartier. Diesmal ging ich in eine Vorstadt wohnen.

Hier in der Vorstadt behagte es mir. Vom Vater erbte ich das unruhige Blut. Wenn ich nicht arbeitete, konnte ich keine Minute lang untätig bleiben. Weil aber in unserem Milieu für sportliche Übungen, mit denen man die Mußestunden ausfüllen könnte, weder Verständnis noch ein Feld der Betätigung vorhanden war, arteten die angesammelten Energien in Gassenjungentum aus. Rudel von halbwüchsigen Buben, deren Anführer ich wurde, sammelten sich um mich. Wir liefen lärmend und johlend durch die Straßen der Vorstadt, im Winter wütende Schneeballschlachten aufführend, im Sommer Drachen steigen lassend, wiewohl solcher Zeitvertreib nach den herrschenden Begriffen für einen Jungen meines Alters sich nicht mehr schickte. Drachen steigen zu lassen verursachte mir noch ebensoviel Spaß wie in meiner frühen Kindheit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S. hatte die Zeichenschule absolviert und war in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er Gönner und Freunde besaß. Er hoffte dort Aufträge zu bekommen und etwas Kapital verdienen zu können, denn er wollte eine Akademie beziehen und brauchte Geld für die Reise und seine Installierung am neuen Orte. Er stand mit K. in Korrespondenz und aus seinen Briefen, die auch ich zu lesen bekam, ersah ich, daß er gegen mich irgendeinen Groll hegte. Entweder konnte er die Geschichte aus der Schule mit dem Bogen Papier nicht verwinden, oder irgendein anderer Umstand, der mir unbekannt blieb, stimmte ihn gegen mich. Allerdings konnte es nur ein Geringfügiges sein, denn ich war mir durchaus nicht bewußt, ihm irgendwie nahegetreten zu sein. Im Gegenteil.

In einem Briefe teilte er nun einmal dem K. mit, daß er beschlossen habe, die Akademie in Wien zu beziehen. Er hoffe, Empfehlungen zu bekommen und zu einem bestimmten Termin hinfahren zu können. Er, K., schrieb er, möge aber mir davon nichts mitteilen und äußerte sich dabei über mich in abfälliger Weise. Ich wollte herauskriegen, was er gegen mich habe? — K. wußte entweder selbst nichts, oder er wollte mit der Sprache nicht heraus. Ich hatte deshalb nutzloserweise einen heftigen Auftritt mit ihm. Nun schrieb ich einen wütenden Brief an S., erhielt aber keine Antwort. Ich kann auch heute keinen anderen Grund für sein Verhalten annehmen, als Mißgunst gegen den Rivalen, den er stärker als sich selbst erkannte. Dem K. aber grollte ich wegen seines unklaren Verhaltens noch lange. Es war mir peinlich, zwei Menschen gegen mich verstimmt zu wissen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

ohne die Urſache ihres Grolles zu kennen, ohne mich rechtfertigen zu können.

Die Verhältniſſe hatten ſich bald ſehr zu meinen Ungunſten verändert. Der Buchhändler S—n, mein Stipendiumgeber, war plötzlich geſtorben. Es war ein großer Schlag für mich. Nicht etwa, weil der Mann mir irgendwie naheſtand. Er war für mich ja nur eine Reſpektperſon geweſen. Die Unterſtützung, die er mir ſo lieblos gewährte, die ſicherlich weder meiner Perſon noch meiner Begabung galt, erzeugte in mir ein Gefühl der Dankbarkeit nur gegen Wladimir Grigorijewicz, denn ich konnte mich niemals des Gedankens erwehren, daß ich es nur ihm zu verdanken hatte, wenn Herr S—n ſich für mich intereſſierte. Ich wußte indes nicht, ob die Familie S—ns die gleichen Gründe wie der Verſtorbene haben würde, um mir die Unterſtützung auch fernerhin zu gewähren.

Eines Tages ging ich, nur gewaltſam meine große Aufregung unterdrückend, zu S—ns, um meine Kondolenz zu machen. Die Frau, die ich bis jetzt nur vom Sehen kannte, eine hochgewachſene dürre Erſcheinung, die etwas Saueres in ihrem ganzen Weſen hatte, empfing mich. Sie erklärte mir kurz, der veränderten Verhältniſſe wegen, mir den von ihrem Manne gewährten Studienbeitrag entziehen zu müſſen.

Jeder wird ſich leicht vorſtellen können, welch trübe Gedanken mich beſchlichen. — Frau S—n zeigte mir im Laufe der Unterredung eine gelungene Photographie ihres verſtorbenen Mannes und fragte, ob ich nicht ein lebensgroßes Bild darnach zeichnen könnte. — Ich verſprach mein Beſtes zu leiſten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nachdem ich mich acht Tage lang mit dem Abzeichnen der Photographie redlich abgemüht hatte, brachte ich an einem Nachmittag das fertige Bild. Die ganze Familie war nach dem Speisen versammelt. Alle nahmen das Bild genau in Augenschein und besprachen es lebhaft, sprachen aber Französisch, das ich nicht verstand, zueinander. Der junge Herr S—n gab mir Bescheid, ich möge das Bild dortlassen; am Abend käme zu ihnen der Zeichenlehrer aus dem Gymnasium auf Besuch, dessen Gutachten sie einholen wollten. Ich möge in einigen Tagen wieder anfragen.

Als ich wiedergekommen war, teilte mir der junge Herr S—n mit, der Gymnasiallehrer habe das Bild sehr gut gefunden. Er meinte, nur im Gesichtsausdruck fehle etwas. Das Fehlende sei aber so subtiler Natur, daß ich begreiflicherweise noch nicht imstande sei, es wiederzugeben. Ich möge deshalb die Zeichnung meinem Professor zeigen und ihn bitten, das Nötige hineinzuzeichnen.

Ich nahm betrübt das Reißbrett mit dem Bilde unter den Arm und ging zu Ivan Petrowitsch. Ich erzählte ihm alles und bat ihn, mir das Bild auszubessern. Er nahm freundlich die Photographie in die Hand, verglich sie lange mit meiner Zeichnung und sagte achselzuckend: „Was wollen die Leute von dir? Es ist ja ganz ausgezeichnet getreu wiedergegeben!"

Ich bemerkte, der Ausdruck solle nicht ganz stimmen.

„Ah, was, das sind Wichtigtuereien", sagte er ärgerlich. „Trage das Bild hin und sage, ich habe es ausgebessert." — So tat ich.

Wieder war die Familie beisammen. Der junge Herr S—n wollte wissen, wo und was der Professor

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hineingezeichnet habe und ich zeigte: Hier, da und dort.

Er trat ein paar Schritte zurück, kam wieder dem Bilde näher, ging wieder zurück, guckte durch die Faust wie durch ein Perspektiv, näherte sich wieder dem Bilde und ward schließlich von meiner Leistung ganz begeistert. Er fragte mich belehrend, ob ich es merke, wie wenige Striche von einer Künstlerhand der Arbeit eines Anfängers ein ganz verändertes Aussehen verleihen können. — Ich versicherte zerknirscht, mir schon selbst darüber Gedanken gemacht zu haben. Es sei einfach verblüffend! —

Die Familienmitglieder sprachen wieder Französisch miteinander, und ich verstand, daß man mit mir zufrieden war. Man entließ mich in gnädiger Weise, nachdem man meine Arbeit mit fünf Rubel honoriert hatte.

Ich dachte auf dem Heimweg:

„Nicht wer die meiste Ware hat, ist darum der Klügere."

Meine materiellen Verhältnisse hatten sich also bedeutend verschlechtert. Die drei Rubel, die ich vom Unterstützungsverein bezog, mein einziges sicheres Einkommen, reichten gerade für das Quartiergeld.

Es hieß sich energisch nach Verdienstmöglichkeiten umsehen, sollte der drohenden Not vorgebeugt werden. — Porträtzeichnungen nach Photographien anzufertigen, war eine zu unregelmäßige Einnahmequelle. Da wollte ich es versuchen, durch Erteilen von Zeichenunterricht den Ausfall an Einkommen wettzumachen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es traf ſich, daß um dieſe Zeit eine angeſehene jüdiſche Familie nach einem Zeichenlehrer für ihre beiden Söhne, Gymnaſialſchüler, ſuchte. Sie wandten ſich an unſere Schule. Ivan Petrowitſch empfahl mich.

Ich ſtellte mich eines Tages vor, wurde freundlich aufgenommen und gegen mäßiges Honorar mit dem Unterricht betraut.

Die beiden Knaben waren im Alter von etwa zwölf und vierzehn Jahren. Der ältere, ein ſchwächlicher, liebenswürdiger Junge, zeigte nur wenig Eifer fürs Zeichnen. Er ſuchte durch fortwährendes Stellen von Fragen über Dinge, die ihn nichts angingen, die Stunde zu verſchwatzen. Der jüngere war ein robuſter Knabe, flegelhaft im Benehmen, und ſein Eifer beim Zeichnen war noch geringer als der ſeines Bruders. Der Unterricht ſtockte, die Buben lernten bei mir nichts. Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie ſauer es iſt, durch Stundengeben ſein Brot verdienen zu müſſen. Gerne hätte ich, wenn es meine Verhältniſſe geſtatteten, den Unterricht eingeſtellt. Aber die Verbindung mit dieſer Familie war für mich beſonders wertvoll geworden, und zwar aus folgenden Gründen:

Abgeſehen davon, daß die P—s zu den jüdiſchen Ortspatriziern zählten, war eine Schweſter der Hausfrau mit dem berühmten Bildhauer Antokolsky, der ſtändig in Paris wohnte, verheiratet. Dies verlieh den P—s in meinen Augen ein gewaltiges Anſehen. Es wäre geradezu ſündhaft geweſen, eine ſo koſtbare Verbindung mutwillig aufzugeben. Die Familienmitglieder gingen mit mir beſonders liebenswürdig um und hatten mir verſprochen, gelegentlich meinen heißen Wunſch zu erfüllen: Antokolsky meine Ar-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beiten vorzuzeigen. Auf eine solche Gelegenheit wartete ich, wie auf ein großes Glück. Also suchte ich meine Ungeduld zu zähmen und unterrichtete vorläufig meine ungelehrigen Schüler weiter.

Einstweilen ging es mir schlecht.
In meiner großen materiellen Beklemmung entschloß ich mich, eines Tages beim Geheimrat S. vorzusprechen, obwohl ich von dieser Seite nicht viel erhoffte. Ich wollte ihm erklären, wie ich hier in der Zeichenschule nichts mehr zu lernen hätte, wie ich, falls ich vorwärts kommen solle, an eine Akademie gehn müßte, um weiterzustudieren, und ihn bitten, mir seine Protektion angedeihen zu lassen, um womöglich ein auskömmliches Stipendium zu erlangen. Der Geheimrat empfing an bestimmten Tagen.

Ich raffte mich also zusammen und ging aufgeregt, wie ich auch bei weniger wichtigen Anlässen zu sein pflegte, hin. Eine Mappe mit Zeichnungen hatte ich mitgenommen. — Bald stand ich dem großgewachsenen Manne mit dem glattrasierten Gesicht, dem englischen Backenbart und dem Stern auf der Brust, gegenüber. Ich stotterte verschüchtert und verlegen mein Anliegen heraus und bat um die Erlaubnis, meine mitgebrachten Arbeiten vorzeigen zu dürfen. Mit vornehmer Nachlässigkeit, aber nicht ohne Interesse besichtigte der hohe Beamte meine Zeichnungen. Ich erwartete respektvoll sein Urteil.

Sein Verständnis für Kunst dürfte kein allzu großes gewesen sein. Er nahm ein Blatt zur Hand, auf dem eine männliche Aktfigur ohne Feigenblatt dargestellt war, zeigte mit einem Finger seiner beringten, ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

pflegten Linken auf eine bestimmte Stelle, die des Feigenblattschutzes entbehrte und sagte streng: „Hier, junger Mann, haben Sie sich eine große Freiheit herausgenommen." — Dies war alles. — Im übrigen speiste er mich mit konventionellen Redensarten ab und vertröstete mich auf die Zukunft. Ich verstand, daß ich von dieser Seite nichts zu erwarten habe und um eine Hoffnung ärmer ging ich traurig davon. —

Mein Wunsch, Antokolsky meine Arbeiten zeigen zu dürfen, erfüllte sich früher als ich erhoffte.

Es geschah eines Tages, daß der Vater Antokolskys, der in Wilna wohnte, ein alter Mann, verunglückte und starb. Der berühmte Mann kam aus Paris zum Leichenbegängnis.

Unter uns Kunstjüngern herrschte wegen Antokolskys Anwesenheit große Aufregung. Der Mann war ja für uns einer der populärsten Künstler der Welt. Es ist nur allzu begreiflich, daß wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen wollten. Viele, darunter auch ich, gingen zum Leichenbegängnis. Aller Blicke waren auf den schlanken, tadellos in Schwarz gekleideten Mann, mit dem Trauerflor um Arm und Zylinderhut, gerichtet, der gesenkten Hauptes die Bahre begleitete. Ich schlug einmal eine rasche Gangart an, blieb dann absichtlich wieder zurück, um ihn von vorne und von rückwärts und von der Seite betrachten zu können und konnte mich an ihm nicht satt sehen. Ich schaute zu ihm empor wie zu einem höheren Wesen.

Antokolsky verblieb für einige Tage in Wilna. Er wohnte bei P—s. Viel zu schüchtern, um mich um die Ehre zu bewerben, ihm vorgestellt zu werden, bat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

ich seine Schwägerin, nur die Mappe mit meinen Arbeiten, die ich brachte, ihm vorzuzeigen.

Also meine Zeit war gekommen! Ein wirklicher Künstler, anerkannt und berühmt, der, trotzdem er Jude war, den Titel eines russischen Staatsrates führte, ein Mann, der ständig in Paris lebte und in der Pariser Welt-Ausstellung 1878 mit der Großen Goldenen Medaille ausgezeichnet worden war, sollte meine Arbeiten zu Gesicht bekommen. —

Als ich nach einigen Tagen wieder im Hause P—s meine Stunden zu geben hatte, wurde mir folgendes mitgeteilt: Antokolsky sei unerwartet nach Petersburg abgereist, werde aber nach etlichen Tagen zurückkommen. Meine Zeichnungen haben ihm ausnehmend gefallen. Er sei gerne bereit, etwas zu meinen Gunsten zu tun und er habe deshalb meine Mappe mitgenommen, um sie in Petersburg maßgebenden Ortes vorzuzeigen. Nach seiner Rückkehr wünsche er, mich kennen zu lernen.

Es wird jedem leicht sein, meine Freude nachzuempfinden.

Ich ging wie in einem Rausche davon. Auf dem Heimwege hüpfte ich übermütig auf einem Bein, lachte den ganzen Weg vor mich hin und machte ein paar regelrechte Bocksprünge. Durch meinen Erfolg stieg ich bei der Familie P—s im Ansehen; sie wurden mir gegenüber noch freundlicher und liebenswürdiger.

Als Antokolsky zurückkehrte, wurde ich ihm an einem Nachmittage vorgestellt. In meiner Verwirrung wagte ich kaum ihn recht anzusehen. Meine Erinnerung an seine Erscheinung stammt mehr vom Leichenbegängnisse her. Er war etwa vierzig Jahre alt, von schlankem Wuchse, hatte edle Gesichtszüge; der Bart

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

war geschoren, der Schnurrbart lang. Die Unterredung war kurz, aber sehr freundlich. Er erkundigte sich, was ich zu unternehmen gedächte. Ich hatte bereits die Absicht erwogen, ins Ausland an eine Akademie zu gehn, was ich ihm mitteilte. Er riet, keine Angst zu haben, ich würde schon durchkommen. Er wünschte mir Glück, schüttelte mir die Hand. Ich ging beglückt davon.

Meine Hoffnung auf eine durch ihn erwirkte materielle Unterstützung hat sich nicht erfüllt. Es war ihm nicht gelungen, zu meinen Gunsten etwas auszurichten.

Das dritte Schuljahr ging zu Ende. Ich kehrte zurück nach Hause.

Unsere Familie ward unterdessen wieder um ein Kind vermehrt. Schon allein, um diese Horde Kinder zu erhalten, mußten die Eltern ewig nach Mitteln suchen, um sich ausgiebigere Erwerbsquellen zu erschließen. Daß sie mich weiter unterstützen, oder gar auf ihre Kosten weiterstudieren lassen sollten, war einfach undenkbar. Ich mußte mir selbst helfen. Man nahm mich indes nach der langen Trennung freundlich auf.

Ich hatte Muße, darüber nachzudenken, wie ich mich für die Zukunft einrichten sollte. Die widerwärtigen und verzopften Verhältnisse in Rußland, den an allen höheren Schulen eingeführten Numerus Klausus für Juden in Betracht ziehend, glaubte ich am vernünftigsten zu handeln, wenn ich so bald als möglich ins Ausland ginge. Weil ich es der Sprache wegen in Deutschland für die erste Zeit leichter zu haben hoffte, entschloß ich mich für eine deutsche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt, und weil Wien sich mit den geringsten Reisespesen erreichen ließ, für Wien.

Meine Rückkehr gab Nachbarn und Freunden Gelegenheit, über meinen eigenartigen Beruf zu diskutieren. Einer, der auf uniformierte Kleidung, die in den Mittelschulen obligat war, besonderen Wert legte, fragte mich geringschätzig, ob die Schüler unserer Anstalt keine Uniform trügen? — Der Vater beeilte sich für mich zu antworten: Auch die Künstler hätten ihre Uniform. — Auf die Frage, wie diese Uniform aussehe, antwortete er mit grimmigem Humor: „Sie gehen alle in zerrissenen Stiefeln!" —

Wladimir Grigorijewicz Ostrowsky, der Bezirkshauptmann von Orscha, war unterdessen wieder versetzt worden. Der redliche Mann war den korrumpierten russischen Beamten ein Dorn im Auge. Er leitete jetzt den Kreis Bobrujsk im Gouvernement Minsk. Ich schrieb eines Tages an ihn und schilderte ihm meine materiellen Verhältnisse. Ich berichtete mit Stolz über die Begegnung mit Antokolsky und teilte ihm mit, daß ich beschlossen habe, die Wiener Akademie zu beziehen. Um aber meinen Entschluß ausführen zu können, brauche ich Geld. Woher nehmen? — Ich bat ihn, wenn möglich, irgendwie helfend einzugreifen.

Ich bekam bald Antwort. Ich solle nach Bobrujsk kommen, schrieb er mir, er wolle trachten, mir Aufträge zu verschaffen, damit ich das für die Reise nötige Geld verdienen könne.

Ich fuhr hin.

Ich besaß etliche Kopien, unter anderem eine Kopie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

nach dem Gemälde von Bida, „Klagende Juden an der Tempelmauer in Jerusalem". Ich hatte diese Kopie mit viel Geduld und Liebe angefertigt, weil mir das Bild sehr gefiel. Dies und anderes brachte ich mit. Wladimir Grigorijewicz ließ sich die Mühe nicht verdrießen und es glückte ihm, meine Arbeiten an wohlhabende Bürger zu verkaufen. Ich verdiente tatsächlich einiges Geld. Es war wenig, aber immerhin etwas.

Bobrujsk war eine kleine Kreisstadt, in der Art, wie Gomel und Orscha. Ebenso staubig im Sommer, aber um ein beträchtliches kotiger im Frühjahr und Herbst. Am Marktplatz versank man in der regnerischen Periode buchstäblich bis zu den Knien im Kot, während man in Gomel schon bei den Knöchel einen Halt fand, und der Orschaer Platz gar Spuren von Pflasterung aufwies.

Im allgemeinen habe ich die Zeit meines Aufenthaltes in Bobrujsk in angenehmer Erinnerung. Wenn ich auch bescheiden und sparsam leben mußte, so litt ich doch keinen Mangel. Ich war dabei mein eigener Herr und konnte tun und lassen, was mir beliebte.

In meiner freien Zeit las ich viel, aber wahl- und systemlos. Ich las meist aus dem Französischen übersetzte Romane, wie: Dumas d. ält. und so weiter. Später aber las ich Gogol, Dostojewsky, Turgenjiew, Zola und Viktor Hugo. Ich hatte damals auch begonnen, mich mit der deutschen Grammatik vertraut zu machen.

Meinen Zeitvertreib und mein Hauptvergnügen bildete das Bogenschießen. Ich konstruierte mir für gewöhnlich selbst eine Armbrust, wohl aus primi-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tivem Material, aber es gelang mir oft, ein recht präziſes Inſtrument zu ſchaffen. Ich ſchoß nach verſchiedenen Zielen und gewann mit der Zeit eine ſolche Fertigkeit, daß ich eine in die Luft geworfene Kartoffel mit ziemlicher Sicherheit treffen konnte.

Eines Tages hatte ich eine gute Armbruſt verfertigt, die fünfunddreißig Schritte weit die Pfeile ſchleuderte. Ich wurde erſt ſpät abends mit meiner Arbeit fertig und war untröſtlich, ſie nicht ſofort ausprobieren zu können. Bis zum nächſten Tag zu warten, ſchien mir unendlich lange. Weil draußen Vollmond war, ging ich in den Hof hinaus und ſpannte zwiſchen zwei Pfoſten eine dicke Schnur. Ich ſtellte mich ſo hin, daß ich die Schnur die Vollmondſcheibe durchſchneiden ſah, ſchoß ab — und traf. Mein Herz hüpfte vor Freude, wie die getroffene Schnur, die auf der Mondſcheibe hin- und hervibrierte.

Als der ungeduldig erwartete Morgen anbrach, kleidete ich mich raſch an, nahm meine Armbruſt und ging noch vor dem Frühſtück ins Freie.

Das Haus, in dem ich wohnte, war rückwärts in einem Hofe gelegen, der gegen die Straße offen war. Am Trottoire vor dem Hofe ſtanden plaudernd zwei chriſtliche Frauen. Im Hofe tummelten ſich frei herumvagabundierende Schweine, die den Miſthaufen und die Erde aufwühlten. Ich nahm einen meiner guten, ſchweren, aber ſtumpfen Pfeile, legte aufs geradewohl auf eines der Tiere an und ſchoß ab. Der Pfeil traf das Tier in der Nähe des Ohres und fiel zur Erde. Ein ſolcher Schuß mußte ganz harmlos ſein, aber diesmal geſchah etwas ganz Unerwartetes: Das Schwein ſtürzte lautlos zu Boden, ſtreckte alle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Viere von sich und blieb wie tot liegen. Ich erschrak heftig über dieses unerwartete Weidmannsheil. Das Unglück wollte, daß die Eigentümerin des erlegten Tieres eine der beiden Frauen war, die vor dem Hause auf dem Trottoire standen. Sie hatte den ganzen Vorgang mitangesehen, erwischte mich also in flagranti und ging wie eine Furie über mich los. — Erschrocken und eingeschüchtert suchte ich die Frau zu beschwichtigen, machte mich erbötig, den Schaden zu vergüten. Die Frau meinte aber, das Schwein werde ich ihr auf jeden Fall bezahlen müssen, jetzt aber ginge sie auf die Polizei: Einsperren solle man mich Lausbuben! — Sie lief wutschnaubend davon.

Ich und auch meine Quartiergeber gerieten in große Bestürzung. Man muß die Verhältnisse des ganzen Milieus kennen, um meine Angst zu verstehen. Es sind schon Fälle dagewesen, wo aus so nichtigen Anlässen auch ein Judenpogrom sich zu entwickeln vermochte.

Die jüdische Bevölkerung der kleinen Kreisstadt war wohl im Besitze von Haustieren, wie: Kühe, Ziegen, Geflügel, aber selbstverständlich besaß kein Jude ein Schwein, denn dieses Tier ist ja in der heiligen Schrift als unrein gebrandmarkt. Der Genuß seines Fleisches wird auf das höchste verabscheut. Einem Schweine zugefügte Unbill galt deshalb als ein Angriff auf rein christliches Eigentum. So, wie wir Buben vermeinten, gottgefällig zu handeln, wenn wir einem Schweine Prügel verabreichten, so nahm die Gegenpartei die Mißhandlung als einen Angriff auf das Christentum und fühlte sich dadurch in ihren frommen Gefühlen verletzt. Es ist komisch aber wahr. Schon als Kind hörte ich erzählen, zu welch schweren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Strafen Juden, die ein Schwein getötet hätten, verurteilt würden. Alte Weiber erzählten: Das getötete Schwein müſſe von der Judenſchaft mit Goldmünzen zugedeckt werden. Andere alte Weiber meinten, man werde in einem ſolchen Falle verurteilt, auf das tote Tier aus einer hochgehaltenen Schaufel ſolange Korn zu ſchütten, bis es ganz bedeckt iſt. Da das Schweinefell glatt iſt, rutſcht das Korn nach allen Richtungen auseinander, weshalb eine ſehr große Menge Getreide nötig ſei, um den Kadaver zu bedecken. — Als Baſis für dieſe Märchen mögen irgend einmal in Kraft geweſene mittelalterliche Beſtimmungen gedient haben.

Ich war alſo ſehr erſchrocken und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Mein Quartiergeber riet mir, mich auf jeden Fall zu entfernen, damit die Frau, falls ſie wirklich mit Polizei zurückkommen ſollte, mich nicht antreffe. Ich eilte bekümmert davon und irrte verſchüchtert den ganzen Vormittag durch die Straßen der Stadt. Erſt gegen Mittag, von Hunger und Neugierde getrieben, traute ich mich, zurückzukehren. Ich trat in unſere Gaſſe und ſpähte vorſichtig aus, ob nicht etwa ein Auflauf oder Polizei, oder ähnliches zu ſehen wäre. — Vor unſerem Hauſe ſtanden meine Quartierleute und ſpähten ihrerſeits aus. Als ſie mich erkannten, winkten ſie mir näherzukommen. Ich erriet an ihrem heiteren Geſichtsausdruck, daß die Gefahr vorüber ſein dürfte.

Sie erzählten mir lachend: Kaum war die Frau zur Polizei, kaum war ich aus dem Hauſe gegangen — erhob ſich auch das Schwein und lief ebenfalls munter davon. Es war ihm durch meinen Schuß kein Schaden zugefügt worden, es war nur betäubt geweſen. Die in Begleitung eines Schutzmannes zurück-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gekehrte Frau, die Schadenersatz für das getötete Tier begehrte, wäre, als der Sachverhalt sich aufklärte, von allen ausgelacht worden.

Wladimir Grigorijewicz war leidenschaftlicher Jäger. Er hielt Hunde und verbrachte alle vom Amte freie Zeit auf der Jagd. Es sah aus, als ob er vergnüglich dahinlebte. In Wirklichkeit aber war er, seiner Mißerfolge im Dienste, und der ewigen Versetzungen wegen, die ihn zwangen, getrennt von seiner Familie zu leben, müde. Frau und Kind konnten ihm des Sohnes halber, der in Gomel das Gymnasium besuchte, nicht überall nachreisen. —

Zu mir war er gut und teilnehmend. Er freute sich immer, wenn ich ihm melden konnte, etwas Geld verdient zu haben. Ich kam oft und trank bei ihm beinahe täglich den Tee. Mein Platz am Tische war Wladimir Grigorijewicz gegenüber. Der gemütlich brodelnde Samowar stand zwischen uns und Wladimir Grigorijewicz schenkte mir, da keine Frau im Hause war, selbst ein. Obwohl er stets freundlich und leutselig war, konnte ich mich in seiner Anwesenheit eines Gefühles der Bangigkeit nicht erwehren, was bei dem Unterschied von Alter und Lebensstellung, der zwischen uns bestand, nur begreiflich erscheinen mag.

Er sprach mit mir häufig von meiner Zukunft. Er hoffte, Antokolsky würde eines Tages doch noch etwas zu meinen Gunsten erwirken. Er glaubte, es müsse ein leichtes für Antokolsky sein, irgendeinen reichen Glaubensgenossen von mir zu bewegen, mir ein auskömmliches Stipendium auszusetzen, weil es allen Beteiligten nur zur Ehre Gottes gereichen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

würde. Oder gar Antokolsky selbst sollte mir aus eigener Tasche ein Stipendium aussetzen, das mir ermöglichte, bescheiden zu leben und ruhig studieren zu können, im Betrage von . . . na, — sagen wir — dreißig Rubel monatlich. — Ein wonniger Schauer überlief mich beim Erwägen einer solchen Möglichkeit. Ich hätte mich selbst nie erdreistet, an eine solche Summe zu denken, aber Herr Ostrowsky, der es doch verstehen mußte, hatte es selbst gesagt. —

Ich fühlte mich sehr glücklich. Nicht als ob ich mir auf diese dreißig Rubel ernstliche Hoffnung gemacht hätte. Im Gegenteil, ich hatte immer, wie es mich die Mutter lehrte, ein „nein" in der Tasche, war auf einen ungünstigen Ausgang gefaßt. Aber der Gedanke allein, daß es Menschen gebe, für die dreißig Rubel eine „Kleinigkeit" sein könne, und, daß er, der verehrte Meister, zu diesen Menschen gehörte, erfüllte mich mit Stolz und großer Genugtuung. Ich pflegte um das angenehme Prickeln nochmals auszukosten, schüchtern zu wiederholen: „Also, Wladimir Grigorijewicz, Sie glauben, daß es für Antokolsky eine Kleinigkeit sei?" — Und Herr Ostrowsky schlürfte gelassen den Tee, tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarre und sprach nachdenklich: — „Ja, ich glaube, für einen Mann wie er dürfte es keine große Sache sein." —

So sehr auch der Bezirkshauptmann mich durch seinen Einfluß unterstützte —, es gelang mir doch nicht, die Summe von hundert Rubel zu ersparen, die ich zu benötigen glaubte, um die Reise nach Wien riskieren zu können. Nachdem ich sieben bis acht Monate in Bobrujsk verbracht hatte, ohne diesen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zweck zu erreichen, und nachdem ich dort keine Aussicht auf weiteren Verdienst hatte, fuhr ich eines Tages zurück nach Wilna, in der Hoffnung, hier noch etwas Geld verdienen zu können. Wilna war immerhin eine große Stadt und bot größere Verdienstmöglichkeiten. Ich machte aber vorher einen Abstecher nach dem von Bobrujsk näher zu erreichenden Orscha, um mich von den Eltern zu verabschieden, denn ich gedachte von Wilna direkt nach Wien zu fahren. Ich blieb diesmal zirka vier Wochen zu Hause.

Ich stand mit den Eltern nicht gut. Ich verdiente ja wirklich unregelmäßiger und weniger als meine in der Heimat verbliebenen Altersgenossen, die sich keine hochtrabenden Ideen, die nicht nach ihren Mitteln waren, in den Kopf setzten. Anspielungen und Hinweise auf diese Altersgenossen mußte ich anhören und mir vorrechnen lassen, wieviel dieser oder jener schon verdiene; wie sie brave Kinder ihrer Eltern wären, eine Stütze ihrer Familie, während ich bis auf den heutigen Tag meinen Eltern nur große Unkosten verursacht hätte. — Diese Reden verdrossen und verbitterten mich, bewirkten aber, daß ich desto fester bei meinem Vorhaben blieb.

Mascha, das Waisenkind, war während dieser Zeit zu einem hübschen Mädchen herangewachsen. Ich und sie waren gleichen Alters, beide etwa 18 Jahre alt.

In diesem Milieu war man, wie ich es oben geschildert habe, um die rechtzeitige Verheiratung der Kinder sehr besorgt. Mascha hatte keine Mitgift und der Vater konnte ihr, auch beim besten Willen, keine geben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eines Tages, als ich allein mit der Mutter war, erklärte sie mir, sie halte es für ihre Pflicht, mich zu fragen, ob ich Maſcha zur Frau nehmen wolle? — Ich denke, sie stellte diese Frage mehr aus Pflichtgefühl und Rücksicht für das Waisenkind, als weil sie an die Möglichkeit dieser Verbindung ernstlich glaubte. Ich errötete heftig, wurde sehr verlegen und sagte kurz: „Nein, weder Maſcha noch eine andere. Ich werde überhaupt nicht heiraten.“ — Die Mutter drang nicht weiter in mich. Sie scheint froh gewesen zu sein, sich des Gewissensauftrages entledigt zu haben. — Wir sprachen nicht mehr darüber.

Vielleicht war sie doch in bezug auf meine Zukunft ehrgeiziger, als sie zeigen wollte, wenn auch nicht gerade meine Kunst der Gegenstand ihres Ehrgeizes war.

Ein dumpfes, schweres Gefühl lag zwischen mir und den Eltern. Die ewigen Anspielungen und Vorrechnungen quälten mich. Ich war gereizt, bockbeinig, ich wurde mit ihnen ungezogen. Ich empfand ihnen gegenüber ein undefinierbares Gefühl, ein Gemisch von Anhänglichkeit und Feindseligkeit. Ähnliches, denke ich, empfindet der Hund seinem Herrn gegenüber, wenn er von ihm mehr Prügel bekommt als ihm gebührt. Sie ihrerseits waren vergrämt, abgeplagt und betrachteten mich wahrscheinlich als eine entgleiste Existenz. Wir verstanden einander nicht. — Im allgemeinen kam ich mit der Mutter schlechter aus als mit dem Vater. Sie war kleinlicher, vergrämter und zeigte mir deutlicher ihren Unwillen. Sie war außerdem bigotter als der Vater und hatte gar vieles an mir auszusetzen. Ich zeigte keinen Eifer zum

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„dawenen" (beten), machte mich über den vielen Aberglauben, ohne Rückſicht auf ſie zu nehmen, luſtig. Ja, ihr ſchien mein ganzer Glauben ins Wanken gekommen zu ſein, ich war ihr ſehr verdächtig geworden. Sie ſprach mir oft ins Gewiſſen und wollte mir beweiſen, wie praktiſch und gut es ſei, wenn man wenigſtens „auf jeden Fall" glaubte. — Auch der Großvater betrachtete mich als einen „Apikoires", einen Epikuräer. Als ich mich einmal über irgendein Vorurteil luſtig machte, nahm der Großvater ſeine Pfeife aus dem Munde und ſagte wütend: „Wenn man auf dich hören wollte, ſo gäbe es ja auch keine ‚Schedim' (böſen Geiſter)", — und ging wütend aus dem Zimmer. — Die Exiſtenz der Schedim galt als durchaus erwieſen.

Ich hatte damals, oh, ſchüttelt nicht ſo ungläubig euer Haupt, meine lieben Freunde von heute, üppige, weiche, ſchwarze Haare, die ſich rückwärts in reichliche Löckchen kräuſelten. Ich ließ ſie mir nicht allzuoft ſchneiden. Als angehender Künſtler dachte ich es mir ſelbſt ſchuldig zu ſein, in langen Haaren herumzugehen.

Die Mutter, der meine Locken, das Symbol meines unwillkommenen Berufes, ſozuſagen, ein Dorn im Auge waren, befahl mir mehrmals, mir die Haare ſchneiden zu laſſen, ohne daß ich den Befehl ausgeführt hätte. Dieſer langen Haare wegen, die vielleicht wirklich länger waren, als mein damaliger Verſtand, hatten wir oft Verdruß miteinander. Trotzdem die Mutter behauptete, mich ſamt meiner Perücke nicht mehr anſehen zu können, verbockbeinerte ich mich und war nicht zu bewegen, meine Locken zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

opfern. Solche und ähnliche Kleinigkeiten trugen aber dazu bei, das Verhältnis zwischen mir und meinen Eltern immer mehr zu verschlechtern. Mein Aufenthalt zu Hause wurde gar unerfreulich und ich beschloß, sobald als möglich wegzufahren.

Die Mutter verhielt sich meinem Entschluß gegenüber passiv und unfreundlich. Ich packte eines Tages meine Sachen, bestellte eine Droschke, nahm vom Vater, vom Großvater und den andern Familienangehörigen Abschied und ging hinaus, um in den Wagen zu steigen. Der Vater blieb verdrossen in der Stube, ohne mich hinauszubegleiten. Aus Angst, seinen Zorn zu erregen, verblieben auch die andern Familienmitglieder im Zimmer. Als ich schon im Wagen saß, stürzte meine Schwester aus dem Hause, umarmte mich eilig, schluchzte laut auf und lief zurück in die Stube. Ich wischte mir die Augen und ließ den Wagen zum Geschäfte der Mutter fahren. Sie dürfte bis zum letzten Moment gehofft haben, ich würde es mir doch noch überlegen und zu Hause bleiben.

Ich meldete ihr meine Abfahrt. Sie trug eine künstliche Gleichgültigkeit zur Schau. In ihrem ironisch-sein-sollendem Lächeln spiegelten sich Ärger und Verlegenheit.

Ich sagte einfach: „Mutter, bleib' gesund!" und reichte ihr die Hand. — Sie gab mir die ihrige und sagte kühl: „Fahre gesund!" —

Ich stieg in den Wagen und ließ zum Bahnhof fahren. Ich hoffte, man werde das Trotzen aufgeben und der Vater oder die Mutter würden auf den Bahnhof nachkommen, um mir, wie es Sitte ist, das Geleit zu geben. Ich fuhr ja weit, in ein fremdes

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Land, einer ungewiſſen Zukunft entgegen und für lange. Wer weiß, ob und wann wir uns wiederſehen würden? —

Es kam niemand. —

Wir waren alle Trotzköpfe. — „Die Senſe hat," wie eine ruſſiſche Redensart ſagt, „auf einen Stein angeſchlagen." — Man hielt mich offenbar für einen verlorenen Sohn. —

Ich brachte nach Wilna eine Barſchaft von etwa fünfzehn Rubel mit, ein Betrag, der kaum für die Koſten der Reiſe bis Wien gereicht hätte. Ich ſollte aber auch etwas Geld in Reſerve beſitzen, um die erſte Zeit des Aufenthaltes in Wien zu beſtreiten. Wollte ich dieſe Reiſe endlich verwirklichen, ſo mußte ich jetzt mein ganzes Denken aufs Geldverdienen einſtellen. Ich begann wieder, halbwüchſigen Jungen Stunden zu geben und Porträts nach Photographien zum Preiſe von ein, drei bis fünf Rubel zu zeichnen.

Mein Kollege aus der Zeichenſchule, S., war während dieſer Zeit bereits in Wien eingetroffen, hatte die Prüfung beſtanden und war in die Akademie aufgenommen worden. K. befand ſich in ſeiner Heimatſtadt, wie ich bemüht, etwas Kapital zu ſammeln, um ſich ebenfalls auf eine Akademie begeben zu können. Gegebenenfalls wollten wir gemeinſam ziehen. S., der mit K. korreſpondierte, zeigte ihm wohl ſeine Aufnahme in die Wiener Akademie an, aber ſcheinbar mehr aus Selbſtgefälligkeit, als um anſpornend auf K. einzuwirken, denn er malte die Exiſtenzmöglichkeiten für einen armen Studenten in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wien mit gar düſteren Farben und riet K. entſchieden davon ab, nach Wien zu kommen.

K. war eine weiche Natur. S's. Schilderungen machten ihn verzagt und unſchlüſſig. Er berichtete mir über alles. Ich durchſchaute das Manöver, weil ich S. gegenüber mißtrauiſch war. Ich hatte nicht vergeſſen, wie er in einem Briefe ohne Grund ſich abfällig über mich geäußert hatte. Ich hatte mir vorgenommen, ſofort nach meiner Ankunft in Wien ihn aufzuſuchen, Aufklärung zu verlangen und ihn, wenn nötig, zu züchtigen. K. wurde verſtändigt, daß ich mich durch S's. Schilderungen nicht abhalten laſſen werde, nach Wien zu reiſen. Wenn er, K. aber noch nicht fahren könne, ſo würde ich allein fahren. Ich würde ihm dann unparteiiſch berichten.

Nun benötigte ich einen Paß für die Reiſe ins Ausland. Für einen ſolchen Paß war eine Steuer von dreißig Rubel zu entrichten. Dreißig Rubel, bei meinem Kaſſabeſtand, für ſo einen Wiſch! Das hieße ja einen großen Teil meiner mühſam zuſammengeſparten Barſchaft hergeben. Zu ſolchem Zwecke ſoll ich beinahe ein ganzes Jahr geknauſert und gedarbt haben! — Ich war darüber ganz niedergeſchlagen.

Wieder griff der Bezirkshauptmann, Herr Oſtrowsky, helfend ein. Er verſchaffte mir auf Grund irgendeines Paragraphen einen privilegierten Paß, für den ich jährlich nur einen halben Rubel Steuer zu entrichten hatte.

Ein ruſſiſcher Auslandspaß war damals ein in grüne Leinwand gebundenes Heftchen. Das erſte Blatt war mit dem obligaten Federvieh verſehen und trug die Unterſchrift des Inhabers. Auf den folgenden Blät-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

tern war der Inhaber in drei Sprachen: Ruſſiſch, Deutſch und Franzöſiſch legitimiert, wobei angegeben war, wann er zur militäriſchen Dienſtleiſtung ſich zu melden habe. Es folgten zwei abtrennbare Kupons und etliche weiße Blätter. Der eine Kupon wurde bei der Ausfuhr, der andere bei der Rückkehr abgetrennt. Die reinen Blätter waren beſtimmt, die Stampilie der Grenze mit dem Datum des Übertrittes aufzunehmen, oder etwaige ſonſtige Vermerkungen. Das letzte Blatt enthielt die auf die ausländiſchen Päſſe bezüglichen Geſetzesbeſtimmungen. Ich entnahm aus ihnen, daß der Paß, unabhängig von der Dauer, für die er ausgeſtellt iſt und von der erlegten Steuer, ſeine Gültigkeit verliere, ſobald er drei Monate nach ſeiner Ausſtellung zu einer Fahrt ins Ausland nicht benützt worden war. Man müſſe in ſolchem Falle die Steuer nochmals entrichten und ſich mit einem neuen Paß verſorgen. Den Paß ſtellte der Gouverneur der Provinz aus.

Ich war aber noch nicht in der Lage, fahren zu können. Es verſtrichen drei Monate und ich konnte noch immer nicht fahren, denn ich hatte die nötige Summe Geldes noch immer nicht beiſammen. Ich ſchrieb an den Bezirkshauptmann, klagte ihm mein Leid und bat ihn um einen neuen Paß. Nach kurzer Zeit kam Antwort und ein neuer Paß.

Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, um etwas Geld zu erübrigen, aber mein Verdienſt reichte kaum zum Leben; was ich erſparen konnte, war äußerſt geringfügig. Es vergingen wieder drei Monate, ohne daß ich den Paß benützt hätte. — Ich ſchrieb nochmals an Wladimir Grigorijewicz.

Sei es, daß er meinen Reiſeplänen gegenüber miß-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

trauiſch wurde, ſei es, daß er meinen Brief zu einer ungünſtigen Stunde erhielt, vielleicht aber war es ihm wirklich nicht mehr möglich, Tatſache iſt, daß ich eine Abſage bekam. Er könne, ſchrieb er, mir keinen Paß mehr ſchicken, ich möge ſelbſt dazuſchauen, einen zu bekommen. Dies hieß, eine Ausgabe von dreißig Rubel machen, Schmiergelder, ohne die es in Rußland nicht ging, nicht inbegriffen. Woher nehmen? —

Ich hatte viel von jungen Leuten erzählen gehört, die, um ſich der Militärpflicht zu entziehen, nach Amerika oder in die Schweiz flüchteten. Es ſollte Schmuggler geben, die gegen ein verhältnismäßig geringes Entgelt ſolche Flüchtlinge über die Grenze brachten. Obzwar ich über dieſes Verfahren nichts Näheres wußte, auch annehmen durfte, daß es mit einer gewiſſen Gefahr verbunden ſei, beſchloß ich auf ebenſolche Weiſe über die Grenze zu gelangen. Das Ausland, dachte ich, ſchert ſich wahrſcheinlich nur wenig um unſere läſtigen Paßbeſtimmungen. Ich beſitze ja einen Paß. Ob er vor drei oder vor fünf Monaten ausgeſtellt worden iſt, wird ſicherlich den Wiener Behörden ganz gleichgültig ſein; bleibt alſo nur, über die Grenze zu gelangen. Dies wollte ich ſchon irgendwie beſorgen. Ich hatte ein reines Gewiſſen, hatte nichts Böſes vor, wollte ganz beſtimmt zur militäriſchen Stellung zurückkehren und ging ja in die Fremde, nur um zu lernen. Alſo nur Mut! —

Das Schickſal war mir gnädig. Ich erhielt einige kleine Aufträge und meine Erſparniſſe erreichten eines Tages die Höhe von etwa fünfundachtzig Rubel. Mit dieſer Barſchaft glaubte ich es wagen zu können und trat eines Tages die Reiſe nach Wien an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich war auf dem Bahnhof in Warschau angelangt. Nach mehrstündigem Aufenthalt hätte ich von einem andern Bahnhof die Reise nach Wien fortsetzen sollen. Ich verließ den Zug und ging in den Wartesaal. Mein Gepäck bestand aus einem kleinen, leichten Koffer, einer Mappe mit meinen Zeichnungen und einem Spazierstock.

Ich hatte auf der Fahrt auf alle in meiner Nähe geführten Gespräche aufmerksamst gelauscht, hoffend, etwas Nützliches bezüglich des Grenzüberganges zu erfahren.

Aber gerade über das, was mich am meisten interessierte, über das Schmuggeln hörte ich nichts sprechen. Fragen zu stellen dünkte mich gefährlich und so befand ich mich in Warschau, nicht mehr sehr fern von der Grenze, ohne einen Plan für mein weiteres Fortkommen zu haben.

Hier sah ich zum ersten Mal polnische Juden. Sie sahen mit den gelockten Pajes, mit ihrem langen Kaftan, den Händen in den Rocktaschen rückwärts am Gesäß, originell und oft possierlich aus.

Ich stand bei meinem Gepäck, schaute die Menge an. Da trat ein polnischer Jude an mich heran, ergriff meinen Koffer und lud mich ein bei ihm abzusteigen, er halte eine „Achsanje".

Ich dankte, sagte, daß ich nur auf den Wiener Bahnhof wolle, um abends weiterzufahren. Ich brauche kein Quartier.

Der Mann ließ sich aber nicht abweisen und redete mir zu, ich möge nur bei ihm absteigen. Als ich mich beharrlich weigerte und etwas ungeduldig zu werden begann, stellte er mein Kofferl nieder, zog mich beim Ärmel abseits und fragte mich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

leiſe, ein Auge ein wenig zukneifend: „Junger Mann, fahren Sie nach Amerika?“ —

Das Herz begann mir zu pochen. Soll ich jetzt etwas erfahren? —

Ich bejahte.

„Sie wollen wegen der Militärpflicht davon gehen?“

Ich bejahte wieder.

„Und haben keinen Paß?“

Ich ſagte wieder „ja“.

Der Mann triumphierte: „Nu, was haben Sie es ſo eilig? Hab' ich Ihnen geſagt, Sie ſollen bei mir abſteigen!“

Ich weigerte mich nicht mehr, gab ihm das Kofferl zu tragen, nahm meine Mappe unter den Arm und wir gingen gemeinſam in ſeine „Achſanje“, die nicht weit vom Bahnhofe lag.

Ich war mißtrauiſch und auf der Hut. Wie leicht war es, einem Schwindler oder einem Erpreſſer aufzuſitzen, der mir meine wenigen Groſchen abnehmen und mich hilflos und allein in der großen Stadt laſſen könnte.

Die Achſanje war, wie die meiſten dieſer Art Maſſenquartiere, eine ärmliche, ſchmutzige Karawanſerei. — Wir zogen uns in eine Ecke zurück, mein Wirt begann wieder zu fragen: „Alſo, Sie fahren nach Amerika, machen pleite vor dem Militärdienſt?“

Ich beſtätigte nochmals.

Er verſicherte mir, er habe ſchon Hunderte über die Grenze befördert, die alle heil und geſund drüben angekommen wären. Übrigens ob ich nach Amerika oder wo anders hinwolle ſei ihm gleichgültig, er wolle nicht indiskret ſein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich erfuhr von ihm, daß so ein illegaler Grenzübergang das „einfachste von der Welt" wäre. Ich müsse mit der Bahn bis zur Station Sosnowizce weiterfahren, wo ich auszusteigen und nach der Wohnung eines Herrn Leib Kaufmann zu fragen habe. Diesen Herrn müsse ich aufsuchen, beim Eintritt sagen: „Guten Tag, Herr Kaufmann" und er weiß schon alles! — Ich möge ganz unbesorgt sein, so ein Grenzschmuggel sehe nur gefährlich aus, in Wirklichkeit sei es eine Kleinigkeit. Kaufmann werde meinen Koffer nehmen und mich auf die andere Seite der Grenze führen, und zwar bei hellem Tage und durch den Schlagbaum. Die Wache wird uns ohne weiteres durchlassen, ja, sogar freundlich salutieren wird sie, denn alle Gendarmen und alle obrigkeitlichen Persönlichkeiten seien von Kaufmann bestochen. Und mein Wirt konnte nicht oft genug wiederholen, daß so ein Grenzübergang „das einfachste von der Welt" wäre. Für seine Mühewaltung möge ich dem Herrn Kaufmann anderthalb Rubel zahlen; er selbst, mein Quartiergeber, bekomme für seine „Eize" (Rat) einen Rubel.

Ich hörte begreiflicherweise mit Aufregung zu. Mein Vertrauen hatte der Mann mit seiner Eize noch nicht ganz gewonnen. Um mich gegen eine etwaige Erpressung zu decken, dankte ich für die Auskunft, zahlte ihm den verlangten Rubel, und sagte, ich würde alles, was er mir mitgeteilt hat, meinem Freunde, der zu desertieren und nach Amerika zu flüchten beabsichtigt, mitteilen, denn ich selbst benötige dies alles nicht.

Der Mann lächelte überlegen und meinte, ich solle vor ihm keine Angst haben, er sei ein an-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſtändiger Menſch, kein Angeber, der die Schlechtigkeit aufbrächte, ein jüdiſch Kind ins Unglück zu ſtürzen.

Ich verſicherte ihm, daß es ſich tatſächlich in allem ſo verhalte, wie ich ihm geſagt habe. Ich ſelbſt fahre nicht nach Amerika, ſondern nach Wien, wo ich die Kunſtakademie zu beziehen gedenke; ich ſei mit einem regelrechten Paß verſehen. Ich zeigte ihm mein Schulzeugnis und meinen Paß.

Nun war die Reihe an meinem Wirt zu erſchrecken und mich für einen „Moſſer", einen Verräter zu halten. Er verfärbte ſich und fragte mich vorwurfsvoll, weshalb ich ihn ſo ausgefragt hätte, denn an den angeblichen Freund wollte er nicht glauben. — Der Menſch tat mir leid; ich ſagte ihm die ganze Wahrheit. Er wurde wieder frohen Mutes, klopfte mich freundſchaftlich auf die Schulter, nannte mich anerkennend ein kluges, geriebenes Bocherl und teilte mir alle Details mit, die ich noch zu wiſſen wünſchte.

Spät nachmittags kam ich in der Station Sosnowizce, eine Halteſtelle von der Grenze entfernt, an und ſtieg, wie man mich belehrte, aus. Ähnlich wie am Bahnhof in Warſchau ergriff auch hier ein polniſcher Jude meinen Koffer und wollte mich in ſeine Achſanje führen. Reich an Erfahrung, wie ich bereits war, ſträubte ich mich nicht und ließ mich führen.

Ich entlohnte meinen Träger. Er ſteckte das Kleingeld ein, beeilte ſich aber, nicht wegzugehen. Nachdem er eine Weile herumgeſtanden war, fragte er mich, ob ich nicht mit ihm ein wenig ſpazierengehen wolle, er würde mir die Ortſchaft zeigen. Ich ging

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

bereitwillig mit ihm. Wir begannen uns vorsichtig abzuklopfen. Ich fragte meinen Begleiter nach seinem Namen.

Er war Reb Leib Kaufmann in persona! —

Ich muß ein sehr überraschtes Gesicht gemacht haben, denn er legte mir die Arme familiär um die Schulter und sagte überlegen: „Nu, wer denn soll ich sein?" —

Wir verabredeten, daß ich bis gegen zehn Uhr abends in der Achsanje verbleiben solle. Um diese Stunde würde mich ein Wagen abholen und in ein kleines Nachbarstädtchen fahren, das hart an der Grenze liegt. Dort würde ich übernachten und morgens früh über die Grenze gebracht werden.

Es war Monat September.

Der Abend war trübe und kühl. Es wird nicht Kälte allein gewesen sein, was mich so fröstеln machte. Ich saß in meinen Mantel gehüllt, von Sorge erfüllt, wie sich der nächste Tag wohl gestalten werde und merkte wenig auf die Gegend. Ich hätte auch in der Finsternis nicht viel zu sehen bekommen. — Ich war im Wagen nicht allein, sah aber im Dunkeln nur wenig von den andern Insassen. Auf Umwegen, durch häuserlose, eingezäumte Gassen fuhren wir zum Städtchen hinaus.

Nach etwa einer Stunde Fahrt hielten wir in einer kleinen Ortschaft vor einem Judenhause. Wir stiegen aus dem Wagen und traten ins Haus.

In einem großen Wohnraum waren mehrere Personen versammelt. Etliche halbwüchsige Mädels standen herum und beguckten mich neugierig. Die Angekommenen sprachen leise mit den Anwesenden. Es wurde mir mitgeteilt, daß ich mit Tagesanbruch über

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Grenze gebracht werden würde. Man hieß mich derweil schlafen gehen. Eine Schlafstelle aus Stroh wurde auf dem Fußboden für mich bereitet, auf der ich, ohne mich auszukleiden, mich ausstreckte.

Die Gesellschaft, unter der ich jetzt weilte, war natürlich eine Schmugglerbande, es waren aber lauter fromme Menschen, die nach dem Gesetze lebten. Um diese Zeit, im Monate Elul, werden im Bethaus besondere Gebete verrichtet, die „Sliches" heißen. Etwa gegen drei Uhr nachts weckt der Küster, der „Schames", die Frommen der Gemeinde durch Klopfen an die Fensterläden, damit die Gebetzeit nicht verschlafen werde. Er klopfte auch bei uns an und die Männer erwachten, nahmen ihre Gebetutensilien und gingen davon. Auch die Frauen standen bald auf und bereiteten das Frühstück. Mit Tagesanbruch kamen die Männer vom Gebete zurück und man fragte mich, ob ich bereit sei? —

Meinen Koffer hatte am Tage vorher Reb Leib Kaufmann mit der Bahn nach Kattowitz geschickt. Der Aufgabeschein war in meinem Besitze. Mir verblieben nur meine Mappe und mein Stock. Ich war bereit! —

Wir traten hinaus. Es war ein kalter Herbstmorgen. Die flache Landschaft war in einen grauen, nicht zu dichten Nebel eingesponnen. Auf der Straße waren keine Menschen zu sehen. Der Nebel bildete einen grauen Hintergrund, von dem die Silhouetten der nahegelegenen Häuser sich massiv und oft unerwartet kapriziös abhoben. Er ließ jedes Haus größer erscheinen und verlieh ihm etwas Gespenstisches. Wir schlichen durch Seitengassen und standen bald in der Nähe eines kleinen Flüßchens. Das war die Grenze.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein Führer hieß mich hinter einer Scheune ſtillſtehen, bis er mit der Wache verhandelt hätte.

Er kehrte nach kurzer Zeit zurück und berichtete mir: Der Wachpoſten wolle mich die Brücke nicht paſſieren laſſen, ſei aber einverſtanden, mich den Fluß hinüberwaten zu laſſen. Ich möge mich aber beeilen, denn die Wache werde bald abgelöſt ſein, in welchem Falle ich überhaupt nicht mehr hinüberkäme. Für ſeine Mühewaltung verlangte er dreiundeinhalb Rubel.

Es war alſo nicht alles ſo ſchön und ſo billig ausgefallen, wie ich gehofft hatte! — Auf meine Frage, ob das Waſſer tief wäre? verſicherte er mir, daß es höchſtens bis zu den Knien reichte.

Ich zögerte, denn ich bin kein Schwimmer, aber der Mann drängte. Fluchend gab ich ihm die dreieinhalb Rubel, zog mich geſchwind aus, nahm die Mappe, auf der ich meine Kleider verſorgte, auf den Kopf, und trat entſchloſſen in den Fluß.

Etwa fünfzig Schritte von mir entfernt war ein Wachpoſten aufgeſtellt. Als er mich in den Fluß treten ſah, ſchulterte er ſein Gewehr, kehrte mir den Rücken und ging in entgegengeſetzter Richtung davon.

In dieſen Gegenden iſt es ſchon im September ſehr kühl; das Waſſer war eiskalt und ſchnitt mir, der ich bei jedem Schritt tiefer geriet, wie ein Meſſer ins warme Fleiſch. Schon ſtand ich bis zum Kreuz im Waſſer und jetzt reichte es mir bereits bis an die Achſelhöhlen, ſo, daß ich einen Moment zögernd ſtillſtand, überlegend, ob es nicht beſſer wäre, umzukehren. — Aber die Würfel waren gefallen! — Ich machte noch einige Schritte, es wurde ſeichter und bald war ich am andern Ufer — in Deutſchland! —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Sonne war inzwiſchen aufgegangen. Sie zerſtreute den Nebel und übergoß die Ebene mit mildem, weichem Lichte. Wenige Kilometer weit entfernt lag die deutſche Station. Man ſah Lokomotiven und Fabrikſchlote qualmen.

Vor Kälte ſcheppernd beeilte ich mich, mich wieder anzukleiden. Mit der Mappe unter dem Arm ging ich über holperige Stoppelfelder gegen die Eiſenbahnſtation.

Der Marſch erwärmte mich. Ich erkundigte mich, wie die Züge nach Wien verkehrten und erfuhr, daß bis zur nächſten Fahrgelegenheit noch reichlich Zeit wäre. Ich hatte alſo Zeit, mich ein wenig umzuſehen und das Leben auf einem deutſchen Bahnhof zu beſchauen. Man ſah auch hier viel polniſche Juden, die genau ſo ausſchauten wie die von drüben. Das nichtjüdiſche Element ſchien ſtrammer und ziviliſierter zu ſein als auf der andern Seite. Auf einer Tafel an der Wand las ich: „Vor Taſchendieben wird gewarnt.“ Da in Rußland die Taſchendiebe eine Plage Gottes für das reiſende Publikum darſtellten und Bahnhöfe wie Eiſenbahnzüge von ihnen wimmelten, ſo ward ich voll Bewunderung für die deutſchen Behörden, denn „gewarnt“ überſetzte ich mit „garantiert“. Ich knöpfte mich nicht mehr ſo ſorgfältig wie bisher zu und hielt Maulaffen feil.

Ein deutſcher Gendarm kam auf mich zu und fragte, ob ich einen Paß habe? — Es gab mir einen Ruck. Ich antwortete: „Ja“ und ſteckte mit großer Nachläſſigkeit die Hand in die Taſche, als ob ich ihn ſofort vorzeigen wollte. Der Gendarm winkt ab und ging ſeines Weges.

Es war mir noch ſoviel Zeit geblieben, um einen

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Spaziergang durch Kattowitz zu machen. Ich kaufte bei dieſer Gelegenheit am Markte Brot und Pflaumen und ſaß nun im Zuge bei meiner beſcheidenen Mahlzeit, zufrieden, all die Mühſal und Aufregung überſtanden zu haben, voll Hoffnung in die Zukunft blickend.

In meinem Kupee ſaßen ein rumäniſcher Jude und ein öſterreichiſcher Kadettenſchüler, die ebenfalls nach Wien fuhren. Wir kamen ins Geſpräch.

Deutſch zu lernen und mich mit den Hauptregeln der deutſchen Grammatik vertraut zu machen, hatte ich im Laufe des letzten Jahres begonnen. Indes, ich ſprach das wenige Erlernte noch ſehr ſchlecht aus und verſtand das, was man zu mir ſprach, noch ebenſo ſchlecht, weil mein Ohr an den Klang des geſprochenen Wortes noch nicht gewöhnt war. Der Rumäne verſtand aber meinen Jargon und vermittelte die Unterhaltung auch mit dem Kadetten. Wir verplauderten die Zeit in angenehmer und gemütlicher Weiſe.

Die Nähe Wiens begann mich ſehr aufzuregen. Die Nacht war ſchon längſt herangebrochen. Obwohl es draußen ſtockfinſter war, klebte ich mit dem Geſichte am Fenſter, bemüht, etwas von der Umgebung der Großſtadt zu erſpähen. Bald waren wir in Floridsdorf, bald polterte der Zug über die große Donaubrücke und endloſe Reihen von Schienenſträngen, Tauſende von Waggons, puſtende Lokomotiven, Dampf und Rauch, alles von elektriſchen Bogenlampen taghell beleuchtet, zeigten an, daß wir in Wien angekommen waren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jeder machte ſich zum Ausſteigen bereit. Mit vor Aufregung eiskalten Händen und kalter Naſenſpitze wartete ich, daß der Zug hielte.

Die Frage, wo ich in Wien abſteigen ſollte, bereitete mir ſchon während der Fahrt große Sorgen. Bei meinem Kaſſaſtand war an ein Hotel nicht zu denken. Der Rumäne, der ſcheinbar ebenfalls in beſcheidenen Verhältniſſen lebte, von Beruf dürfte er ein kleiner Kaufmann geweſen ſein, erzählte, er ſteige bei einer ihm bekannten jüdiſchen Familie ab, bei der er für mäßiges Geld Logis bekomme. Er glaube, auch ich könnte dort aufgenommen werden. Ich war darüber ſehr erfreut, ſchon darum allein, weil ich mich mit dem Rumänen verſtändigen konnte; auch Wien kannte er bereits; er wäre in der Lage geweſen, mir manche Auskunft zu erteilen.

Es war gegen elf Uhr nachts, als wir in Wien ankamen. Wir nahmen gemeinſam eine Droſchke und ließen uns in die Taborſtraße fahren, wo die Bekannten des Rumänen wohnten. Unſer Gepäck ſchafften wir ſelbſt über die finſtere Stiege in den fünften Stock hinauf. Ich war noch nie ſo viele Treppen hochgeſtiegen; es kam mir vor, als ob die Stiegen überhaupt kein Ende nehmen ſollten. Ich hatte keinen Atem mehr und pfiff, wie man ſagt, aus dem letzten Loche. — Endlich waren wir oben angelangt.

Man wies mich nicht zurück und gab mir Quartier für die erſte Nacht.

Ich fühlte mich total zerſchlagen von den vielen Anſtrengungen und Aufregungen der Reiſe und ſchlief wie ein Toter bis in den ſpäten Vormittag hinein. Meine Quartiergeber erklärten ſich bereit, mich auch weiterhin zu beherbergen, falls ich kein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zimmer beanſpruchen und nur mit einer Schlafſtelle mich begnügen wollte. Sie zögen übrigens binnen kurzer Friſt in eine andere Wohnung und dort könnte ich gemeinſam mit dem Rumänen bei ihnen gegen ein beſcheidenes Entgelt ein ſeparates Kabinett beziehen. Der Rumäne und ich waren mit dieſem Vorſchlage einverſtanden. So war die Wohnungsſorge bis auf weiteres von mir genommen.

Mein erſter Gang war zu S. Ich trat den Weg zu ihm mit keinen freundlichen Abſichten an, obwohl ich ſelbſt bedauerte, es mir mit dem einzigen Menchen, den ich in Wien kannte, verderben zu müſſen. Ich wollte von ihm Rechenſchaft verlangen über die abfällige Bemerkung, die er einſt über mich gemacht hatte.

Zufälligerweiſe wohnte er nicht weit von meinem Quartier. Ich traf ihn zu Hauſe. Er bewohnte ein kleines, beſcheidenes Kabinett, das er bei armen Leuten mietete. Als ich unerwartet, ohne anzuklopfen in ſein Zimmer trat (das Anklopfen hatte ich noch nicht gelernt), rief er freudig überraſcht: „Epſtein!“ und empfing mich in ſo warmer, herzlicher Weiſe, daß ich ganz auftaute und meinen Groll vollſtändig vergaß.

S. machte ſich in gaſtlicher Weiſe daran, mich mit einem Tee, den er ſelbſt auf dem Spirituskocher bereitete, zu bewirten. Die Maſchine, und Spiritus als Brennmaterial waren für mich eine erſtaunliche Neuigkeit, denn Spiritus war in Rußland teuer und man goß ihn dort lieber in die Kehle als in die Maſchine. Wir tauſchten über dieſes Thema manch ſchnurrige Bemerkung aus. Unſere Unterhaltung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

ward gemütlich und anregend. Mein kleinſtädtiſches Staunen machte meinem neuen Freunde, der ſich bereits als Großſtadtmenſch fühlte, viel Spaß. — Er erzählte mir von Wien, ſeinen Kunſtſchätzen und der Akademie, die er beſuchte und an der er jetzt den zweiten Jahrgang bezog. Daß er mir gegenüber, der die Aufnahme in die Akademie erſt anſtrebte, ſich ſehr ſicher und überlegen fühlte, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich bat ihn, mir ſeine Arbeiten zu zeigen. Er holte ſeine Mappe und legte mir bereitwilligſt alles was darin war vor.

Im erſten Jahrgang der Akademie zeichnete man damals Gipsköpfe nach der Antike. Im Zeichnen ſolcher Köpfe hatte S. ſich bereits drei bis vier Jahre in Wilna geübt und viel Geſchicklichkeit darin erworben. Seine Wiener Zeichnungen waren auf grauem Papier angefertigt und die Lichter waren mit weißer Kreide aufgetragen, eine Technik, die mir neu war und mich ſehr intereſſierte. Manche ſeiner Zeichnungen waren wirklich ſehr gut, beſonders eine Zeichnung nach der Büſte des Seneca erregte meine Bewunderung. Ich begann vor meinem neuen Freunde und Beſchützer Reſpekt zu empfinden und kargte nicht mit Ausdrücken meiner Anerkennung. Man ſah, daß er über mein aufrichtiges Lob ſich ſehr geſchmeichelt fühlte.

Von ſeiner pekuniären Lage, wie und wovon er lebte, erzählte er mir nichts, wollte auch, wie ich verſtand, darüber nicht ſprechen und ich fragte nicht. Er ging ſpäter mit mir in meine Behauſung und beſchaute meine Arbeiten, die er, wenn auch etwas reſerviert, lobte.

Mit Beſtimmtheit, meinte er, laſſe ſich nicht ſagen,

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

ob ich für die Akademie schon reif wäre. Er werde auf jeden Fall mir eine Schule nennen, wo ich bis zu den Prüfungen arbeiten und, falls ich bei der Prüfung durchfiele, bis zum nächsten Semester weiterarbeiten könnte, um dann nochmals zu versuchen, die Aufnahmeprüfung zu bestehen. Ich war voll Dankbarkeit.

Etwa in vier Wochen, am zwölften Oktober, sollten die Aufnahmeprüfungen in die Akademie stattfinden. Bis dahin wollte ich nichts unternehmen. Ich wollte mir derweil wegen einer Zukunft, von der ich nicht vorausschen konnte, wie sie sich gestalten würde, keine Sorgen machen. Ich ging einstweilen durch die Wiener Straßen umher, beguckte Leben und Treiben, Häuser und Menschen, stand stundenlange vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen, streifte auch viel im Prater herum. Einer meiner ersten Gänge war, wie es sich wohl von selbst versteht, in die Bildergalerie.

Ich hatte bis jetzt noch kein bedeutendes Kunstwerk zu sehen bekommen. In Wilna war wohl ein Museum, in dem manches moderne Bild hing, es waren aber, wie die meisten Bilder, die in Provinzmuseen gelangen, Gemälde von minderem Werte. Einmal habe ich in Wilna eine Wanderausstellung moderner russischer Bilder gesehen, ohne aber von dieser Ausstellung, obwohl bekannte Namen darin vertreten waren, irgendeinen besonderen Eindruck empfangen zu haben.

Nun war ich in einer berühmten Galerie! —

Die kaiserliche Sammlung war damals im Schlosse Belvedere untergebracht. Die Bilder waren dort viel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

besser aufgehoben als in dem später erbauten Kunsthistorischen Hofmuseum, in dem nicht immer geschmackvolle Prunksucht geradezu in Pietätlosigkeit gegen die Kunstwerke ausartete. Der Architekt des Riesengebäudes scheint die Bilder nur als Gegenstände betrachtet zu haben, bestimmt, die erbauten Wände vollzuhängen. Im Belvedere hatten Räume und Bilder ein innigeres Verhältnis zueinander. Die kleinen Bilder wirkten intimer, die großen monumentaler.

Der kaiserliche Prunk der Anlagen, die Dienerschaft in reichen Livreen, die ganze Aufmachung, alles zusammen wirkte gewaltig auf mich ein. — Indes, ob ich die Fähigkeit besaß, ein Kunstwerk mit gründlichem Verständnis zu würdigen, gilt mir heute mehr als zweifelhaft, denn um dies zu kennen, muß man auch noch die schwere Kunst zu sehen gelernt haben. Was ein großer Geist, eine Intelligenz, die in Jahrhunderten nur einmal vorkommt, geschaffen hat, ist ja nicht dem Erstbesten zugänglich. Abgesehen von der von vornherein als gegeben anzunehmenden Empfänglichkeit für bildende Kunst, müssen Verstand und Gemüt für diesen Zweck noch ganz besonders geschult werden und ausgereift sein. Wie ich heute weiß, gefielen mir damals Voll- und Minderwertiges kunterbunt durcheinander.

Drei Bilder hatten auf mich einen ganz besonderen Eindruck gemacht: Das große Selbstporträt von Rembrandt, der „Polnische Reichstag" von Matejko, damals isoliert aufgestellt und prächtig in seiner Wirkung, und der „General Laudon" von Sigmund l'Allemand. Also drei Bilder von ganz ungleichem Werte. Bei letzterem Gemälde dürfte der Eindruck mehr aus persönlichem Interesse für den Künstler

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hervorgerufen worden sein, denn der Maler war Professor an der Wiener Akademie und ich hätte eventuell sein Schüler werden können.

Von den Akademieprofessoren war nur l'Allemand allein im Belvedere mit einem Werke vertreten und so war das Interesse, das ich ihm entgegenbrachte, ein begreifliches. Sein Bild ist aber auf gar keine Weise mit den andern beiden in einem Atem zu nennen, was ich aber damals noch nicht verstand. — Ich nahm mir vor, das Selbstporträt von Rembrandt einmal zu kopieren, ein Vorhaben, das ich bald ausführte.

Ich war von nun an beinahe täglicher Gast in der Galerie.

S. brachte mich in eine Gewerbeschule und stellte mich dem Leiter der Schule vor. Es war eine Anstalt in der Art der Wilnaer Zeichenschule, aber räumlich größer und reicher an Lehrmitteln. Die Gipsabgüsse nach schönen antiken Figuren, Köpfen und Ornamenten boten eine viel größere Auswahl. Der Leiter der Schule zeigte viel Interesse für mich und kam mir in allem freundlich entgegen.

Schulrat Grandauer, ein gutmütiger alter Herr, pflegte, den kahlen Kopf mit einem schwarzen Käppchen bedeckt, durch die Säle herumzugehen, die Arbeiten zu korrigieren und das Verhalten unruhiger Schüler freundlich zu rügen. Ich erinnere mich, wie er einmal zwei Buben, die mutwillig hin- und hergingen anschrie: „Was rennt ihr da herum wie der Hektor mit dem Achilles?" — und in einer Heldenstellung, die zu seinem schwarzen Käppchen und seiner beleibten Gestalt drastisch kontrastierte, deklamierte er pathetisch:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Priamus weint, sein Hektor ist verloren." Die ganze Schule lachte.

Noch viele Jahre später, bereits als Kunstakademiker, kam ich von Zeit zu Zeit in seine Anstalt, um den würdigen alten Herrn aufzusuchen und ihm meine Arbeiten vorzuzeigen. Er freute sich ständig über die Fortschritte, die ich machte, denn er betrachtete mich gewissermaßen als seinen Schüler.

Der Schulrat stellte mich einigen seiner Schüler vor, die sich ebenfalls für die Aufnahmeprüfung in die Akademie vorbereiteten. — S. holte mich oft nach Schluß des Abendkurses ab und wir traten gemeinsam mit den andern Schülern den Heimweg an. Mein Freund und Beschützer sprach demonstrativ Deutsch, zeitweise einen Seitenblick auf mich werfend, mich zum Zuhören anspornend. Ich horchte gespannt, verstand auch manches, meine Sprachkenntnisse reichten aber noch nicht aus, um den Sinn des Gespräches zu erfassen. S. eiferte mich an, fleißig zuzuhören, weil man, wie er mit Recht meinte, dadurch allein schon viel profitiere.

Ich richtete meine ganze Energie auf das Erlernen der deutschen Sprache. Ich blieb den ganzen Tag zu Hause, lernte Vokabeln und las viel, obwohl ich nur einzelne Wörter, nicht aber den Sinn des Gelesenen verstand. Ich sagte mir: Verstehst du derweil auch nur wenig, lese nur weiter, das Verständnis wird mit der Zeit schon kommen. —

Das erste Buch, das ich in Wien las, war das Libretto der Oper „Carmen", das mir zufällig unter die Hand kam, und ich erinnere mich, daß ich trotz aufmerksamsten Lesens den Sinn der Handlung nicht erfassen konnte. Bald wurde es besser. Mit gutem Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dächtnis und dem, was man Sprachtalent nennt, begabt, das aber nichts anderes ist, als Fleiß und Gedächtnis zusammengenommen, verstand und sprach ich nach verhältnismäßig kurzer Zeit das Notwendigste, so daß ich mich überall frei herumbewegen konnte.

Der große Tag, an dem die Aufnahmeprüfungen in die Akademie stattfinden sollten, rückte immer näher heran. Meine Aufregung wuchs immer mehr und mehr und war an dem Tage, als ich mich mit meiner Mappe unter dem Arm auf den Weg in die Akademie machte, sehr groß.

Es war ein regnerischer Herbsttag. Schon seit einigen Tagen fiel der Regen in Strömen und auch an diesem Tage goß es wie aus Eimern. Mich fror. — Ich klapperte mit den Zähnen, mehr vor Aufregung als vor Kälte und hatte eiskalte Hände.

Lange vor der angesetzten Stunde kam ich in die Akademie. Die Aula war bereits von einer Schar gut und schlecht angezogener junger Leute, mit Pelucheund Schlapphüten, kurzen und langen Haaren dicht bevölkert.

Manchem sah man das Kind wohlhabender Leute an und besonders ein Jüngling mit hübschem Gesicht und kleinem Schnurrbärtchen, in einem eleganten Überzieher und Zylinderhut, imponierte mir sehr. Ich fühlte mich ordentlich geschmeichelt, daß auch ein so eleganter junger Mann, der sogar einen Zylinderhut trug, ein Standesgenosse von mir werden wollte. Die große Mehrzahl dürfte den bescheidenen Bürgerkreisen angehört haben. Es waren lauter Aufnahmekandidaten. — Man lernte sich kennen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeigte einander die Mappen vor, denn jeder mußte Arbeiten mitbringen, um sie einer Kommission von Professoren vorzuzeigen, die entschied, ob der Betreffende zur Prüfung zugelassen werde oder nicht. Ich traf hier meine Bekannten von der Gewerbeschule, begrüßte sie freudig und zeigte ihnen meine Mappe. Neugierige traten heran, man stellte sich gegenseitig vor, allen gefielen meine Zeichnungen gar wohl und man prophezeite mir, bestimmt zur Prüfung zugelassen und aufgenommen zu werden. Ich beschaute meinerseits die Mappen anderer mit großem Interesse, sah nur wenig Gutes, verkündete aber aus Gefälligkeit jedem, daß er bestimmt zur Prüfung zugelassen werden würde. Ich sah auch die Arbeiten des Eleganten mit dem Zylinderhut und dem schönen Überzieher. Sie gehörten zu den schlechtesten.

Die Stunde kam und an mir war die Reihe, in den Saal hineingelassen zu werden.

Ich war so aufgeregt, daß ich schon beim Herauskommen nicht mehr wußte, wie es drinnen ausgesehen hatte. Ich hatte kaum aufzusehen gewagt. Ich erinnere mich nur an einen langen, mit grünem Tuche bedeckten Tisch, an dem vier oder fünf Herren saßen. Der eine sagte etwas, ich reichte ihm meine Dokumente und die Mappe. Die Blätter wurden angesehen, ich bekam den Bescheid: „Zugelassen" und stolperte freudig und eilig hinaus.

Der Schuldiener führte mich in den Prüfungssaal. — Die Prüfung bestand darin, daß man eine Zeichnung nach einem antiken Kopf anfertigen sollte. Den Kopf konnte man nach eigenem Gutdünken auswählen. Einige junge Leute, die schon vor mir Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſcheid erhalten hatten, waren im Saale anweſend, teils ſchon an der Arbeit, teils noch unſchlüſſig, welchen Kopf ſie wählen ſollten. — Ich entſchloß mich für die Büſte Julius Cäſars. —

Eine Woche Zeit war für die Prüfungsarbeit eingeräumt. Unbeteiligte wurden wohl in den Saal nicht eingelaſſen, es ſchlich ſich aber trotzdem mancher hinein, um einem Freund einen guten Rat zu erteilen oder um ihm die Arbeit auszubeſſern. Ich war mit meiner Zeichnung bereits nach vier Tagen fertig und ging nun herum, die Leiſtungen der andern beſchauend, oder bekrittelnd. Ich verſtändigte mich noch mühſam mit den Kollegen, verſtand aber ſchon das Weſentlichſte deſſen, was ſie mir ſagten. Nur einen konnte ich nicht begreifen. Er zeigte mir ſeine Zeichnung und fragte mich wiederholt: wirkt ſie? — Ich konnte trotz aller Anſtrengung nicht herausbekommen, was er damit meinte, um ihn aber zu erfreuen, ſprach ich ein paar Mal überzeugt: „Sie wirrrkt, ſie wirrrkt!“ — Meine eigene Zeichnung genoß den Beifall der Mitgeprüften und man ſagte voraus, daß ich beſtimmt aufgenommen werden würde. Der eine oder andere bat mich, ſeine Zeichnung auszubeſſern, was ich gerne tat. Aber vielen war nicht zu helfen.

Der Tag der Entſcheidung kam. — Ich trat wieder in den Sitzungsſaal und bekam den Beſcheid: ich ſei in den zweiten Jahrgang aufgenommen.

Ich habe alſo einen Jahrgang überſprungen, folglich ein Jahr profitiert. Ich durfte es als eine Auszeichnung betrachten, denn von den vielen, die geprüft wurden, kamen nur zwei, ein gewiſſer Gſtettner und ich in den zweiten Jahrgang. Alle andern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

waren entweder in den ersten Jahrgang aufgenommen oder überhaupt abgewiesen worden.

Meine freudige Stimmung wird sich jeder leicht vorstellen können.

Mein nunmehriger Kollege Gstettner, der mit mir in den zweiten Jahrgang aufgenommen worden war, sagte entzückt, wohl mehr zu sich selbst als zu mir: „Ich bin ein Kunstakademiker!" — Ich verstand ihn nicht und fragte, was er sei? — Er wiederholte: „Ein Kunstakademiker" und erklärte mir die Bedeutung des Wortes. — Ich verstand diesmal und bewunderte, wie man in der deutschen Sprache durch die Verbindung der beiden Wörter Kunst und Akademie das so kurz und so deutlich sagen konnte. Russisch wäre es dreimal so lang geworden. Ich freute mich und dachte bei mir: Du bist jetzt auch ein Kunstakademiker. — Und weil das gar so schön klang, gingen wir gemeinsam in eine Druckerei und ließen uns jeder Visitkarten anfertigen, damit wir das schöne Wort schwarz auf weiß unter unserem Namen vor Augen hätten.

Ich hatte nach Wien soviel bares Geld mitgebracht, daß ich damit bei bescheidenster Lebensführung etwa sechs Wochen auskommen könnte. Soviel ich mich erinnere, waren es fünfzehn Gulden. Um weiterleben zu können, mußte ich trachten, auf irgendeine Weise Geld zu beschaffen. Auch das Schulgeld war zu entrichten, das zwar nicht hoch, aber immerhin für meine Verhältnisse beträchtlich war. — Ich schrieb vorerst an den Vater, zeigte ihm meine Aufnahme in die Akademie an und bat, etwas Geld zu senden. Weil

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

ich aber auf ihn mit Sicherheit nicht rechnen konnte, schrieb ich gleichzeitig auch an Wladimir Grigorijewicz und bat ihn, mir zehn Gulden zu leihen, ich würde sie ihm einmal mit Dank zurückzahlen. — Ich durfte nicht riskieren, kaum in die Akademie aufgenommen, wegen Nichteinbringung des Schulgeldes aus den Listen wieder gestrichen zu werden. Bei guten Fortschritten durfte ich hoffen, für das zweite Semester vom Schulgelde befreit zu werden, indes für das erste Semester mußte das Schulgeld unbedingt eingezahlt werden. Für den Fall aber, daß Vater und Herr Ostrowsky beide versagen sollten, schrieb ich gleichzeitig auch an Ivan Petrowitsch die Bitte, mir die Summe leihweise vorzustrecken. Und um meiner Sache ganz sicher zu sein, wandte ich mich mit dem gleichen Ersuchen auch an die Familie P—s.

Ich hoffte, daß mindestens einer meine Bitte erfüllen würde. —

Alle erfüllten sie.

Der Vater war scheinbar über meine Aufnahme mehr erfreut, als er in seinem Brief zeigen wollte, und schickte das Doppelte des Verlangten: Zwanzig Rubel. Herr Ostrowsky schickte die erbetenen zehn Rubel und schrieb mir einige liebe Worte der Beglückwünschung. Ivan Petrowitsch schickte mir das Geld und schrieb mir einen gütigen Brief dazu, in dem er mir ankündigte, daß er, um mich von der weiteren Sorge um das Schulgeld zu befreien, den Wilnaer Unterstützungsverein, dessen Schützling ich war, ersuchen werde, das Schulgeld für das zweite Semester für mich zu erlegen.

Sein vergilbtes, nun etwa fünfunddreißig Jahre altes Schreiben liegt vor mir: „. . . verlieren Sie den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mut nicht, Epſtein, arbeiten und nochmals arbeiten Sie, ſolange Ihre Kräfte reichen. Ertragen Sie die Not geduldig, es wird Ihnen ſpäter für alles gelohnt werden . . ."

Nein, den Mut wollte ich nicht verlieren! —

Ich fühlte mich in der erſten Zeit meines Beſuches der Akademie, obwohl mich die Sorgen um das tägliche Brot bedrückten, glücklich und zufrieden. Ich begab mich während der Pauſen auf die Rampe und ſtand dort barhäuptig, mit den Händen in den Taſchen, mich gewiſſermaßen dem Volke zeigend: Möge man ſehen, daß ich Kunſtakademiker bin! —

Der Beſuch der akademiſchen Bibliothek bereitete mir viel Freude. Hier konnte ich endlich ſchöne Werke und Reproduktionen nach Bildern berühmter Meiſter, welche mir bis jetzt nur vom Hörenſagen bekannt waren, ſtudieren. Indes, ſo ganz ohne Anleitung, ſo wild wie ich aufgewachſen war, dauerte es lange, bis ich den richtigen Weg fand und das Gute vom nur Effektvollen zu unterſcheiden begann.

Ich war fleißig und kam immer pünktlich in die Klaſſe. Nach je einer Stunde Arbeit gab es für Schüler und Modell eine Viertelſtunde Raſt. Während dieſer Pauſen herrſchte in den Korridoren der Akademie ein lebhaftes Treiben. Die Zöglinge aller vier Jahrgänge und die Modelle ergingen ſich dort ſcherzend, plaudernd, oder ihr Gabelfrühſtück verzehrend. Das Frühſtück wurde ins Haus aus einem in der Nähe gelegenen Gemiſchtwarengeſchäft gebracht. Von dieſem Geſchäfte des Herrn Liska, das uns ärmeren Akademikern in vieler Hinſicht ein Klublokal erſetzte, werde ich noch zu erzählen haben. Man be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

lagerte den Herrn Liska, begehrte von ihm „Wecken", „Schuſterlaberl", heiße und kalte Würſtel, Bier und ſo weiter, denn es gab junge Leute, die ſich ſolche Herrlichkeiten ſchon um zehn Uhr vormittags leiſten konnten.

Auf den Korridoren trafen ſich alle Jahrgänge. Jüngere und ältere Kollegen lernten ſich dort kennen. Der Umgang mit Akademikern aus älteren Jahrgängen war geſucht, man machte ſich eine Ehre daraus, mit ihnen zu verkehren. Da ich im zweiten Jahrgang war, ſo blickten die Schüler des erſten gewiſſermaßen ſchon auch zu mir empor. Ich lernte dieſen und jenen kennen, mit dem erhebenden Gefühl, ein Mann zu ſein, deſſen Bekanntſchaft geſucht werde.

In den Pauſen ging man auch in der Klaſſe herum und beguckte die vollbrachten Leiſtungen der Mitſchüler. Aber da in unſerem Jahrgange ein unkollegialer Geiſt herrſchte, ſo pflegten viele ihre Arbeit zu verdecken, damit ſie nicht beſchaut werde. Schüler aus fremden Jahrgängen, die, etwa um ihre Neugierde zu befriedigen, in den Pauſen herüberkamen, wurden nicht geduldet und mit „hinaus!"-Rufen empfangen.

Als der beſte, begabteſte Zeichner galt bei uns ein gewiſſer von K., ein etwa neunzehn Jahre alter Burſche, dunkelblond, von kleinem Wuchſe, mit einem Louis-XVI.-Profil. Eine ſcharfe Falte zwiſchen den Augenbrauen gab ſeinem Geſichte einen ernſteren Ausdruck als ſeiner Jugend geziemte, was aber nicht hinderte, daß er ſympathiſch, wie ein Kind lachen konnte. Er war der Liebling unſeres Profeſſors, der ihn in jeder Hinſicht auszeichnete. Scheinbar ſehr be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gabt, imponierte ſeine dekorative Art zu zeichnen und ſeine geradezu ſtaunenswerte Fertigkeit allen. Er konnte mit beiden Händen gleichzeitig zeichnen und kam mit ſeiner Arbeit rapid vorwärts. Seiner phänomenalen Geſchicklichkeit wegen galt er als das Wunderkind nicht nur unſerer Klaſſe, ſondern der ganzen Akademie. Er erhielt alle Schulpreiſe und alle Schulauszeichnungen; wo er mitkonkurrierte, war einem andern ſchwer möglich, einen Preis davonzutragen. Später aber, als er ins ſelbſtändige, künſtleriſche Leben trat, hat er ſich nicht allzuſehr bewährt.

Gar mancher Akademiker, der zu den glänzendſten Hoffnungen berechtigte, iſt im Laufe der Jahre ruhm- und ſpurlos verſchollen. Viele irren, wenn ſie glauben, daß ein gutes Auge, eine geſchickte Hand, zweifellos vorhandenes Form- und Farbengefühl ſchon einen Künſtler ausmachen. In Wirklichkeit ſind die genannten Eigenſchaften wohl die ſpezifiſchen Eigenſchaften des Malers, ein Talent aber iſt eine Zuſammenſetzung v i e l e r Fähigkeiten, welche die ſpezifiſche Begabung ergänzen müſſen. Und der C h a r a k t e r eines Menſchen ſpielt bei dieſer Ergänzung eine ſolch bedeutende Rolle, daß man beinahe ſagen könnte: Talent ſei nur eine Frage des Charakters. Und da bei einem ganz jungen Menſchen der Charakter noch nicht deutlich zu überblicken iſt, ſo iſt infolgedeſſen auch ſchwer vorauszuſehen, wie weit er, auch bei offenkundiger Begabung, es in der Kunſt bringen wird. Fehlt ihm eine, vielleicht für ſich ſekundäre Eigenſchaft, ſo iſt eine Lücke im Talent vorhanden, aus der unter Umſtänden das ganze Talent entſchlüpfen kann. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es gibt Mineralien, die wie Gold aussehen, bei näherem Hinsehen aber als ganz gewöhnliche Quarze, sogenanntes „Katzengold" erkannt werden. Es gibt auch Begabungen solcher Art. —

Man hat sich angewöhnt, mit dem Worte „Künstler" leichtfertig umzugehen. Auch Menschen, von denen man niemals ein Werk, höchstens einmal einen Ansatz zu einem solchen zu sehen bekam, hören wir „Künstler" nennen. — Die Bezeichnung „Gelehrter" stammt von den Worten lernen und lehren. Wer viel gelernt hat, wer fähig ist, andere zu lehren, ist ein Gelehrter. Nun stammt das Wort „Kunst" von können. Jemand, der in seinem Fache kein Könner ist, darf man daher ebensowenig einen Künstler nennen, als einen, der nichts gelernt hat und nichts weiß, als einen „Mann der Wissenschaft" bezeichnen.

Nun wird eingewendet: Der Künstler braucht nichts zu können, empfinden soll er. — Aber, empfindet denn nicht jeder Mensch? — Kann jemand seiner Empfindung keine Form verleihen, auf was hin soll ich ihn einen Künstler nennen? — Ja, warum soll ich ihm überhaupt glauben, daß er mehr als andere empfindet, wenn er den einzigen Beweis dafür, die in eine Form eingekleidete Empfindung, das Werk, nicht erbringt? —

Man bedenke: Nicht allein der Körper, auch die Psyche des Menschen hat ihr Ansehen, das ebenso wie das des Körpers durch Zeit und Lebensbedingungen, Veränderungen unterworfen ist. So wie es Menschen gibt, die einen sogenannten Christuskopf haben, die aber deshalb allein noch lange keine Erlöser sind, so gibt es auch Menschen, deren Psyche nur künstlerisch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

frisiert ist, nur wie ein Künstler aussieht, etwa wie die Gestalten in „Gösta Berling", nicht mehr. —

Man nennt nur denjenigen Baum einen fruchttragenden, der Früchte trägt. Mit dem Blühen allein ist es nicht getan. Wie ein Lebewesen nicht allein durch Brunst und Zeugung, sondern erst durch die Geburt zu den Lebewesen zählt, wie man um Vater zu heißen Kinder besitzen muß, so kann man nur denjenigen einen Künstler nennen, der durch Werke nachweist, daß er diesen Namen verdient.

Für all diejenigen, die durch Werke keine Beweise für ihre Künstlerschaft zu erbringen vermögen, aber den Ehrgeiz haben, als Künstler zu gelten, müßte man nach einer neuen Bezeichnung suchen. Da sie keine „Könner" sind, so sollten sie sich meinerhalb „Empfinder" nennen. Bei wem sie Glauben finden, der soll sie in Gottesnamen für solche halten.

Das Verhältnis der Kollegen zueinander war in unserer Klasse nicht nur kein kameradschaftliches, sondern geradezu ein ungemütliches zu nennen. Der ganze Jahrgang war in kleine Gruppen geteilt, so daß nur je zwei, drei Akademiker sich grüßten, oder miteinander verkehrten. Die meisten gingen ohne Gruß aneinander vorbei, als stamme jeder von einem anderen Planeten. Ich denke, Schuld daran war größtenteils das Wesen unseres Professors, der ein gespreizter, manierierter Herr war, denn: wie der Lehrer, so die Schüler! — Man sah es deutlich an den anderen Klassen. War dort der Lehrer ein gemütlicher Mensch, so verkehrten auch die Schüler gemütlich und kameradschaftlich miteinander. Hatte der Professor Sinn für Humor, so wurde in der Schule

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

viel Ulk getrieben. Es ist ja eine alte Wahrheit, daß der Schüler dem Meister alles nachahmt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt".

Wir waren vierundzwanzig Schüler, die im selben Saal arbeiteten. Jeder dieser jungen Leute, deren allergrößter Teil nur unbedeutend begabt war, ging voll Selbstbewußtsein herum, wie der Gockel auf dem Mist. Beinahe alle litten an Überschätzung der eigenen Person und an Unterschätzung der Person des andern, obzwar viele dieser jungen Menschen schon damals ohne künstlerische Ambitionen waren. Ihr Streben war darauf gerichtet, mit der Zeit als Zeichenlehrer mit fixem Gehalt an irgendeiner Mittelschule angestellt zu werden. Diese bescheidenen Ideale standen in krassestem Gegensatz zu der zur Schau getragenen Herrlichkeit. Und das tänzelte alles herum, wohlgenährt und selbstzufrieden, wie die Fohlen auf der Wiese. Manche gehörten akademischen Verbindungen an, trugen das farbige Band über der Brust und waren von großem Hochmut. An meinen Verhältnissen gemessen durfte man sie wohl alle als wohlhabend bezeichnen, denn auch der ärmste von ihnen hatte bei seinen Angehörigen Kost und Quartier, was ich mir erst hart erkämpfen mußte.

Die Zeit meines Eintrittes in die Akademie war eine Blütezeit des Antisemitismus, den man auf der Kunstschule ebenso zu spüren bekam wie überall. Nicht nur mein Judentum, auch meine zerrissenen Stiefel, meine schlechte Wäsche, mein verwahrlostes Aussehen, forderten zu Bemerkungen heraus. Man verhielt sich mir gegenüber zurückhaltend und spöttisch. Ich sah die unfreundliche Strömung, die in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihrem Wesen schlimmer war als diejenige bei den Russen und war zu stolz, um mich jemand meiner christlichen Kollegen zu nähern. Sie kannten nicht den harten Kampf ums Dasein, den ich schon seit Jahren führte. Satt und übermütig hätten sie sich gerne aus dem kleinen russischen Juden mit dem ungepflegten Pudelkopf, der so struppig aussah und so drollig sprach, einen Sündenbock gemacht, an dem aller Übermut der Mitschüler ausgelassen werden konnte. Solche Sündenböcke, die man oft geradezu blutig hänselte, gab es beinahe in jedem Jahrgang.

Zu meinem Glücke empfand ich instinktiv die Gefahr, die für mich erwachsen könnte, wenn ich gestattete, Ulk mit mir zu treiben. Ich trat, wenn solche Gelüste sich zeigten, mit der größten Schärfe auf.

Eines Tages hörte ich seitens einer Gruppe von Schülern, die bei einem andern Modell saßen als ich, wiederholt meinen Namen nennen. Man sprach ihn scheinbar absichtlich laut aus und kicherte dabei. Ich merkte auf, und als ich beobachtete, wie ein großer Schlingel meinen Namen gerade lachend aussprach, stellte ich mein Reißbrett nieder, ging zu ihm hin und fragte ihn barsch, was er da über mich spräche? Der Schlingel verweigerte mir die Antwort, meinte, er könne sprechen, was ihm beliebe. —

Ich bestand auf Antwort.

Er wollte keine geben. —

Da sagte ich mit meiner harten, rollenden Aussprache: „Sie sind ein dummerrr und frecherr Kerrrl!"

Er sprang auf. — Der Bengel war anderthalb Köpfe größer als ich. Ich stand sprungbereit ihm gegenüber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

und dürfte nicht ganz harmlos ausgesehen haben. Er stand eine Weile mir gegenüber und setzte sich dann schimpfend nieder.

Ich hatte für eine Weile Ruhe.

Aber hin und wieder mußte ich erneut energisch auftreten, um mir die Horde vom Halse zu halten. Als mich später im dritten Jahrgang einer mutwillig beleidigte, ging ich entschlossen hin und ohrfeigte ihn. — Er forderte mich. — Ich nahm die Forderung an und schlug mich mit ihm. Ich erkämpfte mir Respekt, obwohl ich ein paar Schmisse davontrug, und wurde von nun an in Ruhe gelassen.

Wie, ich möchte sagen, geradezu lächerlich ungemütlich mein Verhältnis zu den christlichen Kollegen war, soll folgende Episode veranschaulichen: Unsere Klasse besuchte ein gewisser X., ein sehr selbstbewußter junger Mann. Ein kleines blondes Spitzbärtchen, ein Zwicker auf der Nase und die Gewohnheit, den Kopf etwas abseits gewendet und nach oben zu tragen, verliehen ihm ein hochmütiges Aussehen. Er stammte aus einer größeren Provinzstadt und soll mit einem Mädchen seiner Heimatstadt verlobt gewesen sein. Sein Lebensziel war, seine Dulzinea zu heiraten. Er wollte nur die allgemeine Malerschule an der Akademie absolvieren, die Staatsprüfung ablegen und eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Mittelschule annehmen, gewiß sehr ehrenwerte, aber bescheidene Ideale. Es traf sich, daß er und ich einmal beim Zeichnen ganz nahe beieinander, aber ganz abseits von allen übrigen Kollegen zu sitzen kamen. Ich hatte mit ihm noch niemals gesprochen. Eines Tages, während wir stillschweigend zeichneten, spricht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

er etwas vor ſich hin. Ich neigte mich gegen ihn und fragte höflich: „Wie, bitte?“ — bekam aber zur Antwort: „Habe ich zu Ihnen geſprochen?“ Ich erwiderte, er müſſe wohl zu mir geſprochen haben, da niemand anderer in der Nähe ſei. — Er antwortete brummig, er hätte zu ſich ſelbſt geſprochen. — Dieſe Borniertheit ärgerte mich ſehr, ich ſagte aber nichts.

Am nächſten Morgen, als er in die Klaſſe kam, ſaß ich bereits auf meinem Platze. Ich weiß nicht, wieſo es ihm diesmal eingefallen war, ganz gegen ſeine bisherige Gepflogenheit mit einem „Guten Morgen“ zu grüßen. — Ich erwiderte den Gruß nicht. — Er ſagte nochmals, lauter: „Guten Morgen!“ — Ich antwortete wieder nicht und tat, als ob ich in meine Arbeit ſehr vertieft wäre. Nun ſchrie er: „Guten Morgen!“ — Ich ſchaut auf.

„Wie, bitte?“ — fragte ich unſchuldig.

„Guten Morgen, hab' ich geſagt!“ ſchrie er puterrot im Geſicht.

„Haben Sie das zu mir geſagt?“ — fragte ich.

„Na, zu wem denn?“ entgegnete er wütend.

„Entſchuldigen Sie,“ ſagte ich, „ich habe geglaubt, Sie hätten wieder zu ſich ſelbſt geſprochen. — Guten Morgen, guten Morgen!“ —

Dies war das einzige Mal und alles, was ich mit dieſem Menſchen im Laufe eines dreijährigen täglichen Beiſammenſeins in der Akademie geſprochen hatte.

Mit den andern ſprach ich nicht einmal ſoviel.

Der Zufall brachte uns nach langen Jahren zuſammen. Ich ſaß eines Tages in einem Wiener Reſtaurant, als ein Herr auf mich zukam und mich kameradſchaftlich mit einem „Servus Epſtein!“ und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

per „Du" begrüßte. Ich ſchaute auf. Ein kräftiger Mann mit blondem Vollbart und Zwicker auf der Naſe hielt mir lächelnd ſeine Hand entgegen. — Es war der X. — Ich geſtehe, daß ich den kameradſchaftlichen Ton ablehnte und mich, mehr inſtinktiv als abſichtlich, ziemlich kühl ihm gegenüber verhielt. Wir wechſelten einige konventionelle Redensarten und er verließ mich ein wenig verlegen. —

Ein gemeinſamer Bekannter aber, bei dem X. ſich beklagt hatte, machte mir wegen der kühlen Behandlung Vorwürfe, denn er deutete es als Hochmut und glaubte, ich wäre deshalb einem alten Schulkameraden unfreundlich entgegengekommen, weil ich mehr Erfolg im Leben gehabt hatte als der andere. — X. hat natürlich nicht erzählt, auf welchem Fuß wir in der Akademie miteinander geſtanden waren und daß ein kameradſchaftliches Verhältnis unter uns niemals beſtanden hatte.

Meinungen anderer dürfen für die Beurteilung eines Menſchen, ſeiner Handlungsweiſe wie ſeines Charakters nicht maßgebend ſein. Sie ſind mit einer Spiegelung zu vergleichen.

Wie aber zeigt ein Spiegel? — Er reflektiert ſo wie er ſelbſt beſchaffen iſt. Iſt ſeine Fläche nicht ganz eben, ſo zeigt er ein krummes und verzerrtes Bild. Iſt er gefärbt oder trübe, wird das Bild, das er zeigt, ebenſo ausfallen. Dies gilt auch für die eigene Wahrnehmung. — Bin ich aber ſchon bei meiner eigenen Wahrnehmung der Gefahr ausgeſetzt, einen Menſchen mißzuverſtehen, vielleicht, weil ich überhaupt die Fähigkeit nicht beſitze, eine objektive Auffaſſung von der Handlungsweiſe eines andern zu gewinnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(wie selten ist diese Fähigkeit!), um wie viel vorsichtiger muß ich dort sein, wo es sich um fremde Wahrnehmungen handelt! —

Beim Sprechen über eine dritte Person soll man Schlüsse ziehen auf den Sprecher, nicht aber auf den, über den gesprochen wird. Höre ich beispielsweise jemand sagen, er habe einen Freund, für den er bereit wäre, sein Leben zu opfern, so könnte ich daraus schließen, er, der Sprecher, besitze die edle Fähigkeit, sich für einen Freund aufzuopfern. Ob aber der Freund dessen würdig sei, müßte erst untersucht werden.

Wer selbständig zu denken versteht, wird sich hüten, etwa Charakterschilderungen geschichtlicher Persönlichkeiten als bare Wahrheit hinzunehmen. Wir hören oder lesen, große bedeutende Männer sollen keine einwandfreie Charaktere, ja, geradezu schlechte Menschen gewesen sein. Woher wissen wir das? Es ist überliefert worden. — Von wem, von wie vielen überliefert? — Was ist aus dem Originalbild geworden nach diesen vielen Spiegelungen in gefärbten, vielleicht krummen, trüben Oberflächen? — Sind die Gründe, warum die Überlieferung so und nicht anders ausfiel, erforscht worden? —

Wir hören oft von einem Menschen sagen, er sei der beste Mensch von der Welt. Man kann begreiflicherweise nur für W e n i g e der beste Mensch von der Welt sein, nicht für alle. Wenn aber gerade einer von den A l l e n sein Urteil über diesen „besten Menschen von der Welt" überliefert hat? — Dann erfahren wir eben nicht, wie er sich zu den W e n i g e n verhalten hatte! —

Ich habe im Leben Gelegenheit gehabt, bei Ereig-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nissen anwesend gewesen zu sein, über die ich später einen Beteiligten berichten hörte, der nicht wußte oder bereits vergessen hatte, daß ich Augenzeuge gewesen war. Ich kann versichern, daß solche Wiedererzählungen, als Spiegelungen von Tatsachen aufgefaßt, meist höchst possierlich ausfielen. — Ja, nur Spiegel allerreinster Qualität sind fähig, ein getreues Bild zurückzuwerfen. Absolut w a h r gibt überhaupt keiner wieder.

Gstettner und ich wohnten im selben Bezirk und nicht weit voneinander. Wir gingen täglich den weiten Heimweg miteinander und waren nach kurzer Zeit in guten, freundschaftlichen Beziehungen.

Er stammte aus Ungarn. Sein Vater war von Beruf Geschäftsreisender. Vater Gstettner dürfte sich in keinen allzuguten materiellen Verhältnissen befunden haben. Er war Witwer und wohnte mit seinen beiden Söhnen, dem Kunstakademiker und dem Handelsschüler, in einem möblierten Zimmer.

Sandor, der Kunstakademiker, war ein schlanker, hochgewachsener Bursche. Er war immer nett gekleidet, denn er hielt viel auf sein Äußeres. Ich sah ihn seine Nägel pflegen und seine Zähne putzen, Luxusübungen, die mir fremd waren, weshalb er mir als ein junger Mann von vornehmer Lebensweise erschien. Als ihm sein Vater einmal in meiner Gegenwart dreißig Kreuzer für die Bestreitung seines Nachtmahls übergab, hielt ich sie nicht nur für elegante, sondern auch für vornehme Leute, denn i c h verausgabte eine solche Summe kaum in zwei Tagen.

Über die drollige Art, wie ich Deutsch sprach, mußte Sandor oft herzlich lachen, verbesserte aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

freundlich meine Fehler. Er nahm sich überhaupt in mancher Hinsicht meiner an und war mir mit seinem Rate nützlich.

Auch in der Schule hielten wir zusammen. Er gehörte zu den Begabtesten unserer Klasse. Der Professor bevorzugte ihn und zeichnete ihn vor den andern Schülern aus. Ich glaube, mit ihm hätte auch manch christlicher Kollege gerne verkehrt, aber die antisemitische Strömung, die in unserem Jahrgange so fühlbar war, nötigte ihn, wie jeden, der über Selbstgefühl verfügte, sich abseits zu halten und auf die Auszeichnung eines solchen Verkehrs zu verzichten.

Zu Gstettner und mir gesellte sich nach kurzer Zeit ein Dritter. Er hieß Bjielka. Wenige von denen, die ich vor so langer Zeit kennen gelernt habe, hinterließen bei mir eine so genaue Erinnerung an Mensch und Habitus wie er. Er war etwa ein bis zwei Jahre jünger als ich, und von Gestalt, sogar von Angesicht dürfte unter uns eine Ähnlichkeit bestanden haben, dadurch hervorgerufen, daß wir beide dunkles Haar hatten, das sich rückwärts ein wenig kräuselte, während der zu sprossen beginnende Schnurrbart bei beiden blonder als das Haupthaar zu werden versprach. Diese äußerlichen Merkmale bewirkten, daß man uns für Brüder hielt. Obwohl wir ganz verschiedenen Wesens und ganz ungleichen Temperamentes waren, verwechselte man uns häufig miteinander. Er trug, als ich ihn zum ersten Male sah, einen Paletot von grünlicher Farbe, hinten durch eine Spange, einem sogenannten Dragoner zusammengehalten und einen ebenfalls grünlich verschossenen Hut. Die Art wie er ging, war sehr charakteristisch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er ging rasch, machte aber zu kleine Schritte, ohne die Beine entsprechend voneinander zu entfernen, weshalb seine Pantalons aneinanderschlugen und an dieser Stelle stets beschädigt waren. Er hatte weder Vater noch Mutter. Aus Galizien nach Wien gekommen, um die Kunstakademie zu beziehen, war er beinahe ebenso arm wie ich und ebenfalls auf eigene Kraft angewiesen.

Vater Bjielka hatte zwei Söhne, denen er eine gute Erziehung angedeihen ließ. Nach dem Tode des Vaters kamen beide Brüder nach Wien. Der ältere studierte Medizin, der jüngere wollte Maler werden. Ich lernte ihn bei der Prüfung in die Akademie kennen und erinnere mich auch noch deutlich an seine Prüfungsarbeit, die Büste Dantes. Er zeichnete der Büste, obwohl sie an der hellen Wand stand, einen pechschwarzen Hintergrund, so schwarz wie es nur die Kreide leisten konnte. Ich fragte ihn, warum er es tue? — Er erklärte mir, daß allein mit dem Abzeichnen der Natur noch nicht alles getan sei. Man müsse, wenn man künstlerische Arbeit leisten wolle, sich dabei auch etwas denken können. Ein heller Hintergrund passe nicht zu dem Manne, der die „Hölle" geschrieben habe. — Indes, der schwarze, auswendig gemachte Grund, der so schicksalsschwer über der Büste lastete, dessen Finsternis die Tiefe der Danteschen Seele versinnbildlichen sollte, hatte ihm und der Zeichnung mehr geschadet als genützt. Seine Arbeit mißfiel und er fiel durch. Als er ein Jahr später die Prüfung bestand und in die Akademie aufgenommen wurde, war er um zwei Jahrgänge hinter mir zurückgeblieben. Wir trafen uns jetzt in der akademischen Bibliothek, die er derweil als Volontär

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beſuchte. Er, der viel kultivierter war als ich, intereſſierte ſich hauptſächlich für die klaſſiſche und klaſſiziſtiſche Richtung, ſchaute ſich Preller, Röthel und andere an, während ich für dieſe Maler noch kein Intereſſe, oder beſſer geſagt, noch kein Verſtändnis hatte und mich mehr für das Moderne und Genrehafte intereſſierte. Bjielka kam oft zu meinem Tiſche oder winkte mich zu ſich heran und zeigte mir, wie ſchön dieſes oder jenes Bild ſei, bekam aber von mir beinahe immer die gleiche Antwort: „Das iſt mir zu klaſſiſch", was in meiner Sprache ein abfälliges Urteil bedeutete. — Bjielka war ſehr muſikaliſch, ſpielte gut Klavier und hatte trotz ſeiner großen Jugend bereits die Maturitätsprüfung abgelegt, was mir nicht wenig imponierte. Seiner Raſſe und Sprache nach ſtand er mir, trotz unſerer verſchiedenen Erziehung und unſeres ungleichen Bildungsgrades näher als alle andern Kollegen.

Gſtettner, er und ich waren nun ein Triumvirat, das man oft beiſammen ſah.

S. ſchien ein ganz erträgliches Leben zu führen. Er dürfte nach Wien Empfehlungen mitgebracht und hier Gönner gefunden haben, die ihn unterſtützten. Er erzählte aber niemals von ſeinen Angelegenheiten. Ich weiß bis heute nicht, wie und wovon er lebte. Wir waren im zweiten Jahrgang Kollegen geworden. Vom beſten Schüler, der er im erſten Jahrgang bei den Gipsköpfen geweſen war, ſank er beim Naturkopfzeichnen zu einem der ſchlechteſten herab. Nach der Natur wollte ihm kein einziger Kopf gelingen. Er faßte ſie merkwürdig ordinär auf. Ich erinnere mich, wie ihm der Profeſſor einmal, als er einen ſchon

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

in der Natur roh aussehenden Italiener abkonterfeite, sagte: „Im Vergleich mit Ihrer Zeichnung könnte man das Modell einen schönen Mann nennen." — Er versagte auch weiter vollständig.

An der Akademie gab es einen Unterstützungsverein, der an unbemittelte Schüler Beträge bis zu vier Gulden monatlich, oder Speisemarken für die Volksküche im gleichen Werte verlieh. Diese monatliche Hilfe wäre für mich von großer Wichtigkeit gewesen, aber S. meinte, es sei nicht ungefährlich, sich darum zu bewerben, denn die Polizei könnte von meiner Armut erfahren und ich riskierte dann als mittelloser Ausländer ausgewiesen zu werden. Diese Möglichkeit schüchterte mich sehr ein. Die russischen Zustände noch frisch in Erinnerung, machte schon das bloße Wort „Polizei" auf mich großen Eindruck. Ich unterließ es deshalb, mich um eine Unterstützung zu bewerben und zog vor, periodisch zu hungern. Ob S. mir seine Mitteilung bona oder mala fide gemacht hat, weiß ich nicht. Ich nehme an, daß er im besten Glauben handelte.

Wenn ich mich nun für wohlhabend ausgab, geschah es gewiß nicht, weil ich eitel war. Ich hielt Reichtum für keine Tugend und Armut für kein Laster, aber ich empfand, daß sie eine große und gefährliche Schweinerei sei. Dadurch, daß ich mich für wohlhabend ausgab, riskierte ich jedenfalls nichts in den Augen meiner Nächsten. Als Gstettner mich einmal fragte, welchen Betrag ich von zu Hause zu meinem Unterhalte bekomme, gab ich an, rund hundert Rubel monatlich zu erhalten, durch welche Mitteilung ich sichtlich in seiner Wertschätzung ge-

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

wonnen hatte. Er wollte es zwar anfangs nicht glauben und begehrte zu wiſſen, warum ich bei ſo reichlicher Dotierung ſo ſchlecht ausſehe und ſo ärmlich gekleidet wäre? — Ich erfand aber Ausflüchte und ſpielte mich auf den Nihiliſten und Güterverachter heraus. Als der akademiſche Portier, der mir binnen kurzer Zeit vier Geldbriefe ausgehändigt hatte, beſtätigte, daß jeden Augenblick für mich Geld ankomme, glaubte Gſtettner an die hundert Rubel und hielt mich von nun an für eine Art Koſaken, für einen Sonderling.

Ich habe vergeſſen, zu erwähnen, daß ich nach Wien eine Empfehlung mitgebracht hatte. In Bobrujsk lebte ein wohlhabender Bankier, bei deſſen Sohn als Erzieher ein Dr. phil. angeſtellt war. Dieſer Erzieher, der zufällig von meiner Abſicht, nach Wien zu gehn, unterrichtet worden war, gab mir eine Empfehlung mit, an einen Herrn B—i in Wien. Nun gedachte ich das Empfehlungsſchreiben erſt abgeben zu ſollen, bis ich in die Akademie aufgenommen worden wäre, um mich in einer beſtimmten Lebensſtellung präſentieren zu können, dann glaubte ich noch einige Zeit zuwarten zu müſſen, bis ich mich an die deutſche Sprache etwas mehr gewöhnt hätte. In Wirklichkeit waren es Ausreden, nach denen ich vor mir ſelbſt ſuchte, um den Beſuch hinauszuſchieben. Wenn mir bevorſtand, mit fremden Menſchen zuſammenzukommen, machte ſich bei mir damals ein Gefühl großer Schüchternheit und ein Mangel an Selbſtvertrauen geltend. Eines Tages ging ich doch hin, um meine Empfehlung abzugeben.

Der Brief trug eine Geſchäftsadreſſe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich trat in ein Büro und verlangte den Herrn B—i zu ſprechen. Ein älterer Herr mit kleinem Spitzbart und einem Kneifer auf der Naſe kam zum Schalter und fragte nach meinem Begehren; ich übergab den Brief. Er las ihn aufmerkſam durch und fragte mich freundlich, womit er mir dienen könne? — Ich wußte ſelbſt nicht, womit er mir dienen könnte und antwortete kurz: „Mit Ihrer Bekanntſchaft.“ — Ich hatte den Eindruck, als ob ihm meine Antwort gefallen hätte. Er lud mich ein, ihn einmal an einem Sonntag in ſeiner Wohnung, deren Adreſſe er mir mitteilte, aufzuſuchen.

Wieder konnte ich vor lauter Schüchternheit mich lange nicht entſchließen, der Einladung zu folgen. Ich ließ nochmals Wochen verſtreichen, raffte mich aber eines Sonntags auf und ging hin.

Ich wußte nicht, zu welcher Stunde in Wien Beſuche gemacht werden. Drei Uhr nachmittags ſchien mir eine Stunde zu ſein, zu der feine Leute geſpeiſt und auch ausgeruht haben dürften. Ich ſtand alſo um dieſe Zeit vor der Türe der vornehmen Wohnung des Herrn B—i. Mein Herz ſchlug mir vor Aufregung bis zur Kehle hinauf. Ich blieb eine Weile vor der Türe ſtehen, um mein aufgewühltes Blut ſich etwas beruhigen zu laſſen und läutete dann entſchloſſen an. —

Während ich herging, ſah ich mich im Geiſte vor dem freundlichen kleinen Herren mit dem grauen Spitzbart, ſah um ihn Reichtum und Luxus und überlegte, was ich ihm ſagen ſollte, um ſeine Anteilnahme raſch zu gewinnen. — Nun war ich ganz kleinmütig geworden.

Ein Stubenmädchen machte mir auf und fragte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach meinem Begehr. Ich erkundigte mich, ob der Herr zu Hause wäre und übergab ihr eine meiner Visitkarten, auf denen das schöne Wort „Kunstakademiker" stand. — Während ich auf Bescheid wartete, ging, aus einer anderen Türe kommend, ein zweites Mädchen mit gefüllten Schüsseln durch das Vorzimmer, woraus ich ersah, daß die Familie noch beim Speisen war. Ich erschrak, eine so ungeschickte Stunde gewählt zu haben. Mir kam der Gedanke, die Leute könnten glauben, ich habe absichtlich diese Zeit gewählt, um mich zum Essen einladen zu lassen. Ich sah auf einmal meine schlechte Kleidung und wie verwahrlost ich aussah. Ganz mutlos geworden, schon bereuend, hergekommen zu sein, machte ich leise die Türe auf, schlich mich hinaus und ging, nein, lief davon. —

Wie wird sich wohl das zurückgekehrte Stubenmädchen über mein Verschwinden gewundert haben? — Ich denke, sie wird sicherlich nachgesehen haben, ob kein Überkleid aus dem Vorzimmer abhanden gekommen sei. —

Wegen meines Davonlaufens, das ich nachträglich als kindisch empfand und bereute, genierte ich mich nochmals hinzugehen. Meine Adresse war aber dem Herrn B—i nicht bekannt. So nahm unsere Bekanntschaft ein rasches Ende und wir hörten nie mehr voneinander.

Ich habe mich später im Leben aus eigener Wahrnehmung überzeugt, wie nützlich der Verkehr mit Menschen und selbst unbedeutende Bekanntschaften sein können. Wer weiß, wie viel Entbehrungen ich mir erspart hätte, wenn ich mich damals von meiner Schüchternheit nicht hätte übermannen lassen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich lebte jetzt gleich dürftig, wie ich in Wilna lebte, ja, vielleicht noch ärmlicher. Aber selbst für diese bescheidene Lebensweise die Mittel aufzutreiben, war schon eine sehr schwierige Aufgabe.

Das ganze erste Schuljahr verging in Mühsal und Sorge. Ich verdiente meinen Lebensunterhalt hauptsächlich durch kleine Zeichenarbeiten; einmal hatte ich auch eine Zeichenstunde zu geben, die mir ein Geringes eintrug.

Eines Tages übergab mir der Portier der Akademie eine Visitkarte, auf der der Namen des Inhabers einer Anstalt für „Porträts nach amerikanischem System" nebst Adresse zu lesen war. Akademiker, die beschäftigt sein wollten, sollten hingeschickt werden. Ich ging hin. Ein Herr empfing mich und fragte, ob ich Porträts nach amerikanischem System zeichnen könne? — Was ich dreist bejahte, wiewohl ich keine Ahnung hatte, was mit diesem „amerikanischen System" gemeint sein konnte. — Es handelte sich um folgendes: Die Anstalt fertigte nach übernommenen Photographien, auf zum Zeichnen geeignetem Papier, in ganz blassem Druck, auf photographischem Wege Vergrößerungen an. Mit Hilfe der Originalphotographie mußte man das Bild kräftig durchzeichnen und ihm das Aussehen verleihen, als wäre es ganz mit freier Hand angefertigt worden. Um die Aufgabe gewissenhaft zu lösen, benötigte man dafür immerhin zwei Tage fleißiger Arbeit, die mit einem Gulden entlohnt wurden. Trotz dieser elenden Bezahlung übernahm ich die Aufträge und zeichnete eine Zeitlang für diesen Mann, froh, einen regelmäßigen Verdienst gefunden zu haben. Aber dieser Erwerb war geiststötend. Schon nach Verlauf weniger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wochen fühlte ich mich ganz verblödet. Ich gab, trotz meiner Not, diesen Erwerb bald auf.

Ich war zu jener Zeit körperlich sehr heruntergekommen. Ein schlechter Keuchhusten plagte mich. Ich bewohnte damals ein ganz kleines, niedriges Zimmerchen, dessen Fenster in den Hof ging. Oft, wenn ich in der Nacht einen Hustenanfall erlitt, mußte ich aus dem Bette springen, das Fenster aufreißen und den Kopf ins Freie hinausstecken, um etwas frische Luft zu atmen. Zum Glück war an diesem Husten, obwohl er recht schlimm aussah, nichts Bösartiges.

Ich gestand eines Tages Gstettner meine große Armut. Er war sehr betroffen und staunte über sich selbst, mir das Märchen von den monatlichen hundert Rubeln geglaubt zu haben. Es kam mir vor, als ob ich durch mein Geständnis in seiner Achtung etwas gesunken wäre. — Er selbst konnte mir nicht helfen, denn er war weder reich noch wohlhabend. Er fragte, warum ich mich beim akademischen Verein um keine Unterstützung bewerbe? — Ich teilte ihm die Bedenken mit, die mir S. eingeflößt hatte. Er suchte mich zu beruhigen und mich zu überzeugen, daß es nur eingebildete Gefahren wären.

Nun hatte ich Marken für die Volksküche. Soviel ich mich erinnern kann, bekam man Marken nur für zweiundzwanzig Mahlzeiten. Ein Monat hat aber bekanntlich dreißig, sogar einunddreißig Tage. Indes, wenn ich meine zweiundzwanzig Fleischmarken (man muß ja nicht Fleisch essen), in Suppe-, Brot- und Gemüsemarken umtauschte, so reichte es zur Not für

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den ganzen Monat. Allerdings konnte ich mich auch nicht an allen Tagen des Monats satt essen.

Das Essen in der Volksküche war leidlich gut. Das Publikum war ein sehr gemischtes, aber kein schlechtes. Arbeiter, Dienstmänner, Hausierer, auch viele Hochschüler. Man saß einmal neben einem Schwerarbeiter, einmal unter Studenten. Zu gewissen Stunden war der Andrang sehr groß, so daß man warten mußte, bis man einen Platz bekam. Das Essen, wie das Besteck holte man sich selbst. Alles war recht sauber und es ging in allem anständig und ruhig zu.

Ich kam eines Abends in die Volksküche. Ich erinnere mich, es war an einem Dienstag. An Dienstagen gab es Zwetschgenknödel. Meine lieben Freunde von heute! Denkt ja nicht an diese naschund schmackhaften, in Fett und Semmelbrösl mollig eingebetteten, runden, kleinen Dinger, in denen, wie die Nimphe in der Grotte, eine süße Zwetschge in ein wenig Teig versteckt ruht, die wir so gerne essen und von denen wir zwanzig bis dreißig Stück auf einmal, ohne Schaden zu nehmen, vertilgen können! — Die Zwetschgenknödel in der Volksküche, die man jeden Dienstag bekam, glichen der Kugel einer alten Kanone, waren mit einem beinahe ebenso harten Mantel wie diese umgeben, nur anstatt mit Explosivstoff mit ein wenig Powidl gefüllt. Der Teigmantel war ungemein solid im Verhältnis zur Füllung, aber die Explosivwirkung war trotzdem keine geringe. Zwei solcher Knödel bildeten eine Portion. Schon e i n e solche Portion glatt hinunterzubringen war keine geringe Leistung.

Also, eines Dienstag abends kam ich etwas verspätet zum Nachtmahl. Ich holte meine Knödel und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ſah mich mit dem Teller in der Hand nach einem Platze um. Ein ſchwarzer, herkuliſch gebauter Kohlenträger rückte, als er mich mit den Knödeln ſtehen und ausſpähen ſah, ein wenig ſeitwärts und machte neben ſich Platz. Begehrlich mit dem Kinn auf die Mehlſpeiſe hindeutend, ſchnalzte er leiſe mit der Zunge und ſagte: „Dös iſt fein, was?“ —

„Sie eſſen wohl gerne Zwetſchgenknödel?“ fragte ich.

Der Mann ſtützte ſeinen Kopf mit der geſchwärzten Hand und ſagte nur: „Ujieei!“ —

Ich ließ mich neben ihm nieder. — Wieviel ſolcher Knödel, fragte ich, wäre er imſtande, zu eſſen?

Er verſicherte, acht Portionen eſſen zu können.

Das wären ſechzehn Stück Knödel, was mir ganz unwahrſcheinlich erſchien. Ich erbot mich die acht Portionen zu bezahlen, falls er ſie in meiner Gegenwart verzehren wollte. Der Mann bedauerte ſehr, leider ſchon genachtmahlt zu haben. Ich erkundigte mich, was er heute geſpeiſt habe? — Er nannte eine Unzahl von Gemüſeportionen, viele Brote und auch Knödel hatte er ſchon gegeſſen.

„Und wieviel Portionen würden Sie trotzdem noch eſſen?“ —

Vier Portionen wollte er noch runterkriegen.

Heiliger Präcipucius! Auf das aufgezählte Nachtmahl noch acht Stück unſerer ſoliden Knödel! Das wollte ich mit eigenen Augen ſehen. Ich erbot mich die vier Portionen zu zahlen. Gottſeilob, ich hatte noch Marken.

Der Kohlenträger holte die Knödel und beförderte ſie fein ſäuberlich in ſeinen Magen.

Die geſpendeten vier Portionen Knödel erregten in der Volksküche nicht geringes Aufſehen. Die noch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anwesenden Gäste rückten näher und die bei anderen Tischen saßen, kamen, um besser zu sehen, zu uns herüber. Auch die Frau Wirtschafterin und die Köchinen traten zu uns. Alle schauten mit Bewunderung dem Knödelvertilger zu.

Sein Werk war vollbracht, der Teller leer.

„Um Gotteswillen, daß dem Manne nur nichts geschieht!" — rief die Frau Wirtschafterin besorgt, „Marie, holen Sie geschwind ein viertel Liter Wein!" —

Spirituosen waren zwar in der Volksküche strengstens untersagt, für diesmal aber wurde eine Ausnahme gemacht. Marie holte flink den Wein. Mein Kohlenträger schnalzte mit der Zunge und spülte ihn vergnügt hinunter. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und erklärte, so fein schon seit langem nicht gespeist zu haben. Er schüttelte mir die Hand und ging seiner Wege.

Der Winter war vorbei.

Ich war während der kalten Jahreszeit gesundheitlich heruntergekommen. Meine Garderobe war verwahrlost, ich sah verwildert aus und präsentierte mich sehr unvorteilhaft. Von meinem Husten hatte ich mich etwas erholt, ich war aber stark unterernährt.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit ging ich viel ins Freie und skizzierte viel in den Wiener Gärten, meist in Gesellschaft Gstettners. Auf den Bänken in den Parks saßen zu allen Tageszeiten Männer und Frauen, meist Kindermädchen, die sich gewöhnlich unter militärischem Schutze befanden. Alte Männer schlummerten und wärmten sich im Sonnenlicht und boten in ihrer Unbeweglichkeit ein geeignetes Objekt zum

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeichnen. Gſtettner hatte im Erfaſſen ſolcher Geſtalten große Geſchicklichkeit. Auch ich erwarb nach kurzer Zeit darin eine ziemliche Fertigkeit. Der viele Aufenthalt im Freien tat mir in jeder Beziehung gut.

Jetzt freute ich mich auf die bevorſtehenden Ferien und auf die Heimfahrt, obwohl mich zu Hauſe nicht weiß Gott was für ein Paradies erwartete. Ich empfand ein angenehmes Prickeln, wenn ich mir ausmalte, wie man den Wiener Kunſtakademiker anſtaunen würde. Auch bei meinen Leuten durfte ich hoffen, beſſere Behandlung und größeres Entgegenkommen zu finden als früher, und auffüttern würde man mich ſchon auch und ebenſo meine Garderobe ergänzen.

Ich hatte im Laufe des Jahres nicht wenig profitiert. Ein Stück Welt hatte ich geſehen und Menſchen kennengelernt. Mein Horizont hatte ſich erweitert. Ich hatte auch etwas Manieren angenommen.

An den Mängeln und Lücken meiner Erziehung hatte ich viel zu leiden und ich leide daran bis auf den heutigen Tag. Meine Bildung iſt ja, wie eine ruſſiſche Redensart ſagt, „mit Kupfergeld“ bezahlt worden, will ſagen, hat wenig gekoſtet. Nicht aus Büchern, aus dem Leben habe ich lernen müſſen. Es dauerte etwas länger, dafür war es gründlicher und ſchließlich war es auch amüſanter — Wurde ich auch nicht ſehr gebildet — verbildet bin ich dafür auch nicht worden.

Das Schuljahr war zu Ende. Ich ſuchte meinen Profeſſor in ſeinem Atelier auf, um mich von ihm zu verabſchieden. — Er empfing mich freundlich, lobte den letzten weiblichen Kopf in altdeutſcher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tracht, den ich gezeichnet hatte, ſagte, ich beſäße viel Empfindung für das Stoffliche und fügte hinzu: „Aber, E . . n, das iſt auch gefährlich“ — und er drohte mir wohlwollend mit dem Zeigefinger — Ich habe damals nicht verſtanden, was er damit gemeint hatte, und geſtehe, auch heute noch nicht erfaßt zu haben, was er damit ſagen wollte. Er reichte mir die Hand, wünſchte gute Reiſe und verſprach, mich fürs nächſte Semeſter rechtzeitig zu inskribieren, weil ich vermutete, der militäriſchen Stellung wegen, zu der ich mich melden mußte, erſt Ende Dezember aus Rußland zurückzukehren.

Ganz unerwartet bekam ich eines Tages Reb Loſche Zeitlin aus Gomel zu Geſicht. Die Ärzte verordneten ihm Karlsbad. Er war mit ſeiner Frau Schoſche auf der Durchreiſe in Wien angelangt. In einem Briefe meines Vaters, den er mir überbrachte, wurde ich angewieſen, mich Reb Loſches in Wien anzunehmen, ihm die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Ich freute mich, den Machthaber meiner Vaterſtadt in Wien wiederzuſehen und vor ihm als Großſtadtmenſch aufzutreten. Hier, in der fremden Umgebung, wo er niemand imponierte, der Landesſprache unkundig, war er recht kleinlaut und man merkte ihm den „Gwir“, den mächtigen Mann nicht an. Er war zum erſten Mal in einer großen weſteuropäiſchen Stadt. Der ungeheuere Verkehr wirkte auf ihn und ſeine Frau niederdrückend und einſchüchternd. An ruſſiſche Zuſtände gewöhnt, wo jeder, der eine Uniform trug, ſich in irgendeinem Grade einen obrigkeitlichen Charakter anmaßte, flößten ihm die an den Ecken ſtehenden Dienſtmänner,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

mit den zinnoberroten Kappen und dem blanken Blech vorne, viel Reſpekt ein. Er ſchien in ihnen Staatswürdenträger vermutet zu haben, denn er fragte, ob er ſie grüßen müſſe.

Ich dachte, das Naturhiſtoriſche Muſeum dürfte für die beiden alten Leute die intereſſanteſte Sehenswürdigkeit ſein und führte ſie eines Tages dorthin. Der erzielte Eindruck war geradezu ein gewaltiger. Sie konnten vor Staunen alle beide den Mund nicht weit genug aufſperren. Ihr beſonderes Intereſſe erregten die in Spiritus aufbewahrten großen Exemplare von Eidechſen und die Reptilien. Die Frau ſchrie bei jedem Präparate laut auf: „Joſche, Joſche, gib a Kuk! wos is dos far a Brue?“ — Reb Joſche beſah aufmerkſam das Tier und erläuterte ſeiner Ehehälfte: „Das iſt a Maſik (ein bösartiges Tier), daß der Herr uns errete!“ — Und ſchon hörte man wieder Frau Schoſche aufſchreien: „Joſche, Joſche, gib a Kuk!“ — und Reb Joſche ſah hin und belehrte nochmals ſeine Ehehälfte, daß es ein „Maſik“ ſei, ein bösartiges Tier, der Herr möge uns davor erreten! — So ſchritten ſie von einem bösartigen Tier zum andern, nicht geringes Aufſehen erregend. Die Diener und manche Beſucher gingen lachend hinter uns her, erfreut, ſo ſchöne Exemplare von Provinzlern vor ſich zu ſehen. Als Frau Schoſche ſich einmal in einen andern Saal verlief und wir ſie nicht ſofort fanden, geriet Reb Joſche in große Aufregung. Aber die Diener kamen lachend auf uns zu und meldeten beruhigend: „Dort iſt die Mammele!“ —

Das Ehepaar logierte in einem kleinen Hotel in der Leopoldſtadt, wo ich einmal bei ihnen ſpeiſte, zum Glücke auf ihrem Zimmer. Es fehlte ihnen zu meiner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verwunderung am elementarſten Benehmen bei Tiſche. Sie konnten nicht einmal mit Meſſer und Gabel umgehen, ſie griffen beide mit den Fingern zu, während Frau Schoſche ſich mit der Serviette den Schweiß von der Stirne wiſchte und ſich einmal mit ihr ſogar recht manierlich die Naſe putzte.

Als ich Frau Schoſches und Reb Joſches Geſellſchaft verließ, kam mir das Stubenmädchen auf den Korridor nachgegangen und fragte mich ſcharf, ob die Herrſchaften Verwandte von mir wären? — Bevor der Hahn krähte, verleugnete ich es dreimal. — Sie fragte mich erboſt, was denn dies für Wilde wären? Die Frau wiſſe nicht einmal, wie man ſich des Anſtandsortes bediene. Ich möge doch die Herrſchaften darüber aufklären. — Ich lehnte dankend und bedauernd dieſen delikaten Auftrag ab und trachtete, fortzukommen.

Ich wollte alſo heimfahren und ſtand wieder vor großen Ausgaben, denn ſo eine weite Reiſe koſtet viel Geld. Von einem bekannten ruſſiſchen Studenten erfuhr ich, daß mittelloſe Perſonen, die genötigt ſind, wegen der militäriſchen Stellung heimzufahren, das Recht hätten, vom Konſulate eine Gratis-Fahrkarte zu beanſpruchen.

Ich getraute mich zwar des Paſſes wegen nicht recht, auf das Konſulat zu gehen, aber weil die Erſparnis des Fahrgeldes für mich gar wichtig war, entſchloß ich mich doch eines Tages hinzugehen.

Ich gedachte, falls mein Paß am Konſulate einer genauen Prüfung unterzogen werden ſollte, zu geſtehen, daß ich im Vorjahre die Grenze auf illegale Weiſe überſchritten hatte. Sollte man aber dort

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meinen Paß nur oberflächlich anſehen, ſo wollte ich weiter nichts ſagen. Die Grenze hoffte ich auf der Heimreiſe in gleicher Weiſe zu paſſieren, wie bei der Herfahrt. Jetzt müßte es leichter fallen. Voriges Jahr ſah es bösartig aus, als ob ich deſertieren wollte, während ich jetzt heimkehrte, um mich zur militäriſchen Stellung zu melden.

Ich ging eines Tages aufs Konſulat und trug dort mein Anliegen vor.

Ruſſiſche Polizeiluft wehte im Konſulate, oder kam es mir nur ſo vor? — Der Beamte war unliebenswürdig, wie man es gewöhnlich Bittſtellern gegenüber zu ſein pflegt. Er fragte vor allem, ob mein Paß in Ordnung ſei? — Ich bejahte. — Er gab mir Beſcheid, vor meiner Abreiſe wiederzukommen und meinen Paß mitzubringen.

Als ich nach einigen Tagen wieder vorſprach, nahm der Beamte den Paß, ſah flüchtig hinein, beſtätigte auf einem der Blätter, daß dem Inhaber dieſes Paſſes vom Kaiſerlich-Ruſſiſchen Konſulate eine Freikarte bis zur Grenze ausgefolgt worden ſei, drückte das Amtsſiegel darauf und gab mir den Paß zurück, ſamt einer Freikarte bis zur Grenze. Für die weitere Freifahrt ſollte ich mich an die zuſtändigen ruſſiſchen Behörden wenden.

Nun war ich wohl froh, das Fahrgeld bis zur Grenze erſpart zu haben, aber der Umſtand, daß der Siegel des Wiener Konſulates in meinen Paß gelangte, bereitete mir Unbehagen, denn dies dokumentierte, daß ich im Auslande geweſen war. Ich hatte nämlich gehofft, nach meiner Rückkehr nach Rußland dem Gouverneur den Paß zurückzuſtellen und die Rückſendung meiner Dokumente von ihm zu erbitten. Es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hätte ausgesehen, als ob ich gar nicht außer Landes gekommen wäre, weil der Kupon, der beim Überschreiten der Grenze abgetrennt wird, intakt war; nun hatte ich drin das Siegel des Wiener Konsulats! — Es war dadurch sichtbar geworden, daß ich mit einem Paß, dessen Gültigkeit erloschen war, mich im Auslande aufgehalten hatte, also die Grenze irgendwie illegal passiert haben müßte.

Das ganze war eine Bagatelle, aber ich war damals jung und unerfahren und in allem, was die Pässe betraf, sehr verschüchtert.

Nun bereute ich, das Konsulat überhaupt aufgesucht zu haben, es war aber zu spät. Trübe gestimmt, wegen der Unannehmlichkeiten, die unterwegs meiner harrten, trat ich eines Abends die Heimreise an.

An der Grenze stieg ich aus. Ich befand mich am Bahnhof eines kleinen Industriestädtchens, desselben, das ich im vorigen Jahre von der russischen Seite her zum Grenzübergang benützt hatte. Der kleine Fluß teilte die Ortschaft in eine deutsche und eine russische Hälfte.

Ich ließ mein Gepäck in eine bescheidene Herberge tragen. Während ich mir einen kleinen Imbiß bestellte, suchte ich mit der Wirtin, die mich bediente, ein Gespräch anzuknüpfen. Sie war eine Frau in den mittleren Jahren, redselig, und ich teilte ihr bald ohne Scheu mit, daß mein Paß nicht in Ordnung sei und bat sie mir zu raten, an wen ich mich hier wenden solle, um auf die russische Seite hinübergebracht zu werden.

Auf diese meine Eröffnung wurde die Frau refer-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

viert und wollte mit der Sprache nicht recht herausrücken.

Sie erklärte mir nach einiger Überlegung, daß an ein illegales Paſſieren der Grenze nicht zu denken ſei. Ja, es wäre jetzt ganz ausgeſchloſſen, jemand zu finden, der mich hinüberbrächte. Auf der ruſſiſchen Seite ſei ſeit kurzer Zeit ein neuer Beamter, ein General angeſtellt, ein eifriger, ſtrenger Mann. Eine große Schmugglerbande ſei unlängſt von ihm feſtgenommen worden. Sein Schrecken läge auf allen.

Ich fragte zaghaft, was da zu machen ſei? —

Die Wirtin riet mir, zum General zu gehen und ihm meine Angelegenheit vorzutragen, er werde mich ſchon paſſieren laſſen.

Und wenn nicht? —

Dieſe Möglichkeit machte mich ſehr niedergeſchlagen. Ich wußte wohl, daß ich kein Verbrechen begangen hatte, für das mich weiß Gott was für eine Strafe erwartete, aber ich befürchtete, ein roher Beamter könne mich per Schub nach Gomel bringen laſſen, eine Maßregel, an die ich nur mit Schrecken denken konnte. — Was tun? —

Auf einen Ausweg aus meiner ungünſtigen Situation ſinnend, ſchlenderte ich den ganzen Nachmittag durch die Gaſſen des Städtchens herum, ohne daß mir was eingefallen wäre. Ich kehrte endlich müde ins Wirtshaus zurück. Mit unter dem Kopf verſchränkten Armen ſtreckte ich mich auf einer Bank aus. Meine Gedanken ſuchten angeſtrengt nach einem Ausweg. Jetzt machte ſich aber die in der Eiſenbahn ſchlaflos verbrachte Nacht geltend. Die Müdigkeit überwältigte mich und ich ſchlief ein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Plötzlich gab es mir wie einen Ruck und ich erwachte. Ich wußte auf einmal, was ich zu tun hatte. Ich ließ einen Träger kommen und hieß ihn mein Gepäck gegen die Grenze bringen.

Die Grenze bildete dasselbe Flüßchen, das ich im vorigen Jahre durchwatet hatte. Diesmal ging ich über die Brücke. Auf der deutschen Seite war kein Posten zu sehen, auf der russischen stand ein Gendarm. Ich zeigte meinen Paß vor. Der Gendarm hieß mich freundlich warten, bis noch weitere Reisende, die hinüberwollten, dazukämen, damit wir alle miteinander gingen. Nach kurzer Zeit waren etwa fünfzehn bis zwanzig Personen an der Brücke, meist Arbeiter, und wir begaben uns, vom Gendarmen geführt, aufs Amt.

Der Paß der Grenzbewohner ist kein Büchel, sondern ein Schein. Ein Tschinownik begann die Scheine zu stempeln. Als ich sah, daß er mein Büchel, es war unter den vielen Scheinen das einzige, zur Hand nahm, trat ich näher und erlaubte mir seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß voriges Jahr, beim Überschreiten der Grenze, an meinem Passe eine Formalität unterlassen worden wäre. Ich zeigte ihm den nicht abgetrennten Kupon und das Fehlen des Grenzstempels.

Der Beamte wunderte sich. — Ich sprach bescheidentlich die Vermutung aus, es hätte ein Versehen stattgefunden. An jenem Tage, erzählte ich, wären sehr viele Reisende dagewesen und wahrscheinlich im Gedränge wäre mein Paß übersehen worden.

Der Beamte hieß mich warten und ging mit meinem Paß ins Amtszimmer. Nach einiger Zeit er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schien er wieder und sagte höhnisch: „Ihr Paß ist ja ungültig!" —

Er wies darauf hin, wie ich drei Monate nach Ausstellung dieses Passes noch in Wilna gemeldet worden wäre, folglich durfte ich mit diesem Passe die Grenze nicht mehr überschreiten.

Ich protestierte lebhaft und verwies den Beamten darauf, daß mein Paß für die Dauer eines ganzen Jahres, nicht aber für drei Monate ausgestellt sei.

Der Beamte zeigte mir die im Passe abgedruckte Gesetzesbestimmung, wonach jeder Auslandspaß, unabhängig von der Dauer, für die er ausgestellt sei, seine Gültigkeit verliere, sobald er drei Monate nach dem Tage seiner Ausfertigung nicht benützt worden wäre. — (Diese Bestimmung kannte ich sehr genau. Sie hatte mir genug Verdruß bereitet.)

Ich versicherte, diese Stelle nicht gelesen zu haben. Die Vermutung, daß ich mich über die Grenze geschmuggelt haben könnte, wies ich mit Entrüstung zurück. Ich verwies darauf, daß ich, Gottlob, wie aus meinem Dokumente ersichtlich, von der hohen Steuer für den Auslandspaß befreit sei. Mein Paß kostе mich nur fünfzig Kopeken. Glaubte der Beamte etwa, daß die Schmuggler es billiger als um fünfzig Kopeken besorgten? — (Dreieinhalb Rubel hatte ich bezahlen müssen!) — Ich wies darauf hin, daß ich an der Wiener Kunstakademie studiere, daß ich zurückfahre, lediglich, um meiner Militärpflicht Genüge zu leisten. Ob er mir einen Grund angeben könne, weshalb ich mich geschmuggelt haben sollte.

Meine Argumente aus Wahrheit und Notlügen gemischt, waren logisch vorgebracht und verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Mann wurde etwas freundlicher,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hieß mich nochmals warten und ging in ein anderes Zimmer. Nach einiger Zeit erſchien ein großer, ſtarker Mann, mit einer Brille auf der Naſe, der gar nicht ſchreckeneinflößend ausſah. Es war der General in perſona.

„Epſtein!“ —

Ich trat vor.

„Was ſind das für Geſchichten mit Ihrem Paß?“ —

Ich war im Zuge und erfand friſch-fröhlich weiter.

Ich wiederholte meine Verantwortung, fügte noch hinzu, man habe mir auf dem Konſulate in Wien geſagt, es handle ſich um einen Formfehler, den man an der Grenze wieder gut machen werde. Das Konſulat habe mir ſogar eine Freikarte ausgefolgt, wie dies aus meinem Paß zu erſehen war.

Der General hörte mir aufmerkſam zu. Er blätterte in dem Büchlein, nahm mich dann etwas beiſeite und fragte leiſe: „Haben Sie ſich hinübergeſchmuggelt?“ — Er ſprach freundlich.

Ich leugnete beharrlich.

Der General redete mir zu, ich möge ihm nur getroſt alles anvertrauen, es ſolle mir nichts geſchehen. Er möchte die Wahrheit wiſſen.

Wie ſollte ich ihm die Wahrheit ſagen? — Ich hätte Namen nennen und Menſchen, die mir nichts Böſes getan haben, denunzieren müſſen. Wer weiß, wie weit dies führen und welche Folgen es für mich und für die andern haben könnte? — Ich dachte daher, es würde beſſer ſein, ich geſtehe nichts und bleibe bei meiner Ausſage.

Der General drehte noch immer meinen Paß zwiſchen den Fingern. Der kleine ſchmächtige Burſche, der vor ihm ſtand, ſchien nicht den Eindruck eines

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

großen Missetäters zu machen. Er warf einen Blick auf meinen mageren Koffer. Meine Zeichenmappe fiel ihm auf und er fragte nach meinem Beruf. Als er hörte, daß ich Schüler der Wiener Kunstakademie bin, erkundigte er sich in freundlicher Weise, ob ich Bilder in meiner Mappe mitführe, und ob man sie besichtigen könne? —

Das bedeutete eine Entspannung! — Freudig bewegt, machte ich bereitwilligst meine Mappe auf.

Meine Angelegenheit hatte indessen die Aufmerksamkeit des ganzen Amtes erregt. Aus allen Türen traten die Tschinowniks und drängten sich neugierig um mich und den General. Ich holte meine Arbeiten aus der Mappe hervor und zeigte ihnen Blatt für Blatt. Alle besichtigten die Zeichnungen mit größtem Interesse.

Währenddessen hatte sich unter der Judenschaft des kleinen Städtchens die Nachricht verbreitet, ein junges Bocherl wäre angekommen, dessen Papiere scheinbar nicht in Ordnung seien, der General aber und die Beamten gingen trotzdem freundlich mit ihm um. Von allen Seiten kamen Neugierige gelaufen, die bald den Vorraum des Amtes füllten. Wer die hohe Ehre genoß, einen Tschinownik persönlich zu kennen, traue sich sogar, näher heranzutreten, um ebenfalls einen Blick auf die Zeichnungen zu werfen. Der General interessierte sich, zu wissen, in welcher Weise der Unterricht auf der Akademie vor sich ging und fragte mich erstaunt, ob ich einen Menschen nach dem Leben abzeichnen könnte, und zwar so, daß er ähnlich wäre? — Als ich dies bestätigte, machte der General eine flinke Wendung, erwischte einen neugierigen Juden, der seinen Kopf zu weit vorgestreckt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hatte bei den Peies und sagte zu mir gewendet, er wolle den Juden schon festhalten, ich solle ihn geschwind abzeichnen. Ein erschrecktes „Ai wai" und das Gelächter der Umstehenden brachte alle in gute Laune.

Man blätterte weiter in meiner Mappe. Als die Studien nach nackten männlichen Gestalten zum Vorschein kamen, wollte der General wissen, ob ich auch Weibliches in diesem Genre in der Mappe hätte? — was ich zum Bedauern aller Anwesenden verneinen mußte. Nun fragte der General, ob er eine der Zeichnungen als Andenken behalten dürfe, und ich beeilte mich, ihm zu versichern, daß dies mir zur großen Ehre gereichen würde.

Der General befahl nun einem Beamten, meinen Paß in Ordnung zu bringen und erkundigte sich teilnehmend, wann ich weiterzufahren beabsichtigte, und ob ich schon einen Wagen zum Bahnhof, der drei bis vier Kilometer entfernt sei, bestellt hätte?

Ich hatte noch keinen Wagen bestellt.

Der General rief laut: „Ivan!" —

Ein überlebensgroßer Gendarm erschien und stand reglos vor uns. Es wurde ihm der Befehl erteilt, einen guten und billigen Wagen zu besorgen, für mich, aber in seinem, des Generals Namen. Nach kurzer Zeit fuhr eine schöne Droschke mit guten, schellenbehängten Pferden bespannt, vor das Amt. Ich versorgte meine Zeichnungen und dankte den Herren für die wohlwollende Behandlung. Alle schüttelten mir die Hand und ich fuhr mit Schellengebimmel unter Salutieren und lauten Glückliche-Reise-Wünschen froher Laune davon.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEBENSGESCHICHTEN
UND
DENKWÜRDIGKEITEN

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

EUGENIE SCHUMANN

Erinnerungen

Mit 19 Bildern, einem Faksimile von Robert Schumanns Handschrift und dem vollständigen Abdruck von Schumanns Gedenkbüchlein für seine Kinder

Sechstes bis zehntes Tausend. In Ganzleinen Rm. 6.50, Halbleder Rm. 9.—

„Eugenie Schumann zeigt mit alledem im verklärenden Sinn der Erinnerung aus der ruhevollen Perspektive des Alters heraus ein Bild jener Zeit mit ihren Menschen, die ein reiches Leben hatten, weil sie das moralische Gesetz in sich trugen. Das Bild einer Zeit, die unwiederbringlich dahin ist."

Artur Bogen in der Frankfurter Zeitung

*

„Zu den menschlich erfreulichsten Erscheinungen musikalisch-biographischer Art darf man die Erinnerungen Eugenie Schumanns, der jüngsten Tochter Robert und Klara Schumanns, rechnen. Das Buch ist ein rührendes Zeugnis der Kindesliebe und Familientreue, das unsichtbar und doch offensichtlich den Stempel der Wahrheit trägt und auch in der Wiedergabe kleinster Erlebnisse anziehend ist."

Dr. Walter Jacobs in der Kölnischen Zeitung

*

„In den Erinnerungen Eugenie Schumanns klingt so mancher bedeutende Name auf; die Schilderungen dieser Persönlichkeiten verraten die scharfe Beobachtungsgabe der Verfasserin und sie verraten zugleich ein schriftstellerisches Talent, das die Tochter wohl von ihrem Vater geerbt haben könnte. Man liest das Buch wie einen spannenden Roman, der zugleich ein lebendiges und farbiges Bild einer großen Epoche deutscher Musik gibt. Mit Recht durfte die Verfasserin in ihrem Vorwort sagen, sie habe dem Buche das Beste gegeben, das sie besitze: die Erinnerungen an große und gute Menschen, an große und gute Zeiten." *Berliner Börsenzeitung*

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

OSKAR MARIA GRAF

Wunderbare Menschen

Heitere Chronik einer Arbeiterbühne, nebst meinen drolligen und traurigen Erlebnissen dortselbst

Broschiert Rm. 3.50, in Ballonleinen Rm. 5.—, in Halbleder Rm. 7.50
In der Reihe „Lebendige Welt", herausgegeben von Frank Thieß

„Ein Stück Leben, erzählt mit jener schonungslosen Aufrichtigkeit, die man aus Grafs Bekenntniswerk ‚Wir sind Gefangene' kennt. Ein Glücksfall ist das Buch: einer, der etwas erlebt hat, kann auch schreiben! Wann trifft das einmal zusammen? Man muß, glaube ich, kein Theaterfreund und gar nicht besonders an der Frage der Arbeiterbühne interessiert sein, um diesen Bericht mit lebendigster Teilnahme zu lesen. Oskar Maria Graf wird hier liebenswert als Freund derer, mit denen er kämpfte und stritt. So ist dies Buch: voll Humor und nachdenklich im Ernst zugleich, keine Literatur, sondern ein Stück ungeschminkten Lebens, das in Graf abermals seinen Meister gefunden hat."

Friedrich Michael in der Neuen Leipziger Zeitung

*

„Oskar Maria Graf schildert in diesem kleinen Buche, gewissermaßen einer Fortsetzung seiner großen Selbstbiographie ‚Wir sind Gefangene', die Zeit seiner dramaturgischen Tätigkeit an dem Münchner Arbeitertheater ‚Die neue Bühne'. Es ist ein fesselndes Stück Leben aus der Arbeiterbewegung und ein ungewöhnlich aufschlußreicher Ausschnitt aus der Zeitgeschichte der ersten Nachrevolutionsjahre überhaupt, den Graf hier mit der ganzen ihm eigenen, primitiven, handfesten, von vitaler Energie berstenden Erzählerkraft darstellt. Es ist ein elementarer Beitrag zur Kenntnis proletarischer Kunst- und Kulturbestrebungen, ein Buch voll der schönsten, rührendsten, drolligsten und auch der abstoßendsten, hoffnungslosesten menschlichen Gesichter und Szenen."

Eduard Schröder in „Literarischer Handweiser", Freiburg

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

GRAF ALEXANDER STENBOCK-FERMOR

Meine Erlebnisse als Bergarbeiter

Broschiertes Billig-Buch Rm. 2.—, in Leinen Rm. 4.50, in Halbleder Rm. 6.50. In der Reihe „Lebendige Welt" herausgegeben von Frank Thieß

„Dies schlichte, gerade durch seine anspruchslose Schilderungskunst selten stark ergreifende Buch sollte zum mindesten in keiner Bibliothek fehlen! Es ist imstande, wie ehedem Zolas ‚Germinal', einen ganzen Stapel gelehrter Abhandlungen über die ‚Gewerbliche Arbeiterfrage' zu ersetzen!"

* *Ulmer Tagblatt*

„Das Leben in den Kohlengruben des Ruhrgebiets, die ungeheuren Strapazen und Gefahren, denen die Bergarbeiter ausgesetzt sind, alles das ist wohl noch nie so eindringlich von einem Augenzeugen geschildert worden. Das Ganze ist ein erschütterndes Gemälde, das uns die Welt der grauen Arbeit in ihrer ganzen Tragik vor Augen führt."

* *Der Tag, Berlin*

„Ein aufregend interessantes Buch ... Ich las seit langer Zeit kein Buch, das so ausdrücklich den Namen eines Bekenntnisses, eines gültigen Dokumentes dieser verwirrenden, verfluchten und hoffnungslosen Zeit verdient."

Axel Eggebrecht im Berliner Börsen-Courier

*

„Meisterhaft zeichnet Graf Stenbock das Seelenleben der Bergleute, unter denen er viel wertvolles Menschentum findet. Obwohl aus einer ganz andern Welt stammend, wird er ihnen ein warmherziger Freund und Fürsprecher. Das Buch ist ein erschütterndes Kulturdokument, das weiteste Verbreitung verdient." *Bremer Nachrichten*

*

„Mehr wie einmal wird man bei der Lektüre dieses Buches an Zolas gewaltige Schilderungen erinnert ... Die Worte sind einfach gesetzt und wirken gerade dadurch mit so erschütternder Wucht, daß man einfach nicht loskommt."

Niederrheinische Arbeiterzeitung, Duisburg

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

OSKAR VON RIESEMANN

Fluchten

Abenteuerliche Kapitel aus meinem Leben

3. Auflage. Kartoniert Rm. 3.50, in Ganzleinen Rm. 5.—, in Halbleder Rm. 7.50

„Seit den Tagen meiner Kindheit, als ich in ‚Lederstrumpf'-Erzählungen ‚schwelgte' und beim Tode des ‚letzten Mohikaners' sogar Tränen vergoß, ist mir kein Buch mehr vorgekommen, das so wie dieses von Riesemann mit atemraubenden Spannungen und abenteuerlichen Episoden förmlich durchsetzt ist. Man glaubt einen aufregenden Roman zu lesen, es handelt sich aber um durchlebteste Wirklichkeit, deren unwahrscheinliche Romantik nur in unseren unnormalen Zeiten möglich war. Stellt schon durch seinen Stil und seinen überall hervortretenden Humor alle Bücher dieser Art weit in den Schatten. Im ganzen: ein Stück Lebensgeschichte, gesehen und erlebt von einem starken Temperament und einem klugen Beobachter."

Kurt von Wolfurt in der Rigaschen Rundschau

*

„Ich habe es verschlungen, ich kenne nichts Ergreifenderes aus dieser so oft beschriebenen Zeit, ich war ihnen nahe als Mensch und als Künstler, denn es ist mit der unbewußten Technik eines großen Romanciers erzählt".

Oskar Bie in „Die neue Rundschau", Berlin

*

„Kein Roman, keine ‚kranke' Phantasie, die diese Bilder ersonnen, es ist ein echtes, in gewissem Sinne heroisches Schicksal eines bedeutend veranlagten Menschen in einem der trostlosesten und doch wiederum russischesten Kapitel des heutigen Rußlands. Abseits von den bolschewistischen Ereignissen und oft weit über sie hinaus fesselt uns an diesem Buche die Fülle der Einzelzüge, der klaren Naturbetrachtungen und der Menschenerkenntnis, kurzum die Fülle des inneren Lebens, das dieses Abenteuerbuch zu einem packenden menschlichen Dokument macht."

Hans Teßmer in der Berliner Börsenzeitung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

SIEGFRIED WAGNER

Erinnerungen

In Ganzleinen Rm. 2.—, Nummer 87—300 vom Verfasser handschriftlich signiert, auf kostbarem Papier gedruckt und mit acht Lichtdrucken geschmückt. in Halbleder gebunden Rm. 4.80

„Was dem ganzen Büchlein seine besondere Farbe gibt, das ist der Reiz der Persönlichkeit, die dahinter verborgen steht. Ein ernst strebender und ernst zu nehmender Künstler, der ‚nicht der Mode des Tages huldigt, sondern treu seiner inneren Stimme folgt', ein liebenswürdiger, offener, allem Scheinwesen abholder Mensch, dessen frohgemute deutsche Sonnennatur dem Namen Siegfried alle Ehre macht. Man legt diese Erinnerung aus der Hand mit dem wohltuenden Gefühl, sich von einem glücklichen Menschen zu verabschieden, der sich nicht nur in der verstehenden und mitarbeitenden Gattin einen unschätzbaren ‚Kriegsgewinn' errungen hat, sondern der auch sonst und in jeder Hinsicht weit von der ‚tragischen Gestalt' entfernt ist, die ein törichtes Vorurteil vielfach in dem Sohne des großen Vaters erblicken möchte."

Karlsruher Tagblatt

*

„Ein schmales Bändchen von 150 Seiten, aber voll Freude und Leben, Sonne und Liebenswürdigkeit. Siegfried Wagner, wie er ist, nicht so, wie er einer blöden Mitwelt erscheint und eingeredet wird."

Die Musik

*

„Ein ganz köstliches Schatzkästlein, das unschätzbare Bilder vom Dirigententum des großen Vaters, dem Organisationstalent der großen Mutter, und vom Künstlertum des ganzen Bayreuther Kreises, angefangen von Liszt bis zu den ehemaligen ‚Nibelungenkanzlisten', auch vom äußeren Werdegang des Bayreuther Werkes bringt, zugleich aber das vielerkannte, liebenswürdige Wesen Siegfrieds selbst anmutend hervorkehrt und weit ab in allgemeine Wissensgebiete führt."

Dresdner Nachrichten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

WILHELM KIENZL

Meine Lebenswanderung

Erlebtes und Erschautes

520 Seiten Großoktav. Mit vier Bildnissen auf Kunstdruckpapier. In Indanthrenleinen mit Goldprägung Rm. 12.—, in Halbleder mit Goldprägung Rm. 14.—

„Es ist ein überaus reizvolles und erwärmendes Buch, das uns den ganzen Zauber der Alt-Wiener Atmosphäre vermittelt. Stets bescheiden, niemals aufdringlich, immer unterhaltsam und manchmal ergreifend berichtet der Meister über seine Lebenswanderung und breitet deren inneren Reichtum vor uns aus. Das Buch ist ebenso wie die Kompositionen des Meisters aus dem Herzen heraus geschrieben und dringt daher unmittelbar zum Herzen. Eine unübersehbare Fülle bedeutender Persönlichkeiten steigt an uns vorüber, denn Kienzl ist durch den Gang seiner Entwicklung mit zahlreichen genialen Menschen in Berührung gekommen; er versteht es, sie uns bald mit wenigen Worten, bald mit liebevoll ausgesprochener Schilderung vor Augen zu bringen. Der Bericht über die eigenen Werke ist durch ein ausführliches Werkverzeichnis ergänzt und bildet die Grundlage für die musikalische Geschichtsschreibung. Die hervorragende Ausstattung macht das mit vier Bildern geschmückte Buch zu einem Schmuck für jede Bibliothek."

Berliner Börsenzeitung

*

„Dieses Buch liest sich wie ein spannender Roman, der mit Raffinement die großen Musikmeister unserer Tage der Reihe nach aufmarschieren läßt. Und ist doch kein Roman, sondern ein Auszug aus dem getreulich geführten Tagebuch des ‚Evangelimann'-Komponisten, der auch als ausgezeichneter Schriftsteller, hellsichtiger Kritiker und humorvoller Menschenbeurteiler bekannt ist." *Neue Freie Presse, Wien*

*

„In seiner Gesamtheit betrachtet ist dieses Memoirenwerk ein Volksbuch, in dem sich der menschliche Reichtum einer charaktervollen und liebenswerten Musikpersönlichkeit offenbart." *Werner Türk im Berliner Tageblatt*

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

ADALBERT LINDNER

Max Reger

Ein Bild seines Jugendlebens und künstlerischen Werdens

Zweite Auflage (viertes bis sechstes Tausend). Mit vielen Bildern auf Kunstdruckpapier, einem Faksimile, einer Zeittafel über das gesamte Leben und Schaffen des Meisters. Kartoniert Rm. 8.—, in Ganzleinen Rm. 12.—, in Halbleder (1. Auflage) Rm. 14.—

„Es war sicherlich für Reger ein großes Glück, diesen prachtvollen Lehrer gefunden zu haben, der in erstaunlicher Weise dem Werdegang seines Schülers zu folgen vermochte und vor dem dicksten polyphonen Gestrüpp nicht zurückschreckte. Was aber noch mehr wert ist: Es steckt so viel Liebe in diesem einfachen Mann. Darum ist sein Buch auch so ungemein sympathisch geworden. Es ist nicht das Werk eines Gelehrten, es ist vielmehr das Vermächtnis eines alten Lehrers an seinen lieben Schüler, der ihm in späteren Jahren zum wirklichen Freund wurde. Für die weitere Regerforschung bedeutet es eine wahre Fundgrube von Material über das äußere und vor allem das innere Leben Regers in den ersten achtundzwanzig Jahren. Die Vielen, die heute mit Regerscher Musik aufwachsen, werden mit Freuden nach diesem warmherzigen Buch greifen. *Der Bund, Bern*

*

„Dies ist wirklich ein Buch, an dem man seine ungetrübte Freude haben und zu dem man Verfasser, Verleger — und Leser beglückwünschen kann. Es gehört zum Besten, was über den noch viel zu wenig bekannten Meister geschrieben ist, und ich stehe nicht an, das wundervoll ausgestattete und dabei immer noch preiswerte Buch jedem Musiker und Musikfreund aufs wärmste zu empfehlen."

Generalmusikdirektor Fritz Busch

*

„Das Buch wird in seiner Art, mutatis mutandis, die Vorzugsstellung bewahren, die etwa Schindlers Biographie in der Beethoven-Literatur einnimmt."

Zeitschrift für Musikwissenschaft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

MARIE VON BÜLOW

Hans von Bülow in Leben und Wort

Mit 8 Bildnissen. In Ganzleinen Rm. 5.50, Halbleder Rm. 7.50

„Hans von Bülow war einer der edelsten und selbstlosesten Künstler und ein Kämpfer sein Leben lang. Ohne ihn ist das Leben Richard Wagners so wenig zu denken, wie das von Johannes Brahms oder die moderne Kunst des Orchesterdirigenten. Marie von Bülow, des Künstlers zweite Gattin, schildert diesen fast romanhaften Lebenslauf mit außerordentlichem Takt, läßt manches mehr fühlen, als daß sie es ausspricht. Dabei gewinnt man ein lebendiges Bild dieser geistig umfassenden Persönlichkeit, die sich mit allen Großen ihrer Zeit berührte und sich eigentlich immer nur für andere verschwendet hat. Eine Fundgrube musikalischen und geschichtlichen Wissens und menschlicher Erkenntnis."

Essener Allgemeine Zeitung

*

„Die Erscheinung Hans von Bülows ragt in ihrem konzessionslosen Idealismus wie ein Fremdling in unsere Zeit. Sie uns neuerdings nahegebracht zu haben, verdanken wir der unlängst erschienenen lebendigen, geistvollen und bewunderungswürdig prägnanten Biographie Marie von Bülows. Die Verfasserin hat es — und darin darf man, wie mir scheint, den besonderen Vorzug der neuen Biographie erblicken — verstanden, die Tragödie dieses Lebenslaufes aus dem Charakter Hans von Bülows und aus der scharf und treu erfaßten Umgebung zu entwickeln, in die ihn das Schicksal gestellt hat. Darüber kann kein Zweifel obwalten: dieses Bülowbuch, dem eine Reihe ausgezeichneter, zum Teil noch unbekannter Porträts des charaktervollen Menschen und großen Musikers zur Zierde gereicht, wird viele Leser finden. Möge die vertiefte Beschäftigung mit Hans von Bülow, dem Märtyrer des künstlerischen Idealismus, zu welcher uns das vorbildliche Werk seiner treuen Lebensgefährtin erneut anregt, der musikalischen Welt zum Segen gereichen."

Allgemeine Musikzeitung, Berlin

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

RICHARD VOSS

Aus einem phantaſtiſchen Leben

Erinnerungen

Sechzehntes bis ſiebzehntes Tauſend. In Ganzleinen Rm. 12.—
Nummer 61—100 in Ganzleder Rm. 40.—

„Für einen weſentlichen Teil der Kulturgeſchichte Deutſchlands in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts werden dieſe Erinnerungen zu den intereſſanteſten Dokumenten gehören. Sie leſen ſich wirklich wie ein phantaſtiſch traumhafter Roman und bieten eine Fülle feſſelnder Einzelheiten." *Basler Nachrichten*

*

„Seine Erinnerungen werden als ein Denkmal einer großen Zeit noch lange fortbeſtehen und mit ihm das Gedächtnis an alle die genialen und bedeutenden Menſchen, die als Vertreter der Wiſſenſchaft und Kunſt jenem Zeitalter ihren Stempel aufgeprägt haben und die Richard Voß, den Dichter von ‚Zwei Menſchen', ihren Freund nannten."
Kölniſche Volkszeitung

*

„Es iſt keine Selbſtbiographie, kein Gang auf einer oft nichtsſagenden Lebensſtraße, ſondern ein ewig wechſelndes Schöpfen aus den ſo verſchiedenen Quellen der Erinnerung, die aus den Tiefen der pommerſchen Brunnen quillen, aus den ſonnigen Rebgeländen der Sabinerberge ſprudeln oder unter den Tannen Thüringens über Wieſen murmeln."
Mecklenburger Nachrichten

In jeder guten Buchhandlung zu haben
Wo eine ſolche nicht am Platze, wende man ſich an den Verlag
J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main